1. germ. Gerstäcker
846 a (2

## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus-bezahlung | 13 M. 50 ₰ |
| Für ein halbes Jahr | | 7 M. — ₰ |
| Für ein Vierteljahr | | 4 M. — ₰ |
| Für einen Monat | | 1 M. 50 ₰ |
| Tagweise für einen Band . . . . . | | — M. 6 ₰ |

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

| | | |
|---|---|---|
| Für ein ganzes Jahr | gegen Voraus-bezahlung | 16 M. — ₰ |
| Für ein halbes Jahr | | 9 M. — ₰ |
| Für ein Vierteljahr | | 5 M. — ₰ |
| Für einen Monat | | 2 M. — ₰ |
| Tagweise für einen Band . . . . . | | — M. 10 ₰ |

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

**J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).**
**16. Maximiliansplatz 16.**

---

Zur Aus[redacted]n Aufträgen empfiehlt sich die

J[redacted]lung (Schöpping).
[redacted]ße 29.

27512.

<36623486760016

<36623486760016

Bayer. Staatsbibliothek

# Der Erbe.

Zweiter Band.

# Der Erbe.

Roman

von

## Friedrich Gerſtäcker.

Die Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
1867.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Inhaltsverzeichniß.


| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. | Am Krankenbett | 7 |
| 2. | Zwei Glückliche | 24 |
| 3. | Frau Heßberger | 54 |
| 4. | Neben der Werkstätte | 86 |
| 5. | Die Werbung | 112 |
| 6. | Staatsanwalt Witte zu Hause | 136 |
| 7. | Bei der Leiche | 164 |
| 8. | Der Raubmord | 185 |
| 9. | Die Untersuchung | 222 |
| 10. | Verschiedene Eindrücke | 248 |
| 11. | Rath Frühbach | 275 |
| 12. | Die Nachbarin | 296 |
| 13. | Das Geständniß | 323 |

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

# 1.
## Am Krankenbett.

Ungleich der ſtürmiſchen oder doch bewegten Unterhaltung im unteren Theil des Schloſſes verhandelten die Perſonen im oberen, in Benno's Krankenſtube, und Benno ſelber ſaß mit hochgerötheten Wangen in ſeinem Bett und lauſchte der Erklärung Baumann's, der vor ihm auf einem kleinen Tiſche die mitgebrachte Maſchine ſtehen hatte und jetzt ihre Wirkſamkeit beſchrieb.

„Aber woher haben Sie das wunderliche Ding, Baumann?" ſagte der Knabe mit blitzenden Augen, denn ſein ganzes Intereſſe war geweckt worden. „Doch nicht ſelber gefertigt? Das ſieht ja gerade ſo aus, als ob es ſchon über hundert Jahre alt wäre."

„Das iſt es auch vielleicht, lieber Baron,"

erwiederte der junge Mechanikus, „und eine nicht ganz werthloſe Antiquität, die dem alten, reichen Salomon gehört.“

„Aber was, um Gottes willen, ſtellt es vor? Was bezweckt es? All' die vielen Räder, die ſchwere Kugel dann und die Hebel!“

„Es ſollte ein altes Problem löſen,“ lächelte Baumann, „das perpetuum mobile.“

„Um vielleicht durch ein perpetuum immobile zu beweiſen, daß es auch das Gegentheil geben müſſe,“ lachte Benno, der ſeine Krankheit ganz vergeſſen hatte. „Wie komiſch das iſt! Es rührt und regt ſich ja gar nicht.“

„Weil es noch nicht in Gang gebracht iſt,“ erwiederte Baumann; „wenn das aber geſchieht — und wir wollen das gleich einmal thun —, ſo kann ich Ihnen verſichern, daß es ununterbrochen fortläuft und kein Aufhören mehr zu berechnen iſt, die Zeit natürlich ausgenommen, wo ſich das Material ſelber abnutzt und die Räder ausgeleiert werden — ein Nachtheil, der allen Menſchenwerken anhängt, ob er ſie nun ſpäter oder früher ereilt.“

„Und wie kommen Sie dazu, Baumann?“

„Es war die erſte Arbeit, die mir, ſeit ich mich ſelbſtſtändig etablirt habe, anvertraut wurde,“

ſagte der junge Mechanikus, „und ich glaube, ich habe meine Aufgabe ehrenvoll gelöſt, denn der alte Salomon verſicherte mir, er hätte das kleine Werk ſchon in alle größeren Städte Deutſchlands, zu den berühmteſten Arbeitern geſandt, ohne es je reparirt zu bekommen. Die Antwort von Allen habe gelautet, ſie wollten lieber etwas Aehnliches neu herſtellen, als den Fehler finden, der hier die Räder verhinderte, fortzuarbeiten. Und doch lag das Ganze nur an einer Kleinigkeit, an einem falſch eingeſetzten Rädchen, das vielleicht einmal eine ungeſchickte Hand beim Reinmachen herausgenommen und, da es Aehnlichkeit mit einem andern hatte, nicht wieder an die rechte Stelle brachte. Das aber ſtörte natürlich die Arbeit des ganzen Werkes, weil ſeine Zähne etwas weiter aus einander ſtehen."

„Und Sie fanden den Fehler?"

„Gewiß, und Sie ſollen ſich jetzt ſelber überzeugen, wie günſtig und glatt es geht. Drei Tage und drei Nächte habe ich es ſchon bei mir im Zimmer in Gang gehabt; es arbeitet vortrefflich, und ein Ablaufen des Räderwerkes iſt, ſo lange die Räder ſelber in Ordnung bleiben, gar nicht denkbar."

Er hatte dabei die Meſſingkugel auf einen

beſtimmten Punkt gelegt und ließ ſie dort auf einen Hebel fallen; dadurch kam das ganze Räderwerk in Gang, und die Kugel ſelber wurde langſam, aber in genau abgemeſſener Weiſe nach und nach und von Zahn zu Zahn wieder hinauf an ihre alte Stelle gebracht, um ihren Kreislauf dort von Neuem zu beginnen. Jedesmal aber, wenn ſie den Punkt erreichte und dann wie vorher ab und auf den Hebel traf, brachte ſie das Ganze von Friſchem in Gang.

Kathinka, die ſich noch im Zimmer befand, hatte der kleinen Maſchine, an der ſich Benno nicht ſatt ſehen konnte, mit vielem Intereſſe zugeſchaut, aber doch dabei manchmal aus dem Fenſter gehorcht, denn es war ihr faſt, als ob ſie unten die ſcharfe, keifende Stimme des Fräuleins von Wendelsheim hörte. Was war da wieder vorgefallen — und ſicher trug wieder der Baron Bruno daran die Schuld, der eben dort zum Thore hinausſprengte, oder hatte wenigſtens die Urſache gegeben. Sollte ſie ſelber jetzt hinuntergehen? Es war wohl beſſer, ſie wartete noch eine kurze Zeit, bis der Sturm ein wenig ausgetobt; ſie mochte der „Tante" nicht muthwillig in den Weg laufen.

Eine Viertelſtunde verging noch ſo, und

Benno konnte nicht müde werden, das kleine Kunstwerk zu beobachten, das, freilich immer nur eine Spielerei, doch dem Verfertiger alle Ehre machte, als plötzlich die Thür rasch geöffnet wurde und Tante Aurelia einen Blick in's Zimmer warf.

„So," rief sie dabei, „und Du sitzest noch hier, die Hände im Schooß, und weißt gar nicht, daß unten Alles auf dem Kopfe steht? Und Benno soll seinen Thee wohl ebenfalls kalt trinken, Mamsell, heh? Haben wir Dich deshalb in's Haus genommen und die langen Jahre gefüttert, um nur eine Hofdame aus Dir zu machen, die sich Morgens in Staat wirft und dann den ganzen Tag spazieren geht?"

„Ich wußte nicht, daß es schon so spät war," sagte Kathinka schüchtern und glitt an der Zornigen vorbei aus der Thür, während die Tante ihr nachzankte: „Und wozu hast Du Deine Augen, als Dich selber darum zu bekümmern und nach der Uhr zu sehen, Du nachlässiges Ding Du! Den jungen Leuten nachlaufen, ja, das kann sie, aber zu sonst ist sie auf der Gotteswelt nichts nutz, und ich erlebe doch hoffentlich auch noch die Zeit, wo wir die Bürde hier vom Halse los werden!"

Kathinka hatte wahrscheinlich nicht die Hälfte der harten Worte mehr gehört, denn sie war in Schreck und Scham die Treppe hinabgesprungen. Benno aber, als sie die Thür wieder schloß, jedenfalls um ihr nachzugehen und ihre Strafpredigt fortzusetzen, seufzte recht tief auf und sagte traurig: „Das arme, arme Mädchen! Sie ist so gut und brav, arbeitet von früh bis spät und pflegt mich, wie es eine Mutter nicht besser könnte, und nie ist die Tante mit ihr zufrieden; immer und ewig zankt sie und macht ihr unser Haus zu einer Hölle. O, daß ich nur gesund wäre und ihr beistehen könnte! Aber wenn ich nur laut reden will, sticht es mich hier so in der Brust, und ich muß dann stundenlang regungslos auf meinem Kissen liegen."

„Ich glaube," sagte Baumann leise, „das gnädige Fräulein Tante zankt mit Jedermann und braucht täglich einen gesunden Skandal, um sich bei frischen Kräften zu erhalten. Es ist auch so eine Art perpetuum mobile, das ich aber, aufrichtig gesagt, lieber nicht repariren möchte, wenn es einmal aufhören sollte zu arbeiten."

„Sie haben recht, Baumann," lächelte Benno, „und ihre Zunge ist die Kugel, die stets auf's Neue das ganze Räderwerk in Bewegung setzt,

denn ſchon nach den erſten Worten arbeitet ſie ſich ſelber in die größte Aufregung hinein. Nur mit mir zankt ſie nicht, ſo gern ſie es auch manchmal möchte, und daß Sie mich beſuchen, ſcheint ihr auch nicht angenehm zu ſein."

„Ich habe wenigſtens noch nie einen freundlichen Blick oder Gruß von ihr bekommen."

„Deſſen können ſich überhaupt nur wenig Menſchen rühmen," ſeufzte Benno. „O, warum ſich und Anderen das Leben ſo ſchwer machen! Es iſt doch ſo ſchön und, ach, ſo kurz!"

Kathinka trat herein und brachte den Thee, ſetzte ihn aber nur auf den Tiſch und verließ augenblicklich das Zimmer wieder. Sie hatte rothgeweinte Augen und wollte die wahrſcheinlich nicht vor den jungen Leuten ſehen laſſen.

Baumann's Blick haftete auch mit innigem Mitleiden auf ihr; ſie war ſo jung und ſo unglücklich ſchon, ſtand ſo ohne Schutz und Freunde da, und ertrug doch Alles mit ſo ſtiller Demuth, ohne ein einziges Wort der Widerrede! Er hatte auch wirklich einen bittern Fluch gegen die „ſteinerne Tante" auf den Lippen, verbiß ihn aber, um Benno nicht wehe zu thun, und ſetzte nun langſam die Maſchine außer Gang und zurück neben ſeinen Hut.

„Sie wollen doch noch nicht fort, Baumann?“ fragte Benno raſch. „Du lieber Gott, dann bin ich ja ganz allein, denn Kathinka hat die Tante weggejagt und Bruno iſt ja auch wieder fortgeritten, er wäre ſonſt gewiß noch einmal heraufgekommen.“

„Ich kann noch etwas bleiben, lieber Baron, aber ich fürchte, Sie regen ſich zu ſehr auf. Sie ſehen jetzt ſchon ſo blaß aus.“

„Weil ich mich über die Tante geärgert habe,“ ſagte der Knabe. „Weshalb zankt ſie immer mit der armen Kathinka — ich bin ja auch gar nicht krank mehr, nur noch ſchwach, wie mir der Doctor ſelber geſagt hat, und nur ausruhen ſoll ich mich, recht ordentlich ausruhen, damit ich wieder zu Kräften komme — könnt' ich nur fort von hier!“

„Aber wohin?“ fragte Baumann.

„Bruno hat mir verſprochen,“ fuhr der Knabe mit leuchtenden Blicken fort, „wenn er jetzt das viele Geld von ſeiner großen Erbſchaft bekommt, was ja nur noch wenige Wochen dauert, dann macht er mit mir eine Reiſe nach Italien. Dort iſt weiche, warme Luft, dort erhol' ich mich gewiß in ſo viel Tagen, wie hier in Monden, und dann nehmen wir Kathinka als Krankenpflegerin

mit — ja, Baumann, gewiß! Ich habe es ſchon Alles mit meinem Bruder ausgemacht — ich brauche noch Pflege unterwegs, wenigſtens in der erſten Zeit — aber die Tante," ſetzte er lächelnd hinzu, „die laſſen wir hier in dem alten, öden Schloſſe, wo es mir immer iſt, als ob die Mauern über mir zuſammenbrechen müßten, und dann kann ſie nicht mehr mit Kathinka zanken, und ſie wird wieder heiter und glücklich werden und wieder lachen — ach, Baumann, Sie ſollten ſie einmal lachen hören, wie herzlich, wie lieb das klingt! „Aber," ſetzte er leiſe hinzu, „es iſt ſchon lange her, daß ich es nicht mehr gehört habe, und es thut mir doch ſo wohl."

Er lag viele Minuten ſtill und regungslos, und Baumann, das Herz von innigem Mitleiden mit dem Armen erfüllt, wagte ſelber nicht das Schweigen zu brechen. Welchen Troſt hätte er ihm auch geben können? Endlich ſagte Benno wieder:

„Wo nur der Vater heute ſein mag, daß er nicht ein einziges Mal zu mir heraufkommt, und er weiß doch, wie ich mich immer freue, ihn hier zu ſehen — aber freilich," ſetzte er ſeufzend hinzu, „bei mir hier oben iſt es ſo langweilig, und er hat ſo wenig Geduld — da iſt die Kathinka

beſſer, und wenn ſie dürfte, ſäße ſie halbe Tage lang an meinem Bett und erzählte mir ihre wunderhübſchen Geſchichten. Ach, ſie kann ſo ſchön erzählen, Baumann, und wenn ſie es thut, ſeh' ich all' die Perſonen, die ſie beſchreibt, all' die Feen und Elfen mit ihren lieben Geſtalten um mein Bett ſtehen, und es wird mir dann ſo wohl, o, ſo wohl ..."

Er ſank zurück, Todtenbläſſe deckte ſeine Züge, er war ohnmächtig geworden, und Baumann zog jetzt die Klingel, um Hülfe herbeizurufen, aber nur die Magd erſchien. Das gnädige Fräulein Tante war unten in den Ställen und zankte ſich gerade mit einer der Viehmägde, Fräulein Kathinka war aber in den Garten geſchickt, um dort die Blumen zu begießen.

Benno erholte ſich jedoch, wie ihm nur Baumann ein naſſes Tuch um die Stirn legte, raſch von ſelber wieder; aber er war jetzt ſo ſchwach geworden, daß er nach Ruhe verlangte.

„Ich will ſchlafen," ſagte er leiſe, indem er dem Freund die Hand reichte — „heute bin ich recht elend, aber wenn Sie wieder herauskommen, finden Sie mich von allen Schmerzen frei — dann beginnt eine glückliche Zeit. Leben Sie wohl, mein guter Baumann!" Er drehte ſich ab

und legte ſich auf die Seite. Baumann ſah nur noch die eingefallenen Wangen, die hohlen Schläfe und geſchloſſenen Augen. Es war ihm, als ob er einen Todten verließ, als er, ſeine Maſchine im Arm, die Thür des Zimmers hinter ſich zudrückte.

Er ſtieg langſam die Treppe hinunter und betrat durch eine Seitenthür den Garten — es würde unten im Park an dem einen Theile der Mauer gebaut, und er wußte, daß er dort hinaus ein bedeutendes Stück ſeines Weges abſchneiden konnte —, aber er mußte an dem Gartenſaal vorüber, und als er die Thür deſſelben paſſirte, bemerkte er den alten Freiherrn, der dort, die Stirn noch immer an die Glasſcheibe gelegt, ſtand und anſcheinend hinaus in den Garten ſah. Im erſten Momente wollte er ihn auch anreden und ihm ſagen, daß Benno wieder eine Ohnmacht gehabt. Der Kranke ſchlief aber jetzt gerade; wenn der Baron hinaufging, ſtörte er ihn nur wieder. Das vorher gerufene Mädchen würde es ſchon der Tante ſagen; er ſelber beſchloß, nichts davon zu erwähnen. Nur als er vorüberging, zog er ſeinen Hut ab und grüßte den alten Herrn, deſſen ſtieres Auge auf ihm haftete — aber ob er ihn trotzdem nicht ſah?

Er dankte wenigſtens nicht, noch gab er irgend ein Zeichen der Erkennung. Still und regungslos ſtand er an der Glasthür und ſtarrte, wie in das Leere, in die grünen Büſche und Sträucher hinein. Dem jungen Mann wurde es auch ganz unheimlich, als er ihn da ſo ſtehen ſah. Was um Gottes willen war vorgegangen, das den alten, ſonſt ſo ſtrengen und kalten Herrn dermaßen erſchüttern und von ſeiner nächſten Umgebung ablenken konnte!

„Soll mich der Himmel vor Macht und Reichthum bewahren," flüſterte Baumann leiſe vor ſich hin, als er durch die laubigen Gänge des Parkes ſchritt, „wenn ich ſie ſolcher Art mit meinem Seelenfrieden erkaufen müßte! Wie kummervoll der Mann ausſieht! Hat er vielleicht von dem neuen Anfall des jüngſten Kindes gehört und ſorgt ſich darüber? — armer Vater! — Oder iſt es etwas Anderes, das ihn drückt? Wenn ſo, dann müßte er es auch allein tragen, denn er hat keinen Freund, dem er ſich anvertrauen könnte oder wollte." Er war wohl ein „vornehmer Herr," aber er ſtand allein, troſtlos allein in der weiten Welt, und Niemand half ihm ſeine Laſten tragen, und doch war der Glanz und Prunk, der ihn umgab, und das Meiſte von

alledem, nur noch gemacht, wie Baumann recht gut wußte. Ein übertünchtes Elend, um Rang und Stand mit den letzten, faſt erſchöpften Kräften aufrecht zu erhalten, und das Alles ohne die Spur von häuslichem Glück und Frieden, und nichts in dem großen, öden Schloſſe, als Stolz, Haß und Unfriede, und dazwiſchen den lauernden Tod am Krankenbett des Sohnes!

Baumann war, in ſeine trüben Gedanken vertieft, raſch durch den Park jener Stelle zugeſchritten, an welcher, wie er wußte, die Mauer niedergeworfen worden und eben neu aufgebaut werden ſollte. Er hatte auch auf ſeine Umgebung wenig oder gar nicht geachtet, als er plötzlich ein lichtes Kleid durch die Büſche ſchimmern ſah und gleich darauf Kathinka erkannte. Sie kam gerade, eine große, aber jetzt leere Gießkanne in der Hand, von den ihr anvertrauten Beeten her und wollte nach dem Schloß zurück. Als ſie Baumann bemerkte, war es auch faſt, als ob ihr Fuß einen Moment zögerte; ſie wäre ihm in der That am liebſten ausgewichen, denn ihre Augen zeigten noch Spuren von vergoſſenen Thränen, und ſie ſcheute ſich, die den Fremden ſehen zu laſſen; aber es ging nicht mehr, er war ſchon zu nahe

herangekommen, und Baumann ſelber ging auf ſie zu, um ihr den Unfall mitzutheilen, der Benno während ihrer Abweſenheit betroffen.

„Du lieber Gott," rief ſie erſchreckt aus, „der arme junge Menſch! O, nicht einen Augenblick ſollte er allein gelaſſen werden — ſie wiſſen ja gar nicht, wie krank er iſt, ſie können es nicht wiſſen, oder ſie würden anders handeln. Ich will gleich zu ihm."

„Laſſen Sie ihn jetzt," ſagte Baumann freundlich; „er iſt eingeſchlafen, und die Ruhe wird ihm gut thun; er bedarf ihrer."

„Er wird bald von allen ſeinen Leiden ausruhen," ſagte Kathinka traurig — „bald und für immer."

„Halten Sie ſeinen Zuſtand wirklich für ſo gefährlich?"

„Ich fürchte, ja. Er hat die letzten Tage an Kräften in erſchreckender Weiſe abgenommen, und ſeine Augen haben einen ſo unheimlichen Glanz bekommen."

„Der arme, arme Benno, wie wenig Freude hat er noch im Leben gehabt, und ſo jung ſchon ſterben — ſterben jetzt, da vielleicht in dem Reichthum ſeines Bruders und dem neu er-

wachenden Glanz des Hauſes auch ein beſſeres Daſein für ihn beginnen könnte! Glauben Sie nicht?" fuhr er fort, als Kathinka leiſe mit dem Kopf ſchüttelte. „Bruno würde gewiß freundlich mit ihm ſein, er iſt von Herzen gut und hat ihn lieb."

„Ja," ſagte Kathinka, „Bruno ſchon, aber die Tante iſt der böſe Geiſt im Hauſe, der kein Glück und keinen Frieden aufkommen läßt, und ich ſelber hätte es auch ſchon lange verlaſſen, wenn ich nicht Benno's wegen bliebe. Aber er hat ſich ſo an mich gewöhnt, daß er ganz unglücklich ſein würde, wenn ich ginge — ſonſt lieber trocken Brot unter Fremden eſſen," ſetzte ſie leiſe hinzu.

„Sie haben ein ſchweres Leben hier im Hauſe, mein armes Fräulein," ſagte Baumann mitleidsvoll, „und ich begreife da wirklich die Tante nicht, denn ſie hat Benno lieb, das zeigt ſich in Allem, und doch kränkt ſie ihn ſo oft durch Sie. Er ſagte mir ſelber heute, daß ihn das Zanken wieder krank gemacht."

„Ich muß zum Hauſe zurück," erwiederte Kathinka ausweichend. „Benno könnte aufwachen und nach mir verlangen, und meine Arbeit iſt hier beendet. Leben Sie wohl, Herr Baumann!"

Und mit leichten Schritten eilte ſie den Gang hinab dem Schloſſe zu.

Fritz Baumann verließ den Park heute mit recht ſchwerem Herzen. Er hatte den kranken Knaben wirklich liebgewonnen, und wie lange konnte es noch dauern, bis er in der kühlen Erde ruhte! Dann kehrte auch er nicht mehr in den Schatten dieſer Bäume zurück, dann war auch ihm der Weg hieher abgeſchnitten, denn er fühlte recht gut, daß ihn der Baron wie die Tante hier nur Benno's wegen duldeten. Er ſelber würde ſie auch nie aufgeſucht haben.

Er ſtand noch und ſah zu dem Schloß nachdenkend zurück, das gerade hier, bei einer Biegung des Weges, durch die dichten Wipfel ſichtbar wurde, als er plötzlich das ſchmerzliche Winſeln und Heulen eines Hundes und ſcharfe Peitſchenſchläge auf deſſen Rücken hörte. Es war der Revierförſter, der ſeinen Dachs an der Leine hatte und aus irgend einem Grund jämmerlich abprügelte.

„Du großer Gott," ſagte Baumann faſt unwillkürlich vor ſich hin, „iſt das ein troſtloſer Platz hier — nicht einmal ein Hund kann ſich da wohl fühlen! Ich will dem Himmel danken,

wenn ich ihn nicht mehr zu betreten brauche!“ Und raſch ausſchreitend, erreichte er bald darauf die Parkbrücke und gleich dahinter die freie Straße, wo er ordentlich aufathmete, als ob er einem Gefängniß entwichen ſei.

## 2.

## Zwei Glückliche.

Bruno von Wendelsheim war in ſcharfem Trab in die Stadt zurückgeritten, aber heute wahrlich in keiner ſo gedrückten Stimmung, als er ſonſt wohl das väterliche Haus verlaſſen; denn jenes ruhige Gefühl überkam ihn dabei, das uns immer ergreift und beherrſcht, wenn wir nach langen, peinigenden Zweifeln über irgend einen wichtigen Abſchied unſeres Lebens zu einem beſtimmten und feſten Entſchluſſe gekommen ſind.

Liebe — wann hatte er Liebe je in ſeinem Vaterhaus gefunden? Nie, nie! Nur mit Furcht war er erzogen und geleitet worden, nur Furcht hatte er vor dem ſtrengen alten Herrn gekannt, bis er heranwuchs und auch dieſe abſchüttelte. Dann war nichts geblieben, als das Bewußtſein, daß er dem Manne, als ſeinem Vater, Achtung und

Gehorſam ſchuldig ſei — aber nur Gehorſam ſo weit, als es nicht ſein eigenes Lebensglück, ſeine ganze Zukunft betraf, die zu leiten er durch ſeine Härte und Gleichgültigkeit ſchon des Rechtes verluſtig gegangen war.

Als er heute Morgen hinaus nach Wendelsheim ritt, war er denn auch nur darauf gefaßt geweſen, nach ſeiner Erklärung einem Sturm von Vorwürfen und Zornesworten zu begegnen, die ja auch kaum ausbleiben konnten, da er zum erſten Mal es wagte, nicht allein vollkommen unabhängig ſeinem Vater entgegenzutreten, nein, ihn ſogar an ſeinem verwundbarſten Punkt, ſeinem alten Adelsſtolz, ſeinem unantaſtbaren Stammbaum zu verletzen. Daß er gänzlich unvorbereitet darauf war, ihn, ſtatt aufbrauſend und wüthend, nur weich und ſchmerzbewegt, ja, wie gebrochen zu finden, läßt ſich denken; er würde es nie im Leben für möglich gehalten haben, und ſo überraſcht, ſo erſchüttert ſelbſt fühlte er ſich davon, daß er ſogar für einen Moment ſchwankend in ſeinem Entſchluß wurde, um von dem alten Mann den Schmerz zu nehmen, bis die Tante mit ihrem kalten, höhniſchen Blicke in's Zimmer trat und mit ihrem Augenblick Alles, Alles zurückrief, was er in ſeinem Leben hier erduldet.

Seine ganze, ihm abgeſtohlene und mißhandelte Jugend lag bei ihrem Anblick vor ſeinen Augen; all' die Thränen, die er im Stillen geweint, all' der heimliche Ingrimm, den ſie in die Kindesbruſt gepflanzt und mit ihm groß gezogen, aber immer nur genährt, nie auch ſelbſt durch ein freundliches Wort gemildert hatte, und gerade das Bewußtſein, ihrem ſtarren, keines guten Gedankens fähigen Herzen noch einmal einen Streich zu verſetzen, ſie endlich einmal fühlen und wiſſen zu laſſen, daß ihre Herrſchaft vorbei ſei und ſie aufgehört habe, den Knaben zu meiſtern, warf alles Mitleid für den Vater über Bord. Er ſah nur ſeine geopferte Jugend, fühlte nur, zum erſten Mal in ſeinem Leben, das Bewußtſein in ſich erwachen, zu vergelten, und in der wonnigen Empfindung, gerade dieſer Frau den Fehdehandſchuh hinwerfen zu können, gerade ihr zu zeigen, daß ihr Regiment über ihn aufgehört und ſie darauf verzichten müſſe, ihn als Knaben zu behandeln, vergaß er ſelbſt den Schmerz des Vaters über das ihm zugefügte Leid.

Jetzt war es geſchehen, der Würfel gefallen, und ihm blieb nichts weiter übrig, als nach ſeinem Gefühl zu handeln.

Damit trabte er auf ſeinem Weg dahin, und

noch nie war ihm der Himmel so blau, die Erde so frisch und maiengrün, die Luft so mild, der Vögel Sang so lieb erschienen, wie gerade heute, wo er nicht allein zum ersten Mal seinem Herzen folgen, sondern auch eine heilige Pflicht erfüllen durfte, die ihn lange gedrückt.

Daß ihn Rebekka liebte — wie konnte es ihm Geheimniß bleiben, da des Mädchens ganze Seele ja in dessen Augen lag? Und wenn es ihn bis jetzt nur immer in das Haus, in das trauliche Stübchen des alten Salomon zog, so verließ er es auch jedesmal mit den bittersten Vorwürfen gegen sich selbst, daß er eine Leidenschaft nähre und unterhalte, der er, wie er damals dachte, nie gerecht werden durfte. Und doch war er nicht im Stande, jenen Zauber zu meiden, den Rebekka schon selber auf ihn ausübte, und der alte Salomon schüttelte wohl oft, von ihm ungesehen, den Kopf, wenn er mit dem Mädchen am Instrument saß und die Tochter dann, glücklich in der Nähe des Geliebten, mit jubelnder Stimme ihre Lieder sang.

Er, der alte Salomon, kannte die Verhältnisse der Menschen draußen auf dem Schauplatz, den wir die Welt nennen; er kannte sie besser wohl als tausend Andere, denn er hatte mit allen Schichten der Bevölkerung und besonders mit den

Großen und Vornehmen verkehrt, und er war von ihnen geſchmeichelt und auf Händen getragen oder auch unter die Füße getreten worden, gerade wie man ihn gebrauchte. Er kannte aber auch die Anſichten, den Stolz und Hochmuth dieſer Leute, die, was ihren Stammbaum betraf, doch hätten zu dem Juden mit Neid und Bewunderung aufſehen müſſen, denn keiner von allen leitete ſo weit zurück als deſſen Abſtammung, die zu Abraham hinaufreichte. Aber ihre Standesvorurtheile machten ſie blind — blind gegen Alles, nur nicht gegen ihren eigenen Werth, und Salomon wußte gut genug, daß ſie, ſo hoch ſie ſich ſelber überſchätzten, eben ſo tief den Juden verachteten, den ſie wohl gebrauchen und benutzen konnten, wo er ihren Zwecken diente oder ihnen nöthig wurde, dem ſie aber ſonſt nie verſtattet hätten, auch nur in ihre Nähe ſich zu wagen, viel weniger denn auf gleichen Rang, auf gleiche Stufe mit ihnen zu treten.

Und was ſollte da aus einer Liebe werden, die er im Herzen der Tochter gegen Einen jenes, ihnen ſtets fremd gebliebenen Stammes ſich entwickeln ſah? Er fürchtete das Hoffnungsloſe einer ſolchen Leidenſchaft, aber wagte, aus Liebe zu dem einzigen Kinde, nicht einmal einen Einſpruch

zu thun, ja, ihr nicht einmal die Gefahr zu nennen, in der ſie ſchwebe, aus Furcht nur, die Gefahr gerade dadurch erſt heraufzubeſchwören.

Er mochte den jungen Officier wohl leiden: er war anders, als die Uebrigen ſeines Standes und Gewerbes, und hatte ſich ſeit der Zeit, wo er zufällig einmal Rebekka im Laden ihres Vaters geſehen und kennen gelernt, ſtets ſo achtungsvoll und dabei ſo einfach und herzlich betragen, daß er es nicht über ſich gewinnen konnte, ihn abzuweiſen — und doch wäre es vielleicht beſſer, viel beſſer geweſen. Damals nun, als er zu ihm um das Anlehen kam und er es ihm verweigerte, glaubte er den Zeitpunkt gekommen, wo er ein Verhältniß abbrechen konnte, das anfing ihm Sorge zu machen. War einmal das Capitel „Geld" zwiſchen ihm und Rebekka beſprochen und verhandelt worden, dann wußte er recht gut, daß der Zauber ſchwinden mußte, der bis jetzt auf der ſeltenen Erſcheinung des Geliebten gelegen — aber er hatte ſich geirrt. Bruno fühlte das ſelber; er wagte das Wort nicht auszuſprechen, und wenn er auch faſt verzweifelnd das Haus verlaſſen mußte, das einzige Weſen auf der weiten Welt, das ihn wirklich liebte, ſollte nie einen Schatten auf ſeiner Ehre ſehen.

Damit war der ganze Plan des alten Salomon in Trümmer gegangen und das gerade beſchleunigt, was er vermieden haben wollte — eine Erklärung der Beiden, ein Erkennen und Sichbewußtwerden des Gefühls, das nun natürlich nicht mehr zurückgehalten werden konnte. Was nun kam — er mußte der Sache ihren Lauf laſſen, ſah aber die Zukunft, trotzdem daß ſeine Frau und Rebekka darin ſchwelgten, in einem trüben, traurigen Licht — und er war ein Mann, der viel, viel erlebt hatte und ſich nicht ſo leicht in etwas täuſchen ließ. — Aber wo blieb indeſſen der Baron? Seit jenem Tage, an welchem er den Wechſel erhalten, waren acht, waren vierzehn Tage verfloſſen, ohne daß er ſich im Hauſe Salomon's wieder hätte ſehen laſſen. Rebekka erwartete ſeine Rückkunft mit heißem Sehnen, der Vater zählte ebenfalls die Tage, aber aus einem andern Grunde; denn jeder ſchwindende Tag beſtätigte nun mehr und mehr ſeine Ueberzeugung, daß Baron von Wendelsheim doch endlich ſelber eingeſehen habe — leider, leider nur zu ſpät für ſein armes Kind —, der reiche Baron paſſe nicht in die Familie des Juden.

Bruno von Wendelsheim ritt indeſſen fröhlich ſeine Bahn entlang. Er war mit ſich im Reinen,

und wenn er auch wochenlang gekämpft und das Für und Wider erwogen, jetzt kannte er nur ein einziges Ziel: das Haus der Geliebten, und dem eilte er entgegen, so rasch ihn sein altes Pferd nur tragen konnte.

An seiner Wohnung hielt er an, um vorher sein Thier einzustellen und dann den Weg zu der Judengasse zu Fuß zurückzulegen; der alte Salomon hatte ja keine Stallung, und ein Officierspferd dort wäre nur aufgefallen. Dann reinigte er sich erst von dem Staub der Straße, überraschte auch seinen Burschen etwas durch den Vorwurf, daß er die Knöpfe der neuen Uniform lange nicht blank genug geputzt und den Rock selber nicht sauber ausgebürstet habe — denn sonst achtete er nie so viel auf sein Aeußeres, um deshalb je mit ihm zu zanken.

„Haben Sie Ihre Mappe schon nachgesehen? Es sind auch heute Morgen wieder ein paar Briefe gekommen, Herr Lieutenant," sagte der Bursche, als Wendelsheim gerade das Zimmer verlassen wollte.

Bruno trat noch einmal zum Tisch zurück und öffnete die Mappe; es waren drei Briefe — zwei Rechnungen — er konnte das liniirte Formular schon durch das Couvert unterscheiden

und kannte derartige Zuſchriften nur zu gut; der dritte — kopfſchüttelnd und raſch brach er ihn auf — wahrhaftig, er enthielt wieder den geheimnißvollen Fünfthalerſchein, ohne weitere Andeutung, woher er kam, und auch das nämliche Siegel wieder, mit einem Fünfgroſchenſtück zugedrückt. Auch die Handſchrift der Adreſſe war die nämliche wie früher. Wer, um Gottes willen, konnte nur der Geber dieſer ſich regelmäßig folgenden Geſchenke ſein, und durfte er ſie länger annehmen, ohne ſich vielleicht für ſpätere Zeiten eine läſtige Verbindlichkeit aufzuladen? Aber es ſchien jetzt eben ſo unmöglich, ſie zurückzuſenden, als früher — denn wohin? Der Brief war hier in der Stadt jedenfalls, ohne Angabe des Inhalts oder Namens des Abſenders, in einen Briefkaſten geworfen und von der Poſt befördert worden.

Oft und oft hatte er auch ſchon daran gedacht, ſich durch die Zeitung gegen derartige Zuſendungen, die ihm jedesmal ein unangenehmes Gefühl hervorriefen, zu verwahren, ſich aber immer geſcheut, das öffentlich zu thun. Brauchte er denn aber ſeinen Namen zu nennen? So viel Leute gab es ſicherlich nicht in der Stadt, die anonym fünf Thaler verſchickten. Wenn er nur den Anfangs-

buchſtaben ſeines Namens darunter ſetzte, genügte das. Nicht einmal die Zeitungsexpedition brauchte zu wiſſen, wer die Annonce einrückte — ſein Burſche ſollte ſie hintragen und nur abgeben — das Geld für die Inſertionsgebühren konnte er hineinwickeln — das war das Beſte — weshalb hatte er es nicht ſchon lange gethan? Ohne ſich auch weiter zu beſinnen, ſetzte er ſich an ſeinen Tiſch und ſchrieb auf einen Zettel:

„Der Unterzeichnete verbittet ſich jede weitere Zuſendung von Fünfthalerſcheinen; das überſchickte Geld iſt wieder bei ihm abzuholen. „Wo, wird der Abſender wohl wiſſen. W."

„So," ſagte er, als er den ungefähren Betrag für den Abdruck hineinwickelte, „das hier trägſt Du gleich auf die Expedition des Tageblatts und giebſt es nur ab — verſtanden?"

„Sehr wohl, Herr Lieutenant."

„Und wenn Dich Jemand dort fragt, von wem die Annonce kommt, ſo nennſt Du keinen Namen — Du weißt es nicht."

„Sehr wohl, Herr Lieutenant."

„Und wenn ich um acht Uhr noch nicht da ſein ſollte, brauchſt Du nicht länger auf mich zu warten."

„Sehr wohl, Herr Lieutenant."

Lieutenant von Wendelsheim verließ ſeine Wohnung und ſchritt, alle anderen Gedanken von ſich abſchüttelnd, als nur die lieben, glücklichen an ſein ſchönes Ziel, die Straße hinab.

Am Seitenwege, von ſeinem Hauſe gar nicht weit entfernt, grüßte ihn wieder eine ältliche Frau, und er ſah ſie, gedankenlos den Gruß erwiedernd, von der Seite an. Er kannte ſie auch, hatte ſie wenigſtens oft auf der Straße geſehen; ſie mußte jedenfalls hier in der Nähe wohnen — was kümmerte ihn die Frau!

Die Frau blieb aber noch lange, als er ſchon die Straße hinab und um die Ecke verſchwunden war, ſtehen und ſah ihm nach, und ein paar große, helle Thränen glänzten dabei in ihren Augen. Doch ſagte ſie nicht ein Wort, kein Laut kam über ihre Lippen, und nur ſtill und ſchweigend wandte ſie ſich ab, drückte die zuſammengefalteten Hände auf die Bruſt und verfolgte ihren Weg in entgegengeſetzter Richtung, als die war, welche der Lieutenant eingeſchlagen hatte.

Lieutenant von Wendelsheim beſchleunigte indeſſen ſeine Schritte, um aus dem Menſchengewühl der Hauptſtraße zu kommen, und erſt als er in die nur zu gut gekannte Seitengaſſe einbog, ging er langſamer, denn übergroße Eile wäre

hier zu sehr aufgefallen. — Jetzt betrat er endlich das Judenviertel wieder, mit seinem ekelhaften Schmutz und fatalen süß-säuerlichen Geruch, der ihn jedesmal zwang, das Taschentuch an die Nase zu nehmen, und mußte hier wirklich Acht geben, um nicht an die überall umher spielenden, schauerlich schmutzigen Kinder anzustreifen, die allerdings nicht solche Rücksicht auf ihre Kleider nahmen. Scheue Blicke voll Ekel und Abscheu warf er auch nach rechts und links in die düsteren Spelunken hinein, die von Unrath strotzten und ihre faulen Dünste aushauchten. — Und diesem Volk entstammte Rebekka! — wie ein eisiges Gefühl zuckte es ihm durch's Herz — aber kaum eine Secunde lang. Das hier war ja nur der Abschaum der Masse, der Auswurf des ganzen zurückgesetzten und durch Jahrhunderte hindurch mißhandelten und unterdrückten Stammes, und welche edle Blüthen er treiben konnte, o, sein Mädchen, seine Rebekka war ihm da ja der schönste, der herrlichste Beweis!

Ohne weiter nach links oder rechts zu sehen, eilte er seine Bahn vorwärts die Straße entlang und athmete erst wieder auf, als er die Erweiterung und damit den besseren Theil derselben erreichte. Von da ab hatte er auch nicht mehr

weit zu dem Haus des alten Salomon, und wenige Minuten ſpäter ſtand er auf der Schwelle.

Als er die Thür öffnete, ſah er den alten Mann, der in ſeinem Laden, den Kopf in die Hand geſtützt, vor einem dicken Buche ſaß und darin las.

Als er das Oeffnen der Thür hörte, hob er den Kopf, fuhr aber im nächſten Augenblicke ſchon erſchreckt von ſeinem Sitze empor. Er hatte den Lieutenant erkannt, und ſo unerwartet mußte er ihm gekommen ſein, daß er es ordentlich in den Gliedern fühlte und ſich wieder hinſetzen mußte — er hatte für den Augenblick die Kraft verloren, aufrecht zu ſtehen.

„Mein lieber alter Freund! nicht wahr, ich bin lange geblieben, um mein Verſprechen einzulöſen?“ rief Bruno und ging, ihm die Hand entgegenſtreckend, auf ihn zu.

Der alte Mann nahm die Hand, aber er ſagte leiſe: „Der Herr Baron hat nur verſprochen, wiederzukommen, wenn die Zeit um iſt, um die Wechſel einzulöſen; ich weiß von nichts Anderem?“

„Von nichts Anderem, Salomon? — und Rebekka?“

Der alte Salomon ſchwieg und ſchaute lange

und ſtill vor ſich nieder; er ſah auch heute bleich und eingefallen aus — oder machte das nur das halbe Dämmerlicht des düſtern, gewölbeartigen Ladens? Endlich ſtand er langſam auf.

„Setzen Sie ſich, Herr Baron," ſagte er ernſt, aber nicht unfreundlich, „ich habe ein Wort mit Ihnen zu reden; nicht Jude zu Baron, ſondern Mann zu Mann oder, wenn Sie lieber wollen, wie Menſch zu Menſch, wie Vater zu Sohn — ich bin alt genug dazu, Gott weiß es, und Sie wiſſen, daß ich es immer gut gemeint habe mit Ihnen und Ihnen manchen guten, vernünftigen Rath gegeben die letzten Jahre — wollte der Herr, daß er gefallen wäre auf guten Boden!"

„Aber, beſter alter Freund....!"

„Setzen Sie ſich einen Augenblick, Herr Baron, es iſt gut, daß wir allein ſind," unterbrach ihn der alte Mann; „wir können auch keine Störung gebrauchen und wollen keine. Ich werde den Laden ſchließen, Herr Baron — wie haißt Geſchäft, wir Beide haben auch ein Geſchäft mit einander, was iſt wichtiger, als ob ich einen alten ſaraceniſchen Dolch oder einen Pfeifenkopf verkaufe."

Salomon ließ keine Einrede gelten, zündete die Lampe an, ging vor die Thür, ſchloß ſelber

die eisenbeschlagenen Läden, verriegelte die eben so verwahrte Thür oben und unten, drehte den Schlüssel um und kam dann langsam zu dem jungen Officier zurück, der ihn nach all' diesen feierlichen und mit der größten Ruhe ausgeführten Vorbereitungen doch nicht ganz ohne Herzklopfen erwartete. Als er dann wieder zur Lampe trat, zog er seinen Stuhl dem des Barons gegenüber, setzte sich und begann ohne weitere Umschweife.

„So, Herr Baron, jetzt sind wir zu Dreien: der liebe Gott und Sie und ich, weiter Niemand — braucht auch nie ein Mensch weiter auf der Welt zu wissen, was wir hier mitsammen haben gesprochen — und nun will ich Ihnen etwas sagen. Sie haben betreten mein Haus — nicht meinen Laden, mein' ich, wo ich mache Geschäfte und verkehre mit aller Welt, nein, das eigentliche innerste Heiligthum meines Hauses — auch nicht als Baron oder Cavalier, sondern als Freund vom alten Salomon, denn Barone oder Cavaliere kommen sonst nicht dahin. Sie haben dort gesehen mein Kind, meine Rebekka, und mein Kind hat Sie gesehen, und der Vater hat Sie gern gehabt, weil Sie ein gutes Gesicht und ein gutes Herz haben, und die Tochter hat Sie gern

gehabt — nicht als Baron oder Cavalier, sondern als Freund vom Vater — und als Freund von sich. Sie haben mit ihr gemusicirt und gesungen — schöne Lieder, brave Lieder; mir altem Manne ist dabei das Herz aufgegangen, und ich habe mir gesagt: Kein böser Mensch kann so spielen, kann solche Musik machen, und der alte Salomon ist eingeschlafen in seiner Wachsamkeit, bis es war zu spät. Jetzt ist er aufgewacht, und er muß mit Ihnen reden, damit kein Unglück geschieht, nicht im Laden oder Geschäft, sondern im eigenen Hause."

„Aber lieber, bester Salomon, deshalb bin ich ja gerade selber hieher gekommen!" sagte Bruno.

„Sind Sie?" wiederholte der alte Mann und sah ihn scharf und forschend an. „Nun, desto besser dann, um so leichter und schneller werden wir damit zu Stande kommen. Aber lassen Sie mich ausreden — ich muß reden, denn ich habe es die ganzen langen Wochen auf der Seele gehabt und es hat mir das Herz beinahe abgedrückt — ich muß reden, meinet-, Ihret- und Rebekka's wegen."

„Und kann ich Euch nicht vielleicht vorher

durch eine ganz einfache und bestimmte Erklärung beruhigen?" sagte Bruno.

Der alte Mann sah ihn rasch und forschend an. „Durch welche?" fragte er.

„Ich bin heute hieher gekommen, um bei Euch um die Hand Rebekka's anzuhalten."

Salomon schwieg; er war augenscheinlich im ersten Moment überrascht und wußte nicht gleich, was er erwiedern sollte. Aber der kalte Verstand des alten Juden ließ sich nicht so rasch durch ein erwachendes Gefühl bewältigen; er hatte diesen Fall vorhergesehen, wenn auch vielleicht nicht in so bestimmter Weise ausgesprochen, und mit ruhigen, fast klanglosen Worten entgegnete er endlich:

„Da haben wir's — gerade wie ich vermuthet habe: heißes Blut und kleiner Verstand wirft den Wagen in den Sand. So hören Sie, Herr Baron, was ein alter Mann zu Ihnen sagt: die Erklärung macht Ihrem Herzen Ehre, und sie thut mir gut, weil sie mir beweist, daß ich mich nicht ganz in Ihnen geirrt. Sie glauben, Sie haben Ihr Wort gegeben, und Sie wollen es halten. Als Cavalier wollen Sie es halten und als gewöhnlicher Mensch — aber es geht nicht. Sie werden wohnen auf dem Schlosse Wendels-

heim — wir werden wohnen in der Judengaſſe, und damit hab' ich geſagt Alles, was zu ſagen iſt. Sie werden haben wollen die Rebekka zur Frau, aber Ihr Herr Vater iſt ein vornehmer, iſt ein ſtrenger Herr — er wird lachen, wenn Sie es ihm erzählen zum erſten Mal — er wird weinen, wenn Sie es ihm erzählen zum zweiten Mal, und er wird Ihnen ſeinen Fluch geben, wenn Sie es erzählen zum dritten Mal. Aber die Tochter des alten Salomon ſoll einziehen in ihre neue Heimath nicht mit des Vaters Fluch, nein, mit des Vaters Segen. Noch iſt es Zeit, noch iſt die Wunde nicht ſo tief geſchlagen, daß nicht Jahre im Stande wären, ſie zu heilen, und deshalb habe ich heute mit Ihnen geſprochen. Sie ſind jetzt — laſſen Sie mich ausreden, Herr Baron, ich bitte Sie — Sie ſind jetzt nichts als ein armer Lieutenant, der Schulden gemacht hat, und glaubt, er wäre dem alten Salomon eine Verbindlichkeit ſchuldig, weil er ſie für ihn bezahlt. Es ſpricht das für Ihr gutes Herz, aber nicht für Ihren Verſtand. Sie werden ſein in kurzer Zeit ein reicher Mann ſelber, ein Baron von altem Adel und Stammbaum — aber wenn Sie wirklich heiratheten des alten Juden Tochter würden Sie ſich fühlen geſchlagen und un-

glücklich Ihr ganzes Leben lang. Ich freue mich, daß Sie gekommen ſind zu mir und um die Hand meiner Rebekka angehalten haben — wenn ſie es auch nie erfahren wird —, ich bin ſtolz darauf, aber damit laſſen Sie die Sache zu Ende ſein. Ich liebe Sie, Herr Baron, ich glaube, Sie ſind ein guter Menſch — aber ich liebe mein Kind mehr, und, Gott der Gerechte, wer kann's mir übel deuten? Sie würde ſich unglücklich fühlen und elend ſein, wenn ſie in das alte Schloß einzöge und der alte Baron ſagte: „Ich will nichts von ihr wiſſen — es iſt des Juden Tochter!" Und Sie würden ſich unglücklich fühlen, denn Sie ſind der Sohn vom Vater, vom alten Herrn Baron; und die Diener und Mägde im Schloſſe würden die Achſeln zucken, und die Pferdejungen im Stalle von der Mißheirath ſprechen, und der alte Salomon würde ſich am unglücklichſten von Allen fühlen, denn er hält ſein Kind lieb und werth, und wenn er einen Stolz hat auf der Welt, ſo iſt es Rebekka — und ſein ehrlicher, unbeſcholtener Name."

„Und darf auch ich jetzt reden, Salomon?"

„Reden Sie," ſagte der alte Mann reſignirt: „ich habe geſprochen, und es iſt nicht mehr als recht, daß ich auch die Entgegnung höre."

„Ihr wißt, Salomon," erwiederte Bruno, ohne ſich auf eine Widerlegung des eben Geſagten einzulaſſen, ja, ohne ſie nur zu verſuchen, „wie ich in meines Vaters Hauſe erzogen, wie von dem Vater ſelber wie von der Tante beſonders behandelt bin; ich habe Euch das ſchon manchmal, wenn wir hier unten plaudernd ſaßen, erzählt — Euch erzählt, weil Ihr der Einzige waret, zu dem ich Vertrauen faſſen konnte."

„Ich weiß es, ich weiß es," nickte der alte Mann — „ich weiß es auch von anderen Leuten, denn es konnte kein Geheimniß bleiben und iſt viel geſprochen darüber in der Stadt. Das Fräulein Tante — die Gnädige muß ſein eine liebe Frau — Gott der Gerechte ſoll mir behüten — aber das ändert an der Sache nichts."

„Doch, Salomon, doch," rief Bruno; „mein Vater hat nie etwas gethan, um ſich meine Dankbarkeit und Liebe zu verdienen — ich bin aufgezogen in meines Vaters Hauſe nicht wie der älteſte Sohn vom Hauſe, nein, wie ein läſtiger Fremder, deſſen man ſich nun einmal nicht entledigen kann. Und Liebe? Niemand hat Liebe zu mir gehabt. Endlich aber iſt die Zeit gekommen, wo ich ſelbſtſtändig in das Leben trete, und beim Himmel, ich will ſelbſtſtändig handeln!

Ich habe ein Herz gefunden, das mit ganzer, treuer Liebe an mir hängt, das einzige Herz auf dem weiten Erdenrund, und das wenigstens soll mir nicht verloren gehen alberner Vorurtheile und eines rostigen Stammbaumes wegen. Ich bin frei und mein eigener Herr, sobald ich mein vierundzwanzigstes Jahr erreicht, also in wenigen Wochen. Meinen Abschied hab' ich schon eingereicht und werde die Ausfertigung desselben in den nächsten Tagen erhalten. Dann bindet mich nichts mehr an diese Stadt, als die Regelung meiner Geschäfte, die ich mit gutem Gewissen Euch, meinem alten, bewährten Freund, überlassen kann; ich selber ziehe fort. Mag mein Vater, mag die Tante das alte, öde Schloß bewohnen, ich will meinem Gott danken, wenn ich die düsteren Mauern nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu betreten brauche. Weit hinweg von hier ziehe ich, in ein fernes Land — nach Italien — aber nicht allein. Meine Gattin führe ich dorthin mit mir — meine Rebekka. Gebt mir Euer Kind, Salomon — ich will es auf Händen tragen mein ganzes Leben lang — gebt mir Rebekka, und Ihr sollt es nie, nie bereuen, mir vertraut zu haben!"

Der alte Mann saß schweigend und wie gebrochen vor dem Officier auf seinem Stuhle.

Er antwortete nicht — er nickte nur ſtill und traurig vor ſich hin mit dem Kopf; endlich ſagte er leiſe:

„Ich hab' es mir gedacht — ich hab' es mir gedacht — junges Blut, junges Blut! Und wenn Sie nachher reich ſind und vornehm, und andere vornehme junge Damen ſehen, die Sie hätten heirathen können und mit denen Sie auch glücklich und zugleich geachtet und hochangeſehen geweſen wären, dann kommt die Reue, und mein armes Kind, das fühlt das dann mit und härmt und grämt ſich und ſorgt ſich ab — und der Vater, der das ſchon lange geſehen hat, rauft ſich die Haare und den Bart und verwünſcht, daß er damals nicht hart geweſen, hart wie ein Stein."

„Gebt mir Euer Kind, Vater!" drängte Bruno. „Wollt Ihr es jetzt gewiß unglücklich machen, weil Ihr in dem Wahn lebt, daß es ſpäter einmal unglücklich werden könnte? Rebekka liebt mich — ſie hängt mit ganzer Seele an mir, und ihr reiches Herz müßte brechen, wenn Ihr dieſe Liebe aus ihrer Bruſt reißen wolltet — gebt mir Eure Rebekka, Vater!"

Noch immer ſagte Salomon kein Wort, und der düſtere Schein der Lampe nur warf ſein Licht

auf seine bleichen, wie von tiefem Schmerz durchfurchten Züge. Endlich flüsterte er leise:

„Er hat recht — ihr Herz würde brechen — es soll sein — es soll sein, der liebe Gott hat's so gewollt und der liebe Gott mag's weiter führen. Sie wird ihre Eltern verlassen und den Glauben ihrer Väter — Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen, aber sie wird Gott nicht verlassen, wenn sie auch unter anderen Formen zu ihm betet — er hat's selber gewollt — er hat's selber gewollt."

„Salomon...."

Der alte Jude stand auf; er hob den Lampenschirm zurück, daß deren Licht jetzt voll auf Bruno's Züge fiel, und sah dann lange und ernst in die bittenden, aber guten und ehrlichen Augen des jungen Mannes; und jetzt erst — jetzt zum ersten Male flog ein leichter Schimmer über sein eigenes Antlitz. Bruno hielt auch den Blick fest aus, und während jetzt sogar ein Lächeln um die feingeschnittenen Lippen des alten Mannes zuckte, sagte er: „Und der Baron will des Juden Tochter freien?"

„Des Juden Tochter, und er ist stolz darauf, Vater; er will glücklich werden und sie glücklich machen!"

„Jehovah hat's gewollt — ich kann's nicht hindern," nickte der alte Mann — „dann kommen Sie zu Rebekka und fragen Sie das Mädchen selber. Sagt Sie Ja — der alte Salomon wird nicht sagen Nein — er hat es leider nie gethan, wo es vielleicht besser gewesen wäre. Kommen Sie, daß wir der Sache ein Ende machen."

Und die Lampe aufgreifend, trug er sie zur Hinterthür, öffnete dort, löschte die Lampe aus, schloß die Thür wieder hinter sich, riegelte sie, hing noch ein Schloß daran und schritt dann mit dem jungen Mann der wohlbekannten Treppe zu.

Und wie klopfte Bruno das Herz, als er die Stufen hinanstieg, und wie langsam ging ihm der Vater — wie gern wäre er ihm vorausgeeilt! Aber Salomon, der sich das wohl denken konnte, hatte die Hand auf seinen Arm gelegt und ließ ihn nicht rascher vorwärts, als er selber ging.

„Geduld," sagte er dabei, „Geduld, junger Mann; es ist ein ernster Schritt, den Sie thun, und da ziemt keine Hast — der ernsteste Schritt, den ein Mann thun kann — Gott der Gerechte weiß es, und kein Rückschritt möglich — außer

Digitized by Google

durch ein Thor des Jammers und Herzeleids für zwei verfehlte Leben. Gehen Sie ihn langsam und mit Bedacht. Und jetzt noch," fuhr er plötzlich fort, „ist eine Umkehr möglich — noch weiß Rebekka nicht, daß wir kommen — noch läßt sich vielleicht...."

„Vater," bat Bruno, „Gott will es, daß sich zwei Herzen, die sich auf ewig angehören sollen, finden — wollen Sie da eingreifen?"

„Nein," sagte der alte Mann feierlich, „es ist auch jetzt zu spät; sie hat uns — sie hat Ihre Stimme schon gehört — also wie Er will, vorwärts denn."

Und oben öffnete sich die Thür. „Vater," rief Rebekka's Stimme, „bist Du das?"

„Ich bin es, mein Kind," sagte der alte Mann.

„Und kommst Du allein? Mit wem sprichst Du?"

„Ich komme nicht allein, Rebekka, ich bringe Dir Jemanden."

Wieder wollte Bruno voraus, aber der alte Mann ließ ihn nicht; er hielt ihn fest am Aermel, und oben wurde die Thür wieder zugeschlagen. Gleich darauf hatten Sie die obere Etage erreicht.

„Und darf ich jetzt hinein?"

„Gehen Sie," sagte der Alte, „es hilft mir doch nichts. Einen Augenblick könnt' ich es noch hinauszögern, nicht länger — was liegt an dem Augenblicke — 's ist ein Tropfen im Meere — gehen Sie."

Bruno hatte sich schon lange von ihm losgemacht, die Thür geöffnet und den schmalen Vorsaal durchschritten. Dort im Zimmer stand Rebekka, wie sie gewöhnlich ging, in einem blüthenweißen Kleid, die rabenschwarzen Locken auf den vollen Nacken niederfallend, und diese Art von Tunica durch einen jener zierlichen russischen Platina-Gürtel zusammengehalten. So stand sie da — ein Bild jungfräulicher Scham und Liebe — die Arme halb dem Nahenden entgegengestreckt, und doch auch wieder den elastischen Körper wie scheu zurückgebeugt, als ob sie ihm entfliehen, ihn meiden wolle.

„Rebekka," rief Bruno, die Arme nach ihr ausbreitend, „Rebekka — süßes, herziges Lieb — willst Du mein sein — willst Du mir angehören für Dein ganzes Leben und Freud' und Leid mit mir tragen, Lust und Schmerz — willst Du mein Weib sein und Dein Herz mir geben?"

„Mein Herz?" sagte Rebekka mit leiser

Stimme, die aber wie ein Choral in Bruno's Ohren klang. „Mein Herz — hab' ich es denn noch? Iſt es nicht längſt ſchon Dein?" Und als er auf ſie zuflog und ſie in ſeine Arme, an ſeine Bruſt drückte, da lehnte ſie ihr Haupt wie müde an ihn und flüſterte: „Bruno — mein lieber, lieber Bruno — o, wie danke ich Dir, daß Du gekommen biſt — wie werd' ich es Dir ewig danken!"

Und die Mutter ſaß in der Ecke, und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen nieder; und der Vater ſtand mit gefalteten Händen vor ihnen und ſah mit Schmerz und Luſt zugleich das junge, jetzt ſo glückliche, ſo überſelige Paar. Dann nahm er langſam ihre Hände, legte ſie in einander und ſagte freundlich:

„So geht denn zuſammen den Weg durch dieſes Leben: Ihr werdet ihn nicht glatt finden: Haß, Neid, Stolz und Ehrgeiz werden in Euren Pfad treten und Euer Glück bedrohen. Laßt ſie — ſeid Euch ſelbſt genug und ſucht in der Familie, wie unſere Vorväter es ſchon gethan, allein den Frieden, den Euch die Welt vielleicht weigern oder ſtreitig machen möchte. Er, der die Bitten eines alten Mannes gehört, welcher ſtets, wo es ſeine ſchwachen Kräfte erlaubten, nach

Seinem Willen oder Geiſte gehandelt hat — — ſegne Euch!"

Und jetzt kam auch die Mutter herbei und küßte die Kinder und ſetzte ſich dann wieder in ihre Ecke und fing von vorn zu weinen an, aber vor lauter Freude und Seligkeit.

Freude und Seligkeit glänzte aber auch aus den Augen der Liebenden, die jetzt, feſt aneinander gelehnt, zuſammen ſaßen und von ihrer Zukunft, von ihrem Glück ſprachen. Vergeſſen war für Bruno, was da draußen lag — vergeſſen das finſtere Schloß mit all' ſeinen trüben Erinnerungen und überſtandenen Schmerzen — vergeſſen alles ertragene Leid nur in der Wonne dieſes Augenblicks. — Und Vater und Mutter ſaßen dabei, hörten dem Plaudern zu und wurden ſelber wieder jung in der Erinnerung an ihre eigene Liebe.

So verging ihnen mit Zauberſchnelle die Zeit, und als es dunkelte und Rebekka aufſprang, um Licht zu holen, da ſetzte ſich Bruno an das Inſtrument, und in jubelnden Tönen machte ſich ſeine Seele Luft, bis Rebekka zurückkam, zu ihm trat, ihre Hand auf ſeine Schulter legte und glücklich, überglücklich ihre alten Lieder ſang. Jetzt aber ſaßen die beiden Eltern zuſammen in

der Ecke, hatten Einer des Andern Hand gefaßt und hörten zu, bis die Zeit kam, daß die Mutter das Abendbrot bestellen mußte, denn Bruno sollte heute zum ersten Male mit ihnen essen.

Er blieb auch lange; er konnte sich nicht losreißen von dem Glück dieser ersten Stunden und geizte förmlich mit den Secunden, und als er endlich gehen mußte, als die Glocke auf dem alten, nicht fernen Dome die zehnte Stunde schlug, da nahm er wieder und wieder Abschied von der Geliebten, als ob sie sich für's ganze Leben und nicht auf wenige Stunden nur trennen müßten.

Der alte Salomon gab ihm das Geleit durch den Hof.

„Und wann darf ich wiederkommen, Vater?"

„Hab' ich jetzt ein Recht, darüber zu bestimmen?" sagte der alte Mann. Lieber Himmel, was für eine Frage! Mich besuchen Sie doch nicht, und die Rebekka — werden Sie kommen morgen früh um neun Uhr, wird es ihr sein nicht zu früh. Gute Nacht, Herr Baron — Gute Nacht!"

Bruno trat hinaus auf die Straße, und von dem Lichte noch geblendet, das er eben verlassen, konnten sich seine Augen nicht gleich an die Dunkelheit gewöhnen. Trotzdem war es ihm, als ob

er eine menſchliche Geſtalt, Schatten gleich, von einem der verſchloſſenen Ladenfenſter fortgleiten ſah, und dieſe hielt, als ob unſchlüſſig, wohin ſie ſich wenden ſolle, an der andern Seite der Straße. Der junge Mann wäre auch gern darauf zugegangen, aber es lag ihm ſelber noch nichts daran, es zu früh in der Stadt bekannt werden zu laſſen, in welcher nächſten Beziehung er zu Salomon ſtehe. Er ſchritt deshalb, ohne ſich weiter nach der Perſönlichkeit umzuſehen, die Straße hinab, bis er den erſten Nachtwächter traf, und ſchickte dieſen dann zurück mit der Weiſung, auf jene Gegend Acht zu geben, da ſich dort ein verdächtiger Burſche herumtreibe. Der Nachtwächter folgte auch der Weiſung und ſuchte den ganzen Weg ab, fand aber Niemanden mehr vor. Wer es auch geweſen, er hatte ſich nicht länger dort aufgehalten und war verſchwunden.

## 3.

## Frau Heßberger.

Oben in der dritten Etage eines der Häuser in der Bergstraße von Alburg saß der Schuhmacher Heßberger mit einem Gesellen und drei Lehrjungen bei der Arbeit und war emsig beschäftigt, ein Paar sehr elegante Damenschuhe, die einen außerordentlich kleinen Fuß verriethen, frisch zu besohlen. Er hatte seinen Tisch aber dicht an's Fenster gerückt, denn schwere, graue Wolken lagen vor der Sonne und dumpf grollender Donner verrieth ein nahendes Gewitter. Nichtsdestoweniger arbeitete er fleißig fort und schien sich um das Wetter draußen wenig zu kümmern, bis plötzlich ein greller Blitz die Stube hell erleuchtete und gleich darauf ein so schmetternder Donnerschlag hinterdrein folgte, daß der

kleine Mann ordentlich zuſammenfuhr. Statt jedes andern Ausrufes ſetzte er aber plötzlich mit gellender Stimme in einen Choral ein, daß ſich die Lehrjungen unter einander anſahen und heimlich lachten, aber nur ganz heimlich, denn es wäre ihnen bös ergangen, wenn es der Meiſter gemerkt oder nur Verdacht geſchöpft hätte. Dieſer aber, nur mit ſeiner Sohle (denn er unterbrach ſeine Arbeit nicht) und dem Lied beſchäftigt, ſchrie mehr, als er ſang, während der Regen an die Fenſter peiſchte:

„O Menſch gedenk' an's Ende,
Willſt Du nicht Uebles thun —
Der Tod bringt oft behende
Das allerletzte Nun.
Am Lebens-Augenblicke
Hängt ewig Wohl und Weh',
Drum denke wohl zurücke,
Wohin Dein Ende geh'!"

Und wieder ein Blitz — wieder ein Schlag, als ob die Erde von einander berſten wollte, und die Fenſterſcheiben zitterten und klapperten ordentlich dazu. Der Schuhmacher ließ ſich aber nicht ſtören, und ohne eine Miene zu verziehen, ſetzte er eben zu dem gerade ſo beginnenden zweiten Vers ein:

„„O Menſch, gedenk' an's Ende —"

als es heftig an die Thür pochte und der Geſell, ohne dazu des Meiſters Befehl abzuwarten, laut „Herein“ ſchrie. Faſt zu gleicher Zeit wurde dieſelbe auch geöffnet, und eine etwas corpulente Frau, einen triefenden rothbaumwollenen Regenſchirm mit Meſſinggriff in der Hand, den Hut etwas zerdrückt und jedenfalls von dem Unwetter mitgenommen, das Geſicht geröthet und eben nicht beſonders freundlich ausſchauend, trat in's Zimmer und warf einen raſchen Blick darin umher.

Der Schuhmacher ſchien dabei keine beſondere Luſt zu haben, ſich in ſeiner Andacht ſtören zu laſſen, denn er fuhr, ohne auch nur den Kopf nach der Thür umzudrehen, unverdroſſen fort:

„Wer weiß, ob nicht noch heut'
Der Tod Dich treffen könnte,
Drum mache Dich bereit —“

Die Dame ſchien aber nicht geſonnen, das Ende des geiſtlichen Liedes abzuwarten, denn mit einer ziemlich tiefen und derben Stimme rief ſie dazwiſchen: „Na, bei mir könnt Ihr Eure Faxen laſſen, Meiſter Heßberger! Iſt Eure Frau zu Haus? Das fehlte auch noch, daß ich in dem Hundewetter den Weg umſonſt gemacht hätte!“

Der Schuhmacher fuhr blitzſchnell herum. Er

kannte die tiefe Stimme und sagte, von seinem Sessel emporspringend und den Schuh, an dem er arbeitete, ziemlich rücksichtslos bei Seite werfend: „Ach, Madame Müller — ist mir doch sehr angenehm, Ihre werthe Persönlichkeit wieder einmal nach so langer Zeit condoliren zu dürfen."

„Reden Sie keinen Unsinn," erwiederte Madame Müller, gar nicht, wie es schien, in der Stimmung, viele Worte zu machen. „Was Ihnen angenehm oder nicht, kümmert mich einen Quark. Ich will wissen, ob ihre Frau zu Hause ist."

„Bitte, Madame Müller," sagte Heßberger, „ich rede nur ganz höflich, und eine Höflichkeit ist der andern werth; Madame scheinen aber — o Du Herr Jesus, der Donner! — nicht guter Laune zu sein. Da wird sich meine Frau ganz besonders darüber scharmiren, paßt ihr gerade — sie ist drinne — bitte, treten Sie näher, demelliren Sie mir aber nur das Porzellan nicht!"

Madame Müller warf ihm einen nichts weniger als achtungsvollen Blick zu und stieg dann, ohne es weiter der Mühe werth zu halten, ihm noch eine Antwort zu geben, über alles

mögliche im Wege geſtreute Schuh- und Lederzeug, über Leiſten, Handwerksgeräth und andere derartige Dinge hinweg der Thür zu, welche, wie ſie aus früheren Zeiten wußte, das Wohn- und Schlafzimmer der Heßberger'ſchen Gatten von der Werkſtätte abſchloß. Sie klopfte auch hier nicht lange an, wartete wenigſtens nicht einmal den gewöhnlichen Zuruf ab, ſondern trat in demſelben Moment in's Zimmer, als wieder ein greller Blitz über den Himmel zuckte und gleich darauf, aber doch etwas ſpäter als bisher, grollender, dumpfer Donner hinterdrein rollte. Das Gewitter war jedenfalls vorübergezogen, und nur der Regen goß noch in Strömen nieder.

Mit dem Donnerſchlag — ſelber ein kleines Gewitter in ſich — ſtand aber Madame Müller auf der Schwelle, und der barſche Gruß ſchon, den ſie der Herrin vom Hauſe entgegenrief: „Guten Tag, Frau Heßberger, ich habe 'was mit Ihnen zu reden!" deutete nicht viel Gutes.

Heßberger, obgleich er keine Ahnung hatte, was die Frau, mit der ſie ſeit Jahren nicht verkehrt, hieher im Zorne geführt haben könne, fühlte ſich doch vielleicht nach verſchiedenen Seiten hin nicht ſo ganz ſattelfeſt, und da er wußte,

daß ſeine Frau bei irgend einer paſſenden Gelegenheit, ſehr laut ſprach und die Frau Müller ſchrie, ſo bemühte er ſich bei Zeiten, wenigſtens einen läſtigen Zeugen zu entfernen — kein Menſch konnte ja ſagen, was da verhandelt wurde.

„Backhof," brummte er deshalb, eben nicht beſonders heiter geſtimmt, „Sie können Schicht machen und mir noch einen Weg beſorgen."

„Aber ich möchte ſo gern noch den Schuh fertig machen," ſagte der Geſell, denn in der Nebenſtube wurden die Stimmen ſchon etwas lauter, und er wünſchte vielleicht ebenfalls, einen etwa entſtehenden Zank mit anzuhören, der ſicherlich der Mühe werth ſein mußte. Seine Meiſterin kannte er, was ihre Zunge betraf; die eben gekommene Frau ſah auch nicht ſo aus, als ob es ihr an den Sprachwerkzeugen fehle, und

Es ſchwankt der Sieg, wenn Griech' auf Grieche trifft.

Sein Meiſter mochte aber Verdacht geſchöpft haben, daß ein anderer Wunſch, als nur den alten Schuh fertig zu bekommen, in ſeinem Herzen lauere. Zeit war auch nicht zu verſäumen, denn Madame Müller ſchien nicht viel zu verlieren, und er ſagte deshalb haſtig: „Machen Sie ein bischen zu — die Stiefel ſollten ſchon um

drei Uhr beim Herrn Geheimen Obergerichtsrath ſein.“

„Ja, aber Meiſter, die bringen doch ſonſt immer die Jungen fort. Das iſt doch nicht meine Sache...“

„Das weiß ich wohl; ich will es auch nicht for Pleſir haben“ ſagte Heßberger, der ſich augenſcheinlich die größte Mühe geben mußte, höflich zu bleiben. „Hier ſind fünf Groſchen, da trinken Sie einmal auf meine Geſundheit — aber machen Sie ein bischen — alleh. Backhof — und hier, nehmen Sie dem Herrn Geheimen Obergerichtsrath gleich die quintirte Rechnung mit.“

Backhof, der Geſell, merkte wohl, daß ihn der Meiſter unter jeder Bedingung los ſein wollte, und es wäre doch jetzt hier ſo hübſch geweſen — gerade ging's da drinnen los. Aber er hatte auch nicht gut einen Vorwand, da zu bleiben; die fünf Groſchen lockten ihn ebenfalls. Er ſtand auf, warf ſein Schurzfell ab und zog den am Nagel hängenden Rock an, dann nahm er Rechnung und Stiefel und ging damit hinaus, immer noch in der Hoffnung, auch dort etwas zu hören. Darin ſah er ſich jedoch getäuſcht, denn

die dazwiſchen liegende Küche war wie gewöhnlich abgeſchloſſen.

Den Meiſter genirten jetzt noch die Lehrjungen, aber doch nicht ſo viel, als es der Geſell gethan hätte, denn die waren eine etwas lebhafte Unterhaltung im Hauſe ſchon gewohnt und — konnten nicht die Condition wechſeln, ſie mußten im Hauſe bleiben, durften alſo nichts daraus ſchwatzen, oder — der Teufel ſollte ſie bei lebendigem Leibe holen! Er ging auch wirklich ſelber wieder zu ſeiner Arbeit zurück, aber es war keine Andacht dabei. Die großen, ſchweren Tropfen ſchlugen draußen gegen die Scheiben, daß ſie das Zimmer faſt dunkel machten, und da drinnen wurden die beiden Damen immer lauter und heftiger. Das ging nicht mehr, er mußte da einſchreiten oder doch wenigſtens erfahren, um was es ſich handelte; denn was ihn dabei beunruhigte, war, daß er die Stimme ſeiner Frau gar nicht ſo ſcharf hervorhörte; Madame Müller ſchien ziemlich allein das Wort zu führen, und das konnte unmöglich ein gutes Zeichen ſein. Wenn die Frau Heßberger eine gute oder doch wenigſtens haltbare Sache hatte, ſprach ſie auch gewöhnlich mit — und wie!

Er fühlte ſich nicht mehr behaglich auf ſeinem

Schemel. Er ſtand auf, band ſich anſtandshalber das Schurzfell ab, wobei ſich die Jungen ſchon wieder unter einander anſtießen, fuhr in den ſchwarzen, abgeſchabten Frack hinein, und dann ſein fettglänzendes Mützchen abnehmend und die Haare vorn in die Stirn ſtreichend — es war dies die einzige Art, wie er ſeine Friſur arrangirte —, drehte er ſich noch einmal gegen die Jungen um und ſagte: „Daß mir keiner von Euch von ſeinem Schämbel aufſteht, oder — Ihr wißt wohl..." Und damit ſtieg er nach der Thür hinüber.

Als er ſie öffnete, fand er die Damen in ſehr lebhafter Unterhaltung.

Frau Heßberger hatte friedlich, trotz Blitz und Donnerwetter, am Fenſter geſeſſen und eine etwas ſehr ſchadhaft gewordene Unterjacke ihres Gemahls ausgebeſſert. Sie beſchäftigte ſich allerdings in geeigneten Stunden vortheilhafter mit der höheren Magie, mit Kartenlegen und Prophezeien, wofür ſie, wunderbarer Weiſe, in Alburg ein ſehr gläubiges Publikum fand. Aber die nothwendigen Hausarbeiten mußten doch auch erledigt werden, und Frau Heßberger war die richtige Frau dazu, um das zu beſorgen.

Und dazwiſchen zuckte der Blitz und praſſelte

der Donner; aber wie eine nur von metallenen Rädern abhängige Maſchine ſaß ſie dazwiſchen und rührte und regte ſich nicht weiter, als es ihre Arbeit erforderte. Sie blinzelte nicht mit den Augen, wenn das gelbe, grelle Licht durch das Zimmer ziſchte, ſie fuhr nicht zuſammen, wenn der Donner das Haus in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern drohte — ſie hatte überhaupt keine Nerven, die das möglich machen konnten.

Drinnen in der Werkſtatt hörte ſie eine Stimme, aber ſie achtete nicht darauf. Der Beſuch, der zu ihr kam — verſchleierte Damen gewöhnlich, manchmal in Begleitung von jungen Herren — traf erſt in viel ſpäterer Stunde und bei vollſtändig angebrochener Dunkelheit ein; was früher kam, wollte nur Stiefel oder Schuhe haben.

Da klopfte es plötzlich, und wie ſie ein halb erſtauntes „Herein!“ rief, ſtand, auch ſchon mit praſſelndem Donner, eine fremde Frau auf der Schwelle, deren Züge ſie ſich nicht einmal, mit anderen Perſonen im Kopfe, gleich zurück in's Gedächtniß rief. Der Frau ſelbſt ſchien aber gar nichts daran gelegen, ſie lange über ſich in Zweifel zu laſſen, denn ſowie ſie nur die Schwelle betrat, ſagte ſie ſchon mit ihrer etwas

tiefen Altſtimme, den Raum dabei mit den Blicken überfliegend:

„Guten Tag, Frau Heßberger! Ich hab' mit Ihnen zu reden."

„Madame Müller, ſo wahr ich einſt ſelig zu werden hoffe!" rief Frau Heßberger, und nicht einmal in gekünſteltem Erſtaunen aus, denn ſo gut und genau ſie die Frau kannte, ſo lange Zeit war verfloſſen, ſeit ſie dieſelbe nicht geſehen. „Ei, was verſchafft mir denn die Ehre eines ſo unverhofften Beſuches? Freue mich doch wirklich ſehr!"

„Wollen wir erſt abwarten," ſagte Madame Müller, noch immer den triefenden Schirm in der Hand, mit dem ſie ſchon eine lange naſſe Goſſe über Leder und Leiſten gezogen und jetzt anfing, einen kleinen See in der Stube zu bilden. „Thut mir leid, daß ich das Zimmer naß mache, aber ich weiß nicht, wohin mit dem Schirm; geben Sie einmal einen von den Blumenuntersetzern her — das Wetter iſt ſchuld."

Frau Heßberger gehorchte wunderbarer Weiſe augenblicklich der Anforderung und würde dadurch beſonders die Lehrjungen, wenn ſie hätten Zeugen ſein können, ſehr in Erſtaunen geſetzt haben; die Madame Müller ſtellte deshalb ihren Schirm

dort ein, denn sie war selber viel zu reinlich und hielt bei sich zu Hause zu sehr auf Ordnung, um eine andere Stube zu beschmutzen. Sobald sie ihr „Regendach" aber untergebracht sah, drehte sie sich auch gegen des Schuhmachers Gattin um.

„So — und jetzt haben wir ein paar Worte mit einander zu wechseln, Madame Heßberger, wenn es Ihnen recht ist," sagte Madame Müller, aber gleich in einem so entschiedenen Ton, daß man ihm wohl anhörte, sie würde eben reden, ob es recht wäre oder nicht.

„Wir Beiden, Madame Müller? Aber wollen Sie denn nicht Platz nehmen? Sie stehen ja da an der Thür...."

„Sagen Sie einmal, Frau Heßberger," fuhr die Frau fort, ohne die Einladung weiter zu beachten, „was haben Sie denn von mir in der Stadt erzählt, wenn ich fragen darf?"

„Ich? Von Ihnen?" sagte des Schusters Frau, doch nicht mit einem recht reinen Gewissen, denn sie sprach gewöhnlich sehr viel über andere Leute und nie etwas Gutes, und fühlte sich natürlich nicht so recht sicher, daß irgend eine oder die andere Bemerkung einem oder dem andern der Betreffenden zu Ohren gekommen sein konnte. Jedenfalls mußte sie erst einmal hören, um was

es sich eigentlich handle. „Und was sollte ich von Ihnen gesprochen haben? Was hätte ich denn eigentlich sprechen oder erzählen können? Ich weiß ja doch gar nichts von Ihnen!"

„Desto schlimmer, Frau Heßberger, desto schlimmer," rief Madame Müller, keineswegs gesonnen, sich auf solche summarische Weise abspeisen zu lassen; auf anfängliches Leugnen war sie überdies gefaßt. „Aber aus der Luft greifen's die Leute nicht, das ist nicht möglich, und Ihre Zunge kenn' ich, die ist in der ganzen Stadt bekannt!"

„Hören Sie, Madame Müller," sagte Frau Heßberger, doch jetzt auch ein bischen warm werdend, obgleich sie noch immer sehr zurückhielt, denn sie mußte erst wissen, auf was die Frau eigentlich abzielte, „beleidigen brauche ich mich hier in meinem eigenen Hause nicht zu lassen, denn wenn ich in der Stadt bekannt bin...."

„So? Aber zu mir schicken Sie die Leute in das eigene Haus!" fuhr die Frau Müller, den rechten Arm in die Seite stemmend, fort. „Ich soll mich im eigenen Hause beleidigen und verunglimpfen lassen, nicht wahr? Dagegen haben Sie nichts, o, Gott bewahre, das ist ja nur die Frau Müller, eine allein stehende Frau

und Wittwe — jawohl, die muß ſich Alles gefallen laſſen! Aber der liebe Gott hat mir auch eine Zunge gegeben, mit der ich mich wenigſtens vertheidigen kann, und die will ich denn auch gebrauchen, ſo lange mir der Herr die Kraft läßt.“

„Daß Sie eine gute Zunge haben, Madame Müller, hat Ihnen noch Niemand abgeſtritten,“ ſagte die Frau Heßberger, jetzt ebenfalls gereizt.

„Und Sie brauchen mir die wahrhaftig nicht vorzuwerfen, Frau Heßberger, Sie am allerwenigſten!“ rief der Gegenpart wieder, und zwar lauter, als es die Umgebung eigentlich nöthig machte.

„Aber wär's Ihnen denn nicht gefällig, Madame Müller, jetzt einmal zu ſagen, was Sie von mir wollen?“ ſagte die Frau Heßberger mit einem ironiſchen Knix.

„Jawohl, Frau Heßberger,“ erwiederte die Dame, gerade in der Stimmung, ihr den Knix mit Zinſen zurückzugeben, „wie Sie befehlen — oder möchten Sie mich lieber gleich hinauswerfen? Aber dann wollen wir doch einmal ſehen, ob die Gerichte nicht eine arme, allein ſtehende Frau ſchützen!“

„So, Madame Müller, und wiſſen Sie, daß

ich jetzt gleich hingehen und Sie verklagen kann, wenn Sie mir mit den Gerichten drohen?"

„Ja, gehen Sie nur, Frau Heßberger, gehen Sie nur," rief die Frau Müller in Eifer, „wenn Sie Einem die Worte im Munde herumdrehen wollen! Aber dann wird sich auch zeigen, was Sie dem alten Schlabbermaul, dem Herrn Rath Frühbach, von mir und meinem Kinde erzählt haben, daß ich es umgetauscht hätte und daß mein Kind nicht mein Kind, sondern ein Kind vom Baron von Wendelsheim wäre — Sie schlechte Person Sie...."

„Was?" sagte die Frau, jetzt wirklich erstaunt und in dem Gegenstand ganz die „schlechte Person" überhörend (sie bemerkte auch in dem Augenblicke kaum, daß ihr Gatte im Frack in's Zimmer trat). „Ich hätte dem Rath Frühbach erzählt, Sie hätten ein Kind umgetauscht und Ihre Tochter wäre die Tochter vom Baron?"

„Wenn die Damen so freundlich sein wollten," sagte Heßberger, der mit seinem gewinnendsten Lächeln die alte Fettmütze zwischen den Fingern zerdrückte, „nur ein klein wenig leiser zu schreien — die Lehrjungen drin spitzen die Ohren und horchen, und brauchen doch wahrhaftig nicht zu wissen, über was wir hier conferiren."

„Meinethalben kann's die ganze Stadt wiſſen," ſagte Frau Müller mit Würde; „ich habe ein reines Gewiſſen, und von Ihnen, Herr Heßberger, laſſe ich mir den Mund noch lange nicht verbieten, Sie wären nicht der Mann danach!"

Heßberger warf ihr, als ſie vornehm über ihn wegſah — und ſie war auch wenigſtens einen halben Kopf größer als er —, einen tückiſchen Blick zu, hütete ſich aber wohl, ſie noch mehr zu reizen, und ſagte mit ſeiner freundlichſten Stimme: „Würde ich mir auch gar nicht unterſtehen, verehrte Madame. Aber wollen Sie ſich denn nicht platzen? Die ganze Sache ſcheint mir übrigens, ſo viel ich bis jetzt davon gehört habe, auf einem Mißverſtändniß zu beruhen, denn meine Frau kann doch unmöglich etwas derartiges obſchönes Gerede mit dem Herrn Rath Früh...."

„Ich habe überhaupt mit dem Herrn Rath Frühbach noch in meinem Leben kein Wort geſprochen!" rief hier die Frau Heßberger dazwiſchen. „Seine Frau kommt manchmal zu mir — eine liebe, gute Seele, die ſich die Karte legen läßt und wiſſen will, ob ſie 'was in der Lotterie gewinnt oder ob ihr Mann eine Anſtellung als Director kriegt, aber nie iſt auch nur der Name

der Madame Müller in ihrer Gegenwart über meine Zunge gekommen!"

„Und der Rath Frühbach ſoll aus freien Stücken zu mir hinaus nach Vollmers kommen und ſich noch dazu einen lebendigen, wirklichen Major mitbringen, wenn an der ganzen Sache kein wahres Wort wäre? Das machen Sie einer Andern weis, aber mir nicht, verehrte Frau Heßberger! Ich will gar nicht behaupten, daß ich zu den Geſcheidteſten gehöre, aber ſo dumm bin ich denn doch, Gott ſei Dank, noch lange nicht!"

„Was denn für ein Major?" ſagte die Frau Heßberger, aufmerkſam werdend.

„Ein Major von Hanſen oder Halſen, wenn Sie's wiſſen wollen, ein alter Herr, der ehrwürdig genug ausſah, um geſcheidt zu ſein — und von ſolchen Leuten muß man ſich ſolche Dinge ſagen laſſen! Aber damit iſt die Sache nicht abgethan, Frau Heßberger, damit iſt ſie wahrhaftig noch nicht abgethan! Ich bin eine ehrliche Frau, und Alles, was ich habe, iſt mein ehrlicher Name, und den laſſe ich mir noch lange nicht von jeder hergelaufenen Perſon abſchneiden!"

„So, Madame Müller," rief jetzt des Schuſters Frau, deren Geduld ebenfalls ſcharf auf die Neige ging, „jetzt möcht' ich nur wiſſen, ob

Sie mich etwa mit der „hergelaufenen Perſon" meinen, denn wenn Einer von uns eine hergelaufene Perſon iſt...."

„Entſchuldigen Sie, meine Damen," fuhr hier Heßberger dazwiſchen, der alle Urſache hatte, einen drohenden Ausbruch zu vermeiden, „wenn jener Herr Geheimer Rath etwas Derartiges gegen Sie geäußert hat, Madame Müller, ſo ſind Sie vollſtändig berechtigt, böſe darüber zu werden, jede anſtändige Frau würde das. Aber dann ſeien Sie auch ſo gut und theilen uns genau mit, was er von uns geſagt hat, dann können wir uns vertheidiren, und den Herrn Geheimen Rath wollen wir nachher ſchon kriegen."

Madame Müller zögerte einen Moment. Sie fühlte vielleicht, daß ſie ein wenig zu weit gegangen ſein mochte. Das Verlangen des Schuſters war auch zu vernünftig, um eine Einwendung zuzulaſſen. Die Heßbergers mußten erſt erfahren, was ſie geſagt haben ſollten, und dann ſich vertheidigen; das war in der Ordnung, und Madame Müller auch nur eigentlich in der erſten Hitze ein wenig wirr in die Geſchichte hineingefahren. Sie ſah ſich deshalb, als erſte Einleitung in ein ruhigeres Geleiſe, nach einem Stuhl um, den ihr Heßberger bereitwillig hin-

ſchob, und ſagte dann: „Gut, ich will Ihnen die Sache erzählen, wenn mir auch die Galle noch einmal dabei überläuft; ach, daß ich mir ſo 'was muß auf meine alten Tage gefallen laſſen, wo mir in der Jugend kein Menſch einen Vorwurf machen konnte! Aber ich will wiſſen, ob der alte grauhaarige Schwätzer die Wahrheit geſprochen oder ob er gelogen hat, und wenn ich damit bis hinauf zum König gehen müßte."

Und nun erzählte ſie mit ziemlich kurz gedrängten Worten, aber natürlich noch immer in jener gereizten Stimmung, welche die Erinnerung an den Morgen in ihr hervorrief, dem aufmerkſam zuhörenden Heßberger'ſchen Ehepaare die Erlebniſſe mit Rath Frühbach und dem Major, und Heßberger unterbrach oder ſtörte ſie darin nur ein einziges Mal, indem er leiſe und vorſichtig an die Thür der Werkſtatt ſchlich und dieſe dann plötzlich aufriß, ob er vielleicht einen ſeiner Jungen beim Horchen ertappte. Die aber kannten ſchon ſein Manöver und hüteten ſich wohl, etwas Derartiges zu verſuchen. Wie angeleimt ſaßen ſie auf ihren Schemeln, und darüber beruhigt, ſchloß der Schuhmacher die Thür wieder.

Die Frau Heßberger ſchüttelte aber, während

ihr Beſuch erzählte, immer nur ſchweigend mit dem Kopf; denn obgleich ſie ſich von dieſer Anklage, dem Rath Frühbach etwas Aehnliches erzählt zu haben, vollkommen rein wußte, ſo begriff ſie doch in aller Welt nicht, wie der genannte Herr erſtlich zur Frau Müller kam, und dann auch nicht, wie er ſie auf ſolche Weiſe da hinein bringen konnte. Aber der Major — den kannte ſie gut genug, und der ſtak auch jedenfalls hinter dem Ganzen.

Ihr Mann mußte ähnliche Gedanken gehabt haben, denn wie die Frau einen Augenblick ſchwieg, mehr um Athem zu ſchöpfen, als weil es ihr an Stoff gefehlt hätte — ſie würde einen Monat lang damit ausgereicht haben —, ſagte er artig:

„Escuſiren Sie, Madame Müller, behauptete denn der Herr Geheime Major etwas Aehnliches?"

„Ja, ob es ein geheimer Major war oder nicht," ſagte Madame Müller, „weiß ich nicht — eine Uniform trug er freilich nicht, wie ſich's für einen Major gehört, ſondern einen alten grauen Rock und einen runden Hut —, aber er ſprach wenig oder gar nichts; der Rath führte ziemlich allein das Wort und trank auch allein meinen Wein aus, der graue Sünder der... Aber nun, Frau Heßberger, frage ich Sie, wie

konnten Sie ſich unterſtehen, etwas Derartiges von mir zu erzählen? Habe ich je in meinem ganzen Leben..."

„Ereifern Sie ſich nicht unnöthiger Weiſe, Madame Müllern," ſagte die Heßberger mit Würde, denn ſie hatte Zeit genug gehabt, um ſich Alles genau zu überlegen. „Ich kann es auf die Hoſtie beſchwören, daß Ihnen jener Herr Rath, was mich betrifft, nichts als blanke Lügen erzählt hat, und wenn Sie mir ihn hieherbringen, will ich ihm das in's Geſicht hinein ſagen. Und was Ihren Major betrifft, ſo kenn' ich den gar nicht und habe ihn wohl noch nicht einmal geſehen, viel weniger geſprochen, und noch viel weniger über Sie. Außerdem," fuhr ſie fort, als ſie ſah, daß Madame Müller etwas darauf erwiedern wollte, „ſteht hier die Frau, die von der Geburt des Wendelsheim'ſchen Kindes an bei ihm war, und doch wohl wiſſen müßte, ob es vertauſcht wäre oder nicht, denn mir kann in der Hinſicht Keiner ein X für ein U machen. Ich habe aber den Jungen — und ein prächtiger junger Herr iſt es geworden — zuerſt auf den Armen gehabt, und Wochen und Monate und Jahre lang vor Augen, und wenn den hätte Einer auswechſeln wollen, der hätte es klug anlegen müſ-

ſen. Aber ich weiß, woher das Alles kommt: der Major ſteckt dahinter; das iſt derſelbe, der das Geld gekriegt hätte, oder doch ein ganz Theil davon, wenn die Wendelsheim'ſche Familie ohne männlichen Erben geblieben wäre. Jetzt hat ſie, Gott ſei Dank, deren zwei, und da nun das Geld bald ausgezahlt werden ſoll, kommt bei ihm die Wuth und der Aerger, daß er nichts kriegt und leer ausgeht, und er verſucht's auf allerlei Art, um noch einen Haken daran zu finden."

„Aber, Heßbergern," ſagte die Madame Müller, „das iſt ja doch gar nicht möglich! So ſchlecht kann doch ein Menſch gar nicht ſein..."

„Lehren Sie mich die Menſchen kennen, Madame Müllern!" ſagte die Heßberger, während der Schuſter einen ſalbungsvollen Blick nach oben warf und ſchwer aufſeufzend mit dem Kopf nickte — er ſchien ſie ebenfalls zu kennen. „Mir ſind ſchlimmere Dinge paſſirt, „fuhr die Frau fort, „viel ſchlimmere, und die erſten Jahre — Sie waren wohl damals ſchon in die weite Welt gegangen und über die See —, da hatten ſie bald dies, bald das Gerede, und Alles über die arme Heßberger, die konnte herhalten, weil ſie zu gutmüthig war, feſt gegen ſie aufzutreten. Aber zuletzt mußten ſie's doch aufgeben — Wahrheit und

Ehrlichkeit bleiben immer oben, Madame Müllern, immer und ewig, und wie ſie erſt ausfanden, daß ſie mir nichts anhaben konnten, ließen ſie mich zufrieden."

„Und dann wollen ſie jetzt vielleicht mit mir daſſelbe Spiel verſuchen?" rief Madame Müller, deren ganzer Zorn ſich nun gegen ihren neulichen Beſuch kehrte. „Aber da ſind ſie an die Falſche gerathen! Ich bin nicht zu gutmüthig, die Verſicherung kann ich Ihnen geben, Heßbergern, und wenn mich neulich nicht der Aerger und Zorn ſo krank gemacht hätte, daß ich mich niederlegen und volle zehn Tage das Bett hüten mußte, ich wäre augenblicklich auf die Gerichte gelaufen! Aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben, und dazu heute ſo gut ein Tag, wie geſtern oder vor acht Tagen!"

„Aber, beſte Madame Müller," ſagte Heßberger ſehr artig, „da treten Sie die Geſchichte erſt recht breit. Ich würde ſolche Menſchen mit Verachtung ſtrafen und laufen laſſen. Die kommen Ihnen nicht wieder, ſo viel kann ich Ihnen verſichern."

„Na, das fehlte mir auch noch, daß die wiederkämen," ſagte die Frau, ganz reſolut von ihrem Stuhl aufſtehend und nach ihrem Schirm

greifend, den ſie wie eine Waffe packte; „ich wollte ihnen zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat! Aber ſo kommen ſie nicht davon, ſo viel iſt ſicher, denn ich will nicht umſonſt die ganze Zeit vor Aerger krank im Bett gelegen haben! Ich ſuche mir einen Advocaten, und dann wollen wir doch einmal ſehen, ob ſo ein paar Kerle zu mir hereinbrechen und mir ihre Lügen unter die Naſe reiben dürfen!“

„Da müſſen Sie ſchmähliches Geld blechen,“ ſagte Heßberger, „und es hilft Ihnen gar nichts.“

„Und wenn mich die Geſchichte zwanzig blanke Thaler koſten ſollte!“ rief Madame Müller beſtimmt und ſchlug ſich mit dem naſſen Regenſchirm in die linke Hand. „Ich kenne freilich die Advocaten hier nicht, denn ich habe mit derlei Leute nie in meinem Leben etwas zu thun gehabt; aber ich gehe zu Eurem Schwager, dem alten Baumann, das iſt ein ehrlicher, braver Menſch, der den Kopf auf der rechten Stelle hat. Der wird mir ſchon einen ordentlichen Menſchen nennen können, der Einen nicht blos zum Vergnügen über's Ohr haut.“

„Liebe Madame Müller,“ ſagte da die Frau Heßberger raſch, „thun Sie das nicht; mein Schwager iſt ein ſeelensguter Menſch, aber was

weiß der von den Advocaten! Wenn Sie denn abſolut einmal Ihren Willen durchſetzen wollen, ſo wohnt hier gleich nebenan ein ſehr tüchtiger Mann, der Herr....“

„Laſſen Sie mich nur machen, Frau Heß=berger,“ ſagte Madame Müller, die eben nicht beſonders viel auf eine Empfehlung derſelben zu geben ſchien. „Ich bin von klein auf in der Welt geweſen und weiß ſelber, was ich zu thun habe. Meiſter Baumann iſt ein ganz tüchtiger Mann, und ich will auch gar keinen ſpitzfindigen Advo=caten, ſondern nur einen ehrlichen haben. Wenn Sie dann vorgeladen werden, brauchen Sie nur auszuſagen, was Sie mir heute verſichert haben, und dann wollen wir die beiden Herren, den Herrn Rath und den Herrn Major, ſchon kriegen, darauf dürfen Sie ſich verlaſſen!“

„Aber es regnet ſo ſehr, meine gute Madame,“ ſagte Heßberger, der ſie jetzt merkwürdiger Weiſe noch gar ſo gern eine Weile da behalten hätte.

„Und wenn es Schuſterjungen regnete, Herr Heßberger,“ verſicherte Madame Müller, „ich komme mit meinem Parapluie ſchon durch. Alſo guten Morgen allerſeits — wünſche geſegnete Mahlzeit!“ und damit öffnete ſie die Thür der Werkſtatt ſelber, ſchritt, ohne mehr nach rechts

oder links einen Blick zu wenden, hindurch und ſtieg dann langſam die etwas ſteile und dunkle Treppe hinab.

Unten im Hausflur hatte ſich indeſſen ebenfalls Geſellſchaft eingefunden. Der Staatsanwalt Witte war, gerade wie der Schauer begann, ohne Regenſchirm die Straße heruntergekommen und, da er ſich beſonders vor Erkältung fürchtete, dort untergetreten. Er glaubte natürlich, daß es, da es mit ſolcher Wuth und Heftigkeit einſetzte, auch eben ſo raſch vorüberziehen würde, denn „geſtrenge Herren regieren nicht lange.“ Aber der Donner folgte immer langſamer und in größeren Zwiſchenräumen dem Blitz, bis zuletzt noch kaum ein leiſes Grollen hörbar wurde, und immer wollte der eigentliche Guß nicht nachlaſſen, ja, ſchien eher heftiger zu werden.

Witte ſchüttelte mit dem Kopf, fand ſich aber darein, eine Weile auszuhalten, denn ewig konnte es ja nicht dauern, und vielleicht kam auch eine leere Droſchke vorüber, die er dann angerufen hätte. Wer aber hat ſchon je bei Regenwetter, und wenn er ſie am nothwendigſten brauchte, eine leere Droſchke gefunden? Es kommt gar nicht vor, und überhaupt ſcheinen die Droſchkenkutſcher in ſolcher Zeit einzukriechen wie die Fliegen,

denn man trifft nur in Ausnahmefällen einen von ihnen auf der Straße. Der Staatsanwalt lauerte denn auch vergeblich eine volle Viertelstunde und nahm sich schon ein paarmal vor, lieber mitten im Regen hinauszuspringen und lieber scharf an den Häusern wegzulaufen. Jedesmal aber, wenn er zu solch einem halben Entschlusse gekommen war, schien es, als ob es mit frischen Kräften an zu gießen fing; es dachte gar nicht daran, aufzuhören, und er gab jedesmal den Versuch wieder auf.

Wie er noch so dastand, arbeitete sich ein Herr mit einem großen hellblauen seidenen Regenschirm an der Thür vorüber; gerade aber als er vor dem Thorwege war, kam ein plötzlicher Windstoß die Straße herunter, faßte unter den Schirm und klappte im Nu die Fischbeinstäbe nach oben, während eine benachbarte Dachtraufe, welche ebenfalls durch den Windstoß eine andere Richtung erhielt, ihren vollen Inhalt über den unglücklichen und nun vollständig wehrlosen Eigenthümer des Schirmes ausschüttete.

„Herr Du meine Güte!" sagte der Mann und fuhr mit einem Seitensprung so rasch in das Haus hinein, daß ihm Witte kaum aus dem Weg kommen konnte. Dort bog er sich dann

vor, um wenigſtens erſt einmal das Gröbſte von Hut und Rock ablaufen zu laſſen; dann nahm er die Brille ab, um dieſe klar zu wiſchen, denn er war vollſtändig überſchüttet worden, und Witte erkannte jetzt erſt in dem Eingeregneten den Rath Frühbach.

„Ei, ei, mein lieber Herr Rath," ſagte er, „Sie ſind ja in ein ganz gehöriges Sturzbad hineingerathen. Das nenn' ich ja vollkommen unter Waſſer geſetzt. Es iſt aber auch wirklich ein Hundewetter."

Rath Frühbach brauchte einige Zeit, bis er ſeine Sehwerkzeuge wieder in Ordnung hatte, denn er erkannte den Staatsanwalt nicht gleich an der Stimme. Während er aber die Brille noch abwiſchte, bog er den Kopf herunter, als ob er ſie auf der Naſe hätte und darüber hinwegſehen wollte, und rief plötzlich aus: „Ei, mein lieber Herr Staatsanwalt, das iſt mir ja ein ganz beſonderes Vergnügen, Sie hier ſo zufällig zu treffen! Das nehme mir aber kein Menſch übel, ſo ein Wetter iſt ja noch gar nicht dageweſen — dreht Einem den Schirm ordentlich um. Aber ſo iſt es mir einmal in Schwerin gegangen. Da ſpaziere ich auch in aller Gemüthlichkeit, bei faſt wolkenreinem Himmel, ein Stückchen vor die Stadt

hinaus, hatte aber doch den Schirm aus Vorsicht mitgenommen, als plötzlich ein Gewitter ankommt, und ich war draußen auf freiem Felde, und wenigstens auf tausend Schritte nach keiner Richtung hin ein Haus. Na, ich spannte den Schirm auf, und nun dicke durch. Ja, aber du lieber Gott, das wurde immer ärger, das regnete, als ob es mit Mulden gösse, genau so, wie jetzt da draußen, und es hörte auch den ganzen Nachmittag nicht auf."

„Wenn wir nur eine Droschke bekommen könnten," sagte der Staatsanwalt, der ungeduldig indessen auf die Straße hinaus sah; „ich habe gar nicht einmal so lange Zeit, ich muß nach Hause, und nun das Wetter — mit meinen dünnen Stiefeln — wenn ich nur wenigstens Gummischuhe mitgenommen hätte!"

„Die helfen auch nicht viel," sagte der Rath. „Da kam ich einmal Abends in Schwerin aus dem Theater; es war auch nasses Wetter gewesen, und ich hatte meine Gummischuhe mitgenommen. Während der Vorstellung mußte sich aber der Wind gedreht haben; es wurde bitter kalt und fror, und wie ich nur hinaus auf die steinerne Treppe trete, fühle ich schon, daß ich an zu rutschen fange. Ich trete also sehr vor-

ſichtig hinunter auf das Pflaſter, erſt mit dem rechten und dann mit dem linken Fuß, und immer ein bischen weiter, und ſo bin ich den ganzen Weg nach Haus gegangen.“

Der Staatsanwalt überlegte ſich eben, ob er nicht lieber dem Regen und einem jedenfalls darauf folgenden Schnupfen, als den endloſen Erzählungen des Raths trotzen ſollte, als hinter ihnen eine Frau die Treppe herunterkam, auf welche Rath Frühbach, da er gerade wieder ſeinen Schirm in Ordnung brachte, gar nicht achtete.

Es regnete noch mit derſelben Hartnäckigkeit weiter, und die Frau ſpannte unten im Flur, ohne ſich um die Herren zu bekümmern, ihren Schirm auf, wollte auch eben hinaus in den Guß treten, als ihr Auge zufällig auf Rath Frühbach fiel, der ihr in ſeiner aufmerkſamen Weiſe Platz machte.

„Ne, ſo ’was lebt nicht!“ rief ſie plötzlich im größten Erſtaunen aus. „Da iſt er ja — wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt! Iſt auch ein vortreffliches Plätzchen hier, um andere ehrliche Leute wieder ſchlecht zu machen und zu bereden, nicht wahr? Jawohl, kann ich mir denken! Aber jetzt wollen wir einmal ſehen, ob die Ge-

richte das zugeben! Wenn noch Recht und Gerechtigkeit im Lande iſt, ſo will ich's ſchon finden, darauf können Sie ſich verlaſſen, und Ihren ſaubern Major, den kauf' ich mir noch dazu!"

„Liebe, beſte Frau," ſagte der Rath, der zu ſeinem Entſetzen die Frau Müller aus Vollmers erkannt hatte und jetzt nicht übel Luſt zu haben ſchien, ſeine ganze Exiſtenz abzuleugnen, denn der Staatsanwalt durfte um Gottes willen nichts von der Geſchichte erfahren.

Madame Müller war aber nicht die Frau, irgend jemand Anderes reden zu laſſen, ſo lange ſie noch etwas zu ſagen hatte, und die wohlwollende Anrede reizte ſie ganz beſonders: „Der Teufel iſt Ihre „liebe, beſte Frau!" rief ſie zornig und ſchien nicht übel Luſt zu haben, den ſchon geöffneten Schirm wieder zu ſchließen. „Sie ſollen mir aber vor's Meſſer, darauf können Sie ſich verlaſſen, und wenn ich...."

„Heh, Droſchke! Droſchke!" rief der Staatsanwalt auf die Straße hinaus. Er begriff nicht recht, was Rath Frühbach mit der Frau haben oder gehabt haben konnte, hatte aber auch keine große Luſt, einem etwaigen Streit zuzuhören, und der Wagen, der gerade zufällig gegenüber eine „Fuhre" abgeſetzt, kam ihm gut zu Statten. Der

Kutſcher hörte auch den Ruf und lenkte um, und mit einem kurzen Gruß gegen den Rath ſprang der Staatsanwalt mitten in den Regen hinaus.

Das war dem Rath aber zu viel. Mit der entſetzlichen Frau ſollte er hier im Thorweg, und außerdem noch durchaus naß, das Unwetter abwarten? Nein — hier drinnen wüthete es ärger als draußen, und einen herzhaften Entſchluß faſſend, ſpannte er mit einem plötzlichen Ruck ſeinen Schirm, ſagte „Güten Morgen, Madame!“ und war mit drei Schritten wieder unter der Traufe. Er hörte noch hinter ſich her etwas von „Gerichten“ und „Hausſchleichern“, aber der auf den Schirm ſchlagende Regen ertödtete die Worte, und dem Sturm in die Zähne arbeitete er ſich, Madame Müller ihrem eigenen Schickſal überlaſſend, die Straße hinauf.

## 4.

## Neben der Werkstätte.

Neben der Werkstätte des Schlossers Baumann befand sich das kleine, aber ganz behaglich eingerichtete Wohnzimmer der Familie, und zwar nicht etwa behaglich durch elegante Möbel oder sonstigen Zierath, sondern weit mehr durch die wirklich auffallende Sauberkeit, die dort herrschte, so daß Baumann selber oft lachte, wenn er mit seinem rußgeschwärzten Gesicht, und eben solchen bloßen Armen zum Frühstück oder sonst einmal hereinkam und dann meinte, er passe da eigentlich gar nicht hin und müsse immer vorher an der Thür „abgetreten" werden. Er paßte aber und gehörte trotzdem da ganz besonders hinein, denn seinem unermüdlichen Fleiß sowohl als seiner Geschicklichkeit verdankte die Familie gerade diese

Behaglichkeit, die nur die Frau noch durch ihr ewig thätiges Schaffen und Sorgen zu erhöhen und zu erhalten wußte.

Baumann hätte ſich auch in der That keine beſſere Frau wünſchen und ſie auf der weiten Welt finden können; eine ſorgſamere für ihn und ſeine Bequemlichkeit gewiß nicht, denn was ſie ihm an den Augen abſehen konnte, das that ſie. Dabei war in den langen Jahren ihrer Verheirathung auch noch nicht ein einziger Zank zwiſchen ihnen vorgekommen, und nur manchmal neckte ſie der alte Schloſſer mit dem „Stückchen Hochmuthsteufel", der in ihr ſtecke, und meinte dann wohl, es ſei jammerſchade, daß ſie keine Gräfin geworden wäre und in Sammet und Seide und mit langen Schleppkleidern hätte umhergehen können, das würde ihr außerordentlich gut geſtanden haben. Aber das war immer nur im Scherz und wurde ſo geſagt und aufgenommen.

Heute ſaß ſie allein in der Stube an ihrem Nähtiſch und arbeitete ein Kleidchen für ihr kleines Töchterchen, das ſeit acht Tagen zum erſten Mal in die Schule geſchickt war und nun doch Manches brauchte, um anſtändig zwiſchen den übrigen Kindern zu erſcheinen. Wenn es auch blos Kattunröckchen tragen durfte, denn der Vater litt das

nicht anders, konnten die doch wenigſtens ſauber und nett gemacht ſein, und darin, wie überhaupt in allen Dingen, beſaß ſie eine beſonders geſchickte Hand.

Draußen wetterte es gerade, was vom Himmel herunter wollte; der Blitz ziſchte, der Donner rollte und die erſten ſchweren Tropfen fingen an zu fallen. Die Leute auf der Straße liefen, was ſie laufen konnten, um irgend ein ſchützendes Obdach zu erreichen, und ein-paar vorüberfahrende Droſchkenkutſcher hieben mit ganz ungewohnter Energie auf ihre Pferde ein.

Die Frau Baumann warf einen beſorgten Blick auf die Straße und nach dem Himmel hinauf — aber ihre Elſe ſaß jetzt ſchon lange ſicher in der Schule, und bis die aus war, hatte ſich das Wetter auch gewiß wieder verzogen. Nur die Schmiede ängſtigte ſie etwas; dort lag ſo viel Eiſen, und ſie fürchtete immer, daß der Blitz einmal da einſchlagen könnte, hatte auch ihren Mann oft und oft gebeten, nur doch wenigſtens ſo lange mit Arbeiten aufzuhören, als ein Gewitter dauere. Der aber lachte dazu und meinte, der Blitz, wenn er einmal einſchlagen wolle, könne ihn überall treffen, jedenfalls eben ſo leicht in der Stube, wie in der Werkſtätte, und der liebe

Gott ſei aller Orten. Die Arbeit dürfe aber nicht raſten, und nur wenn einmal ein Gewitter an einem Sonntag käme, verſpräche er ihr, nicht dabei am Ambos zu ſtehen, was er überhaupt nicht am Sonntag that. Es war mit dem Manne eben nichts anzufangen.

Baumann hämmerte denn auch, mit ſeinem zweiten Sohn, einem andern Geſellen und dem Lehrjungen an ſeiner Seite, wacker darauf los, daß die Funken nach allen Seiten hinausſpritzten, und warf nur einen ſchmunzelnden Blick nach der Thür, als der Regen plötzlich mit voller Wucht einſetzte und niederſchlug. Wie die Menſchen draußen ſprangen, um unter Dach zu kommen — aber er ſtand trocken, und luſtig ſchlug er wieder auf das rothglühende Eiſen ein.

Da fuhr plötzlich ein Schirm in die weit geöffnete Thür, und als er den Kopf dorthin wandte, tauchte ſein älteſter Sohn Fritz darunter auf und rief ihm lachend einen Guten Morgen zu.

„Na nu?“ ſagte der Alte, indem er den Hammer ruhen ließ und ihn erſtaunt betrachtete. „Wo kommſt Du bei dem Wetter her, und noch dazu in Sonntagskleidern? Du — trägſt

wohl wieder ausgebeſſerte Arbeiten aus, mein Junge, he?"

„Nein, Vater," rief Fritz, aber doch ein wenig verlegen, denn er wußte recht gut, auf was der alte Mann anſpielte, „wegzutragen habe ich heute nichts; aber ich wollte nur einmal zu Dir und Mutter kommen, um etwas mit Euch zu reden."

„In Sonntagskleidern?"

„Ich habe überhaupt noch einen Beſuch zu machen — Profeſſor Anders, der Aſtronom, hat mich gebeten, wegen einer größeren Arbeit zu ihm zu kommen, und da — mochte ich doch nicht in meinen Arbeitskleidern gehen. Uebrigens erwiſchte mich das Wetter, und ich bin nur eben noch glücklich vor Thorſchluß hier eingefahren. Iſt die Mutter zu Hauſe?"

„Ja, ſie ſitzt drinnen — geh' nur hinein; wenn ich hier mit dem Schlüſſel fertig bin, komme ich gleich nach, denn in dem Aufzug kannſt Du mir doch nichts helfen — Donnerwetter, Glacéhandſchuh' — na, und das Alles, um einem Profeſſor einen Beſuch zu machen. Ich gehe bei ſolchen Wegen allerdings auch in Leder, aber mit meinem Schurzfell. Junge, Junge, Du wirſt mir verdammt fein und geſchniegelt, und ich habe es

bis jetzt gar nicht geglaubt, daß zwiſchen einem Schloſſer und einem Mechanikus ſolch' ein Unterſchied wäre. Du, Karl, mach' einmal Deinem Herrn Bruder die Thür auf, daß er ſich die Glacéhandſchuh' nicht an der vielleicht rußigen Klinke ſchmutzig reibt."

„Danke, Vater, danke," lachte Fritz, indem er der Thür zuſprang, „ſo gefährlich iſt's denn doch noch nicht, und das kann ich allein beſorgen."

Der Vater ſah ihm, das Eiſen in der Hand und den Hammer noch auf dem Ambos ruhend, in einer etwas gebückten Stellung nach, ſo lange er ihm mit den Augen folgen konnte, und ein leiſes, aber nicht unfreundliches Lächeln flog über ſeine ehrlichen Züge. Dann ſchüttelte er ſtill vor ſich hin den Kopf, und wieder hob ſich der ſchwere Hammer, als ob es eine Feder geweſen wäre, und kam wuchtig auf das ſprühende Eiſen nieder.

Fritz, der ſeinen Schirm in der Werkſtätte abgeſtellt hatte, denn auf dem Boden dort mochte er triefen, wie er wollte, trat zur Mutter in's Zimmer und ſetzte ſich zu ihr, und die Beiden ſprachen lange und angelegentlich mit einander — ja, eine ſo wichtige Sache mußten ſie wohl verhandeln, daß die Mutter ſogar ihre Arbeit

ruhen ließ und die Hände im Schooß faltete, bis der Vater zu ihnen herein kam.

„Na," ſagte er, als er ſie da ſo ſitzen ſah, „eine Hand kann ich Dir heute nicht geben, mein Junge; Du biſt mir zu fein, und zum Waſchen hab' ich keine Zeit, denn ich muß gleich wieder hinaus. Alſo was haſt Du zu ſagen, und was iſt denn überhaupt mit Euch Beiden? Ihr ſeht mir ja alle Zwei ſo feierlich aus? Hör' einmal, Junge, ich glaube, Du willſt doch wieder eine fertige Arbeit austragen, he?"

„Eine Arbeit gerade nicht, Vater," lächelte Fritz, doch etwas verlegen; „aber weit vom Ziel haſt Du allerdings nicht vorbeigeſchoſſen."

„Auf den Knopf getroffen," lachte der Alte, „he? Dem Jungen ſteckt ein Frauenzimmer im Kopfe!"

„Er will heirathen, Gottfried," nickte die Mutter, während ein freundliches Lächeln über ihre Züge flog.

„Ob ich's mir nicht gedacht habe!"

„Und ſo ein ſauberes Mädchen hat er ſich ausgeſucht!"

„Na," er wird keine Schmiergans nehmen," lachte der Alte. „Und wie heißt ſie? Alles natürlich ſchon fix und fertig gemacht, und jetzt

nur noch eine nachträgliche Anmeldung bei den Eltern, die weiter nichts nöthig haben, als den üblichen Segen dazu zu geben. Ist mir auch recht; habe doch schon genug zu thun, und könnte mich mit derlei nicht mehr auf meine alten Tage befassen."

„Nein, Vater," sagte Fritz, „fertig gemacht ist noch gar nichts; ich bin im Gegentheil eben im Begriff, den allerersten Schritt dazu zu thun."

„So—o?" sagte der Vater, etwas erstaunt; „das ist ja merkwürdig. Na, hat die Sache etwa einen Haken?"

„Nein, Gottfried," sagte die Frau, „ganz und gar nicht; es ist Alles glatt und recht und wie sich's gehört, und der Fritz ist ein braver Junge, der uns nur bei einer so wichtigen Sache vorher um Rath fragen wollte."

„Bah, Alte, laß Dir nichts weiß machen," lachte der Schlossermeister — „um Rath fragen. Sieht der aus, als ob er erst noch um Rath fragen wollte, und steckt schon bis über die Ohren in seinen Sonntagskleidern drin? Nur hören will er, daß wir sagen: Ei, mein lieber Sohn, das hast Du brav gemacht — geh' doch geschwind hin und hol' Deinen Schatz! Und dann läuft er von selber."

„Aber Gottfried...“

„Na, mach' keine langen Geſchichten. Alſo wie heißt ſie und wer iſt's? daß ich wieder hinaus an meine Arbeit komme.“

„Ich bin vielleicht in meinen Anſprüchen etwas keck geweſen, Vater,“ ſagte Fritz, aber jetzt ſchon lange nicht mehr ſo zuverſichtlich, als vorher; „aber ich — ich glaube glücklich zu werden.“

„Hm, das glauben wir gewöhnlich Alle,“ lächelte der Schloſſermeiſter gutmüthig; „na, aber nun ſchlag' einmal los, das Eiſen wird ſonſt kalt — wer iſt's denn?“

„Ottilie Witte, Vater.“

„Die Tochter des Staatsanwalts?“

„Ja, Vater.“

Der alte Mann war ſtehen geblieben und ſah ihn ernſt und forſchend an. Aber er erwiederte lange kein Wort, gab auch kein Zeichen des Beifalls oder Mißfallens; endlich fragte er langſam: „Und will ſie Dich haben?“

„Ich weiß es nicht, Vater, aber ich glaube es,“ ſagte Fritz herzlich: „ſie war immer ſo gut und lieb mit mir, und wir haben ja ſchon als Kinder Braut und Bräutigam mitſammen geſpielt.“

„Ich will Dir 'was ſagen, mein Junge," nickte der Alte, „die Sache gefällt mir nicht."

„Gefällt Dir nicht, Gottfried?" rief die Frau. „Und hätte er ſich ein netteres, hübſcheres Mädchen in der ganzen Stadt ausſuchen können?"

„Nein — ſie iſt mir nur zu nett," erwiederte der Schloſſermeiſter. „Wärſt Du zu mir gekommen und hätteſt geſagt: Vater, ich habe mir die Tochter vom Schneidermeiſter So und So oder vom Schuſter So und So zur Frau auserſehen und will ſie heirathen, ſo würde ich geantwortet haben: Bravo, mein Sohn, thu' das, und Gott gebe ſeinen Segen dazu — meinen haſt Du. Aber die vornehme Tochter des Staatsanwalts, die große Geſellſchaften mit lauter Adeligen geben — das thut kein gut."

„Aber, Vater, Ottilie iſt ſo einfach erzogen — ſo wirthſchaftlich!"

„Und biſt Du wirklich überzeugt, daß ſie Dich gern hat — nein, nicht ſo," fuhr er raſch fort, als Fritz darauf erwiedern wollte — „und was wir ſo gewöhnlich darunter verſtehen — ich meine, ob Du überzeugt biſt, daß ſie Dich ſo gern hat, um Dich wirklich zu heirathen und dem Handwerker vor allen übrigen vornehmen Bewerbern die Hand zu reichen?"

„Wenn ich es nicht feſt glaubte, würde ich ſie nicht darum fragen, Vater!“

„Ja,“ nickte dieſer, „denn ein richtiger Korb muß eine verflucht unangenehme Geſchichte ſein — möchte mir gerade keinen holen. Aber mir iſt die Sache doch nicht recht — werde freilich nicht viel darum gefragt werden. Aber Du paßt in die Familie nicht hinein, und wir gar nicht, und ich glaube ſelbſt nicht einmal, daß ſich die Eltern — die Mutter wenigſtens — beſonders erfreut darüber zeigen würden.“

„Aber, Gottfried, ich weiß gar nicht, was Du immer für Bedenken haſt!“

„Keine anderen, als ſolche, für die ich auch einen Grund hätte. Wenn ſie wirklich an ſo etwas dächten, weshalb haben ſie denn da den Fritz neulich nicht zu ihrem Ball geladen, wie? Wenn er ihnen gut genug zum Schwiegerſohne wäre, müßte er es doch ganz gewiß erſt recht als Gaſt ſein. Es hat aber Niemand von ihnen daran gedacht, während es von adeligen Lieutenants nur ſo geſchwärmt haben ſoll.“

„Aber was Du auch nicht Alles herausſuchſt!“

„Ich ſuche gar nichts heraus, Alte, als was einmal drin liegt, und ſo viel iſt ſicher“ — er mußte einen Augenblick mit Reden aufhören,

denn so furchtbar dröhnte der Donner, daß die Worte lautlos verhallten — „so viel ist sicher," fuhr er dann fort, ohne sich weiter irre machen zu lassen, „daß die Familie, meiner Meinung nach, mit ihrer Tochter weiter oder höher hinaus will, als sie einem Handwerker zu geben!"

„Aber ein Mechanikus ist doch kein Handwerker, Gottfried!"

„Nenne es, wie Du willst, es bleibt immer dasselbe," beharrte störrisch der Alte. „Und haben wir nicht neulich schon einmal davon gesprochen, wo ich dazu kam, wie ihr einer von den Lieutenants, ich glaube, es war der Wendelsheim, so zärtlich die Hand küßte — und wie freute sie sich darüber! Das gäb' nicht einmal eine Frau für Dich, wenn sie Dich selber wollte."

„Aber, Vater, Ottilie ist gewiß nicht coquet."

„Gerade ist sie's, und recht sehr," sagte der Alte; „Du siehst es nur nicht, weil die Liebe, wie gewöhnlich, blind ist. Richtig coquet ist sie, und ihre Mutter hat sie dazu angelernt. Allen Respect vor dem Vater. Der alte Witte gilt in der ganzen Stadt für einen schlichten und dazu braven und rechtlichen Mann; aber der Frau steckt der Hochmuthsteufel noch viel ärger im Kopfe als Dir, Alte — die möchte mit der Nase



Bayerische Staats-Bibliothek

die Decke abreiben, und über Unſereinen guckt ſie nur immer ſo hoch hinweg, als ob man ſeinen Kopf auf einer Stange trüge. Geh' mir mit der; ich hab' früher ein paarmal mit ihr zu thun gehabt und ſie auch einmal bei einer Gelegenheit recht tüchtig ablaufen laſſen. Nachher iſt ſie etwas artiger oder herablaſſender geworden."

„Aber der Fritz iſt auch von guter Familie," ſagte die Frau, „und dazu ein ſtattlicher Burſche."

„Nicht was derartige Leute eine „gute Familie" nennen, Mutter," ſagte der Schloſſermeiſter; „das Wort „gut" heißt bei denen nur immer ſehr vornehm oder ſehr reich, und wo möglich beides zuſammen — das ſind die beſten — ein ehrlicher Handwerker wird nicht mit dazu gezählt."

„Aber wenn ſich die Herzen nun zuſammenfinden, Vater?" ſagte Fritz.

„Das ſind Bücherideen," rief der Alte; „denn wenn die Familien nachher nicht zuſammenpaſſen, ſo giebt's Streit und Unfrieden, Haß und Eiferſucht. Ich wollte, Du hätteſt Dir eine Schneidertochter ausgeſucht, Fritz, oder noch viel tauſendmal lieber eine von unſerem Gewerke; nachher ſollteſt Du einmal ſehen, wie luſtig und vergnügt ich noch

auf Deiner Hochzeit tanzen würde; so aber ist's nichts, und wenn uns die Madame Witte wirklich einlüde, so müßten wir's uns noch zur Ehre schätzen und uns fein anständig und ehrbar betragen."

Fritz Baumann's Mutter hatte still und schweigend vor sich nieder gesehen, aber kein Wort mehr gesagt, und Fritz wunderte sich eigentlich, daß sie nicht seine Partei stärker nahm; aber der Alte hatte auch recht, denn sein Entschluß stand zu fest, um sich noch von seiner Liebe abwenden zu lassen. Ottilie war schon seit langen Jahren sein Ideal aller Weiblichkeit gewesen, und nur um sie zu gewinnen, hatte er sich mit beispiellosem Fleiße abgemüht, sein Ziel so bald zu erreichen. Jetzt stand er unabhängig da, nicht mit der Hoffnung, nein, mit der Gewißheit, sich sein Brot gut und reichlich verdienen zu können und eine Frau und Familie dabei zu ernähren. Er wollte keine Mitgift, er verlangte keine; was sie brauchten, konnte er selber beschaffen, und die Mutter hatte ihm schon versprochen, in der ersten Zeit, wenn sich die Ausgaben vielleicht unerwartet zu sehr häufen sollten, beizuspringen. Was brauchte er mehr? Er trat ja nicht als Bittender in Witte's Haus — wie er bat, wollte er auch

bringen, der Tochter einen treuen Gatten, den Eltern einen wackern Sohn.

„Vater," ſagte er deshalb, „Du ſiehſt die Sache zu ſchwarz. Ich gebe zu, daß es Ottiliens Mutter vielleicht lieber ſähe, wenn ihre Tochter eine vornehmere Partie machte; es iſt das ja natürlich. Aber ſie wird auch nicht der Liebe derſelben entgegentreten wollen, und iſt mir Ottilie wirklich gut . . ."

„Was Du noch nicht einmal zu wiſſen ſcheinſt."

„Was ich aber von Herzen hoffe — dann, glaub' ich, wird ſie ſich auch nicht ſträuben, ihre Einwilligung zu geben. In unſerer Stadt beſteht noch die alte Achtung vor dem Bürgerſtande, und dem gehören wir ſo gut an, wie der Staatsanwalt Witte. Er iſt eben ſo wenig adelig oder Baron, als wir, und wenn ſeine Frau wirklich daran dächte, ihr Kind Einem aus jenem Stande zu geben, ſo wäre der Sprung weit größer, als von uns zu ihr."

„Ja," ſagte der Vater, „das klingt ganz vernünftig, iſt aber nur einfach nicht wahr, weil Sitten und Gewohnheiten die ganze Geſchichte gewöhnlich herumdrehen. Aber was kann's helfen — Du, als mein echter Sohn, haſt natürlich gerade einen ſolchen Dickſchädel, wie ich, und

der muß erſt ein paarmal irgendwo gegen rennen, ehe er geſcheidt wird — alſo lauf'. Mit Vernunftgründen iſt bei Dir doch nichts auszurichten, Du mußt durch Schaden klug werden."

„Vater..."

„Es iſt nicht anders — aber das Wetter warte erſt ab, ſonſt kommſt Du wie eine gebadete Maus als Brautwerber, und naß ſieht ein Fiſch recht hübſch aus, aber kein Menſch — der Guß kann ja doch nicht ewig dauern. Jeſus, wie das noch regnet; wie dicke Seile kommt's von oben herunter, und auf der Straße könnte man beinahe mit einem Boote fahren — Herein!"

Der Ausruf galt einem ſtarken und ganz entſchiedenen Klopfen an der Thür, die ſich auch gleich darauf öffnete und das uns wohl bekannte Geſicht der Madame Müller zeigte.

„Guten Tag Alle mitſammen!" ſagte ſie, ihren Regenſchirm vorſichtiger Weiſe draußen laſſend. „Jemine, meine Güte, iſt das ein Wetter, und bei dem wird man herausgejagt, wo man ſo ruhig zwiſchen ſeinen vier Pfählen ſitzen könnte! Ich werde mir wohl wieder den Tod an einem Schnupfen holen, denn aus den Schuhen hebt mich das Waſſer bald heraus — bis an die Knöchel geht's Einem ja da draußen!"

„Madame Müller," lachte Baumann, „ſo wahr ich lebe — na, Sie haben ſich eine ſchöne Witterung zum Spazierengehen ausgeſucht — aber kommen Sie doch nur herein! Sie wollen doch nicht in der Thür ſtehen bleiben?"

„Nein," ſagte Madame Müller mit einem Blick auf das reinliche Zimmer; „aber ich triefe nur ſo, und mein verwünſchter blauer Kittel färbt ab — ich werde Ihnen einen blauen Streifen in's Zimmer bringen. So einen Regen hab' ich noch gar nicht erlebt; das iſt ja ein wahrer Wolkenbruch!"

„Aber Sie ſind doch nicht von Vollmers herein zu Fuß gegangen?" rief Frau Baumann, indem ſie ihr behülflich war, das Tuch abzunehmen und aufzuhängen.

„Na, weiter fehlt mir nichts," ſagte die Dame; „aber ich hatte vorher noch einen Beſuch zu machen, und jetzt bin ich hieher gekommen, Herr Baumann, um Sie in einer Sache um Rath zu fragen."

„Mich?" lachte der Schloſſermeiſter. „Da wären Sie wohl an der falſchen Thür; ich bin doch kein Advocat."

„Ja, eben einen guten, anſtändigen Advocaten will ich bei Ihnen erfragen," ſagte die Frau;

„es giebt derlei Volk genug in der Stadt, alle drei Thüren weit klebt ein Schild, aber wer ſich da nicht auskennt, iſt auch gleich verrathen und verkauft.“

„Hm,“ ſagte Baumann, „und was haben Sie mit einem Advocaten zu thun? Wer die nicht ſehr nothwendig hat, ſoll die Finger um Gottes willen davon laſſen; mit denen iſt nicht gut Kirſchen eſſen.“

„Das weiß ich,“ nickte Madame Müller entſchieden mit dem Kopf, indem ſie ſich auf den ihr hingeſchobenen Stuhl niederließ. „Ah, da iſt ja auch der Fritz — alle Wetter, iſt der groß und ein hübſcher Junge geworden, Baumann! Der iſt ja einen halben Kopf größer als Sie, und Sie gehören auch nicht mit zu den Kleinſten.“

„Ja, und jetzt Meiſter und ſelbſtſtändig geworden,“ nickte der Vater mit einem beifälligen Lächeln auf den Sohn; „er hat 'was gelernt, der Junge, das muß man ihm laſſen, und wird ſich ſchon durchhelfen in der Welt.“

„Dafür kann man Gott nicht genug danken,“ nickte die Frau, „wenn man Freude an ſeinen Kindern erlebt — aber was ich gleich ſagen wollte, Meiſter, wiſſen Sie hier in der Nähe

einen ordentlichen Advocaten, der weiß, was Rechtens ist?"

„Das sollten sie eigentlich alle wissen," lächelte der Meister, „aber es kommt darauf an, zu was Sie ihn haben wollen. Brauchen Sie einen recht verschmitzten und durchtriebenen, so..."

„Nein, den brauch' ich nicht," rief Madame Müller; „ich will einen ehrlichen haben, der geradeweg ist, denn ich habe auch eine ehrliche Sache!"

„Ja, liebe Madame Müller," sagte Baumann, sich den Kopf kratzend, „mit den Advocaten hier in der Stadt bin ich, Gott sei Dank, nicht besonders bekannt; aber wenn Sie in der Sache einen guten Rath hören wollen, dann gehen Sie zum Staatsanwalt Witte. Ob er sich selber damit einläßt, weiß ich nicht, aber was der Ihnen sagt, können Sie getrost thun, denn das ist ein ehrlicher Mann."

„Gut, danke schön, weiter verlang' ich nichts; das Uebrige besorg' ich mir dann schon selber, denn auf den Kopf gefallen bin ich auch nicht, und in meinem eigenen Hause brauche ich mich nicht beschimpfen und beleidigen zu lassen."

„Nein, das allerdings nicht," sagte Meister

Baumann; „und hat das wirklich Jemand gethan?"

„Ih, denken Sie nur," rief die Frau, „kommen da neulich — ich habe zehn Tage von dem Aerger krank im Bette gelegen — so ein paar ganz anständig gekleidete Herren — der eine war ein Rath und der andere ein Major — zu mir in's Haus hinein und reden so zuckersüß und gehen immer wie die Katze um den heißen Brei herum, thun auch, als ob sie gar nicht zu mir, sondern nur zu meinem Schwiegersohn gewollt hätten, der gerade wieder mit meiner Tochter fortgefahren war. Wie ich aber nicht anbiß, denn wer denkt denn in seiner Gutmüthigkeit an so 'was, fingen sie an vom Baron Wendelsheim und seinem ältesten Sohn zu reden."

„Vom Baron Wendelsheim?" rief Frau Baumann.

„Ja wohl," nickte Madame Müller; „und auf einmal sagte mir der eine von ihnen, der Rath — und ein Mundwerk hatte er, daß Einem angst und bange wurde — sagte mir der Rath — man sollte es gar nicht für möglich halten —, das Bild von meiner Tochter, das über meinem Sopha hängt und das der Maler Schröter hier gemalt hat, wie sie neunzehn Jahre alt war,

wäre gar nicht meine Tochter, ſondern das Kind vom Baron, und ich hätte das Kind vertauſcht, und die Heßberger hätte es ihnen erzählt."

„Aber das iſt doch ganz unmöglich!" rief Frau Baumann, von ihrem Stuhl emporfahrend.

„Na, ich hab' ihnen aber heimgeleuchtet," lachte Madame Müller ingrimmig vor ſich hin, „die kommen ſo bald nicht wieder! Was ich ihnen eigentlich geſagt habe, weiß ich gar nicht mehr; aber Excellenz habe ich ſie nicht genannt, darauf können Sie ſich verlaſſen. Ich wollte auch gleich nachher auf's Gericht und das Lumpengeſindel auf friſcher That verklagen; aber der Aerger war mir ſo in die Glieder geſchlagen, daß ich mich wahrhaftig zu Bett legen mußte, und da kriegte ich meinen alten Rheumatismus in das linke Knie, daß ich mich die ganze Zeit nicht rühren konnte. Aber jetzt geht's wieder, und mein erſter Gang war heute Morgen zur Heßbergern, Ihrer Schweſter, Baumannen, um der einmal ordentlich die Leviten zu leſen, daß ſie von einer ehrlichen Frau ſolche Schandgeſchichten erzählt. Die leugnet aber Stein und Bein; kein Wort will ſie, weder mit dem Rath noch mit dem Major, geſprochen haben. Aber ich trau' ihr nicht, Baumannen, wenn's auch

Ihre Schweſter iſt; ſie hat immer ihre Hinterkniffe gehabt, ſo lange ich ſie kenne, und da wollen wir denn kurzen Proceß machen. Ich muß der Sache auf den Grund gehen, und wenn die Heßberger recht hat, dann ſollen mir die beiden Patrone, der Rath und der Major, vor's Meſſer."

„Aber, liebe Madame Müller," ſagte Baumann kopfſchüttelnd, während ſeine Frau aufſtand und in die Küche ging, „wegen eines ſolchen Klatſches wollen Sie vor Gericht? Wenn Sie meinem Rathe folgen, ſo laſſen Sie die Hände davon, denn dabei kommt nichts heraus, als höchſtens Lauferei und Geldkoſten. Kennen Sie denn den Rath Frühbach?"

„Ich? In meinem ganzen Leben hab' ich den Menſchen nicht geſehen."

„Nun ja, der iſt aber in der ganzen Stadt dafür bekannt, daß er die Leute auf der Straße anfällt und todtſchwatzt."

„Aber dann ſoll er mir nicht in's Haus kommen," und Ihnen kann es auch nicht recht ſein, Baumann, daß er von Ihrer Schwägerin ſolche Sachen erzählt."

„Liebe Madame Müller," ſagte Baumann und ſah ſich vorher im Zimmer um, ob ſeine Frau nicht da wäre, „von meiner Schwägerin

wollen wir nicht weiter reden; die ſchwatzt auch mehr, als ſie verantworten kann, wenn ich auch nicht gerade glaube, daß ſie das geſagt hat, und noch weniger zum Rath Frühbach. Die Heßberger hat ein böſes Mundwerk, und je weniger ich von ihr zu ſehen bekomme, deſto lieber iſt es mir — wenn ich's auch meine Alte nicht gern merken laſſe, da es ihr weh thut."

„Nun ja, es ſind Schweſtern," ſagte Madame Müller; „ſo ungleich habe ich aber noch gar keine Schweſtern geſehen — im ganzen Leben nicht. Ihre Frau iſt eine brave, ordentliche Hausfrau, und die Heßberger — na, ich will mir das Maul nicht verbrennen. Hat ſie mich aber wirklich auf eine ſolche gemeine Weiſe hinter meinem Rücken ſchlecht gemacht, dann ſoll ſie auch dafür bezahlen, und hat ſie's nicht, gut, dann kriegen wir den Rath, denn Einer von Beiden hat gelogen, und bei der Müllern ſind ſie nur unglücklicher Weiſe gerade an die Unrechte gerathen. A propos, wo wohnt der Herr Witte?"

Der alte Baumann ſah Fritz an, der wie auf Kohlen ſaß und nur das Aufhören des Regens erwartete. Was intereſſirte ihn der Alteweiberklatſch! Der wollte jetzt hinüber, und wenn ihm die Frau Müller in die Quere kam, war nichts

zu machen — die mußte er deshalb noch eine Weile zurückhalten.

„O, gar nicht weit von hier," ſagte er nach einer kleinen Pauſe; „aber jetzt können Sie ihn nicht ſprechen, Madame Müller. Der Mann hat ſo viel zu thun, daß er nur in beſtimmten Stunden Fremde annimmt. Weißt Du, in welcher Zeit das iſt, Fritz?

„Ich weiß es nicht, Vater," ſagte Fritz, dem ſelber nichts daran lag, daß ihm die Frau jetzt zuvorkam. „Vor halb Eins iſt er, glaub' ich, nicht zu ſprechen."

„Gut, dann geh' ich um halb Eins hin," nickte die Frau, die ſich nun einmal von ihrem Vorſatz nicht abbringen ließ.

„Dann bleiben Sie aber ſo lange bei uns, Madame Müller," ſagte Baumann, „und eſſen mit uns, was da iſt — viel wird's ſo nicht geben, und ich glaube, meine Frau iſt auch deshalb ſchon hinaus in die Küche gegangen."

„Schön, Herr Baumann, von Ihnen nehm' ich das an, denn ich weiß, Sie meinen's genau ſo, wie Sie's ſagen."

„Ich glaube nicht, daß mich ſchon Jemand anders gefunden hat."

„Nein, gewiß nicht — alſo, es bleibt dabei;

und indeſſen trocknet mir auch die Fahne ein bischen ab, daß ich nicht gar ſo ſchlumpig ausſehe, wenn man zu fremden Leuten kommt."

„Na, Fritz, dann könnteſt Du wohl indeſſen Deinen Weg abmachen," wandte ſich der Alte jetzt an dieſen, „und vielleicht biſt Du zum Eſſen wieder hier — Du müßteſt denn gleich eingeladen werden," ſetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

„Wo will denn der Fritz hin, er iſt ja in ſeinem Sonntagsſtaat?"

„O, nur zu einem Profeſſor wegen Inſtrumente," meinte der Vater; „der Regen hat ja auch jetzt aufgehört, und da oben guckt ſchon wieder der blaue Himmel durch. Das war aber ein Wetter!"

Ein eigenes, ſchmelmiſches Lächeln flog über die Züge des jungen Mannes, als er eben an ſeinen Profeſſor dachte. Aber der Vater hatte Recht, denn wenn er gehen wollte, war es beſſer, er ging gleich, und ließ ſich nicht von der alten Frau Müller zuvorkommen, da er doch den alten Staatsanwalt ſelber gern einmal vorher geſprochen hätte. Wo war nur die Mutter hingerathen? Er ſuchte ſie draußen in der Küche, konnte ſie aber auch dort nicht finden; er hätte

gern Abſchied von ihr genommen, da er einen ſo wichtigen Schritt ſeines Lebens thun wollte — aber er ſah ſie ja auch gleich nachher.

„Alſo, Vater, ich gehe jetzt,“ ſagte er, auf dieſen zugehend und ihm die Hand reichend — der alte Baumann wiſchte aber die ſeinige erſt an einem dort liegenden Tuche ab — „und ſo wie ich etwas Genaueres erfahre, komme ich her und theile es Euch mit.“

„Schön, mein Junge,“ ſchmunzelte der Alte, „und — grüß' mir Deinen Profeſſor,“ ſetzte er hinzu, „und ſag' ihm — wenn Ihr Euch über die Arbeit einigt, natürlich —, er möchte doch auch einmal zu mir herüber in die Werkſtätte kommen — verſtanden?“

„Gewiß, Vater,“ ſagte Fritz, während ihm das Blut in die Schläfe ſtieg, „und hoffentlich einigen wir uns ja. Grüß' die Mutter noch einmal — Adieu — Adieu, Madame Müller!“ Und raſch wandte er ſich und ſchritt zur Thür hinaus.

## 5.
## Die Werbung.

Es war doch ein ganz eigenes, beklemmendes Gefühl, mit dem Fritz die Werkstätte durchschritt; denn wenn er sich die Sache bis dahin auch in den rosigsten Farben ausgemalt hatte, so fing ihm das Herz jetzt, da er sich der Entscheidung gegenüber sah, merkwürdig an zu schlagen und zu klopfen, und er war eigentlich ganz zufrieden damit, daß er an der auf die Straße hinausführenden Thür noch einen Augenblick halten mußte, um das Regenwasser erst ein wenig ablaufen zu lassen, denn wie ein Sturzbach kam es noch die Straße nieder. Das ging aber doch verhältnißmäßig rasch, denn da kein neuer Zufluß mehr kam, hatten sich die Dächer bald ge-

leert, und die Schleuſen ſogen genug davon ein, um wenigſtens die Trottoirs frei zu machen.

Der Weg war auch nicht ſo weit; gleich in der andern Straße wohnte der Staatsanwalt, und mit einem unwillkürlich aus tiefſter Bruſt heraufgeholten Seufzer ſchritt jetzt Fritz Baumann ſeinen Weg entlang. Allerdings war er noch immer unſchlüſſig, wie er es machen, ob er zuerſt Ottilie ſelber oder lieber ihren Vater aufſuchen ſolle. Der alte Witte, das wußte er, hatte ihn gern und ſich oft mit ihm über ſeine künftigen Pläne und Ausſichten unterhalten. Aber nützte ihm das bei der Tochter? Wenn ihn Ottilie wirklich liebte, brauchte es da der Zureden des Vaters? Und doch beſchlich ihn wieder ein recht fatales Gefühl, wenn er an das dachte, was ſein eigener Vater vor wenigen Minuten zu ihm geſagt. Es war nur zu wahr, daß eine Menge adeliger Herren mit dem Hauſe verkehrten, und als er am Abend jenes Balles unter den erleuchteten Fenſtern vorüberging, gab es ihm ſelber einen Stich durch's Herz. Aber damals konnte ſie ihn eigentlich noch gar nicht einladen, und wie lieb hatte ſich Ottilie gegen ihn gezeigt, ja, wie deutlich bewieſen, welchen Antheil ſie an ihm nehme, als er ihr an jenem Tage mittheilte, daß

er ſelbſtſtändig geworden. War ihr in jenem Augenblick das Blut nicht in einem wahren Strom in die Schläfe geſtiegen, und wie gut, wie herzig hatte ſie dabei ausgeſehen! Daß auch gerade damals der alberne Ballbeſuch kam — er war ſo auf dem beſten Wege geweſen und hätte vielleicht damals ſchon die Gewißheit ſeines Glückes bekommen.

Aber es war ſelbſt jetzt noch nicht zu ſpät, und heute, beſonders unmittelbar nach dem ſchlechten Wetter, kaum eine Störung zu befürchten. Er wollte es auch ganz dem Zufall überlaſſen, mit wem er zuerſt ſprach, mit dem Vater oder der Tochter, wen er zuerſt traf — nur nicht mit der Mutter, denn zu der hatte er ſelber kein rechtes Vertrauen und nie recht warm in ihrer Gegenwart werden können.

Aber, lieber Gott, wie raſch ihm diesmal die Zeit verfloſſen war! Er befand ſich ſchon im Hauſe, ſchon auf der Treppe, ehe er nur eigentlich ſelber wußte, wie er dahin gekommen. Und wie ſchwer ihm die Füße wurden, als er die Stufen hinanſtieg, ſo merkwürdig ſchwer, und ſonſt war er ſie ſo leicht hinaufgeſprungen! Aber es konnte nichts mehr helfen; er mußte vorwärts. Wie hatte er ſich auch nach dem Augenblick geſehnt!

Jetzt war er ja da, und er ſelber nur thöricht und zaghaft, wenn er ſich davor fürchtete. Er ſtieg auch mit feſten Schritten die wenigen Stufen hinan, die ihn noch von dem Vorſaal trennten, und wollte ſich eben entſchloſſen nach links wenden, wo er Ottiliens Zimmer wußte, als der Staatsanwalt ſelber von dort herauskam und auf ſeine eigene Stube zuging. Als er den jungen Mann bemerkte, rief er freundlich aus:

„Ah, lieber Baumann, wollen Sie zu mir? Kommen Sie hier herein!“ Und damit, ohne eine weitere Antwort abzuwarten, ſchritt er in ſein Büreau, deſſen Thür er hinter ſich offen ließ.

Fritz Baumann konnte jetzt gar nicht anders, als ihm folgen, und nahm das für einen Fingerzeig, denn ein wenig abergläubiſch ſind wir ja Alle mit einander. Er ſollte zuerſt mit dem Vater ſprechen, und es war vielleicht auch beſſer ſo.

Vorn im Büreau ſaßen und ſtanden fünf verſchiedene Schreiber in einem nicht überhellen Gemach; die Leute kritzelten mit ihren Federn und warfen kaum einen Blick darüber hin nach dem Eingetretenen. Ihr Chef war gerade wiedergekommen, und der mußte ſie thätig bei der Arbeit finden. Gleich dahinter hatte der Staatsanwalt ſein Privatzimmer, und als Fritz Bau-

mann das hinter demſelben her betrat, drückte er die Thür in's Schloß, denn die Schreiber brauchten gerade nicht zu wiſſen, um was es ſich hier handle.

„Nun, mein lieber Baumann," ſagte der Staatsanwalt in ſeiner cordialen Weiſe, „was führt Sie zu mir? Setzen Sie ſich — Sie rauchen doch?"

„Ich danke freundlichſt — heute nicht," lehnte der junge Mann ab.

„Heute nicht?" lachte Witte, indem er ſich die eigene Cigarre anzündete. „Es iſt doch nicht etwa Ihr Geburtstag oder ſonſt eine feierliche Gelegenheit?"

„Lieber Herr Witte," ſagte Fritz, dem es jetzt faſt die Kehle zuſammenſchnürte, „ich — bin allerdings aus einer ganz eigenthümlichen Urſache zu Ihnen gekommen."

„So? Na, da laſſen Sie einmal hören. Wie mir Ottilie neulich ſagte, ſind Sie ja jetzt Ihr eigener Herr geworden, wie?"

„Allerdings, und das — auch eigentlich die Urſache, weshalb ich zu Ihnen komme..."

„So? Doch keine Schwierigkeiten in der Stadt? Die wollten wir bald klar bekommen."

„Nein, Herr Witte — eine — Familienangelegenheit....“

„Eine Familienangelegenheit?“ ſagte der Staatsanwalt etwas gedehnt, und zum erſten Mal flog ſein Blick über des jungen Mannes ſonntägliche Kleidung; auch die Glacéhandſchuhe war er nicht an ihm gewohnt. „Und die betrifft, wenn ich fragen darf?“

„Sie ſelbſt.“ — Fritz war in Gang gekommen, und jetzt half ja doch kein längeres hinter dem Berge halten.

„Mich ſelbſt?“ lachte Witte. „Sie wollen mich doch nicht ſelbſt bei mir ſelber verklagen?“

„Nein, Herr Witte,“ ſagte Fritz ernſt, aber freundlich; „aber Ihre Meinung wollte ich in einer Sache hören, die mich ſowohl als Sie betrifft.“

„Und die wäre?“ fragte Witte, und ſein erſter Verdacht wurde durch die Aeußerung nur beſtärkt — er hatte einen Freiwerber vor ſich.

„Ich wollte Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten,“ platzte denn auch der junge Baumann ohne Weiteres heraus.

„Alle Wetter!“ rief Witte erſtaunt. „Und haben Sie mit Ottilien ſchon darüber geſprochen?“

„Nein, Herr Witte; ich bin allerdings deshalb

heute herübergekommen, aber da ich Sie zuerſt traf, hielt ich es für beſſer, vorher Ihre Meinung darüber zu hören. Ich brauche Ihnen auch nicht zu ſagen, daß ich den Schritt genügend vorbereitet thue. Ich kann Ottilien eine zwar nur beſcheidene, aber vollkommen ausreichende Exiſtenz bieten und ſie von allen Nahrungsſorgen fern halten, ja, ihr aus eigenen Mitteln, ohne irgend eine Mitgift zu beanſpruchen, auch noch manche Bequemlichkeit bieten. Mit nur einigermaßen beſcheidenen Anſprüchen reichen wir dann ſicher aus, denn ich habe jetzt ſchon, beſonders von auswärts, ſo viele ehrenvolle Aufträge und Arbeiten bekommen, daß ich, wenn ſich dieſelben nicht einmal ſteigern, ſchon jetzt genöthigt bin, einige Gehülfen anzunehmen."

„Lieber Baumann," ſagte der Staatsanwalt, der bei den letzten Worten ſtill und nachdenkend vor ſich niedergeſehen hatte, „ich weiß, daß Sie ein braver, tüchtiger Mann ſind, kenne Sie auch die langen Jahre und habe Sie von Herzen gern. Ihr Vater iſt ebenfalls ein braver, geachteter Bürger in der Stadt...."

„Aber?" ſagte Fritz und ſah erwartungsvoll zu ihm auf.

„Erwarten Sie kein Aber von meiner Seite,"

fuhr jedoch der Staatsanwalt mit dem Kopf ſchüttelnd, fort. „Hätten Sie mit Ottilien ſchon geſprochen und ihr Jawort erhalten, ſo würde ich ſelber gegen ihre Wahl nichts einzuwenden haben, ja, aufrichtig geſagt, wären Sie mir, mit Ihrem einfachen, anſpruchsloſen Weſen, lieber als vielleicht mancher andere Schwiegerſohn. Das Aber liegt allein bei meiner Tochter, und mit der müſſen Sie vorher darüber in's Klare kommen; denn das werden Sie keinesfalls von mir erwarten oder wünſchen, daß ich meinem Kind in einer ſo wichtigen Sache zureden oder ſie gar bereden ſolle."

„Lieber Herr Witte, Sie glauben mir wohl, daß ich an etwas Aehnliches nicht gedacht habe."

„Gut, dann gehen Sie hinüber zu meiner Tochter und fragen ſie ſelber. Sie treffen es günſtig, denn ſie iſt gerade ganz allein. Aber Eins beantworten Sie mir erſt: Haben Sie irgend eine – wie ſoll ich gleich ſagen — eine gegründete Urſache, zu glauben, daß Ottilie Sie wirklich liebt?"

„Beſter Herr Witte...."

„Ich will es nicht meinetwegen wiſſen, lieber Baumann, denn das iſt Ihre Sache; aber ich ſage Ihnen ganz aufrichtig, daß meine Idee,

wenn ich überhaupt einmal an etwas Derartiges dachte, nach einer andern Richtung hin lag. Ich glaubte, Ottilie hätte eine Neigung nach einer andern Seite gefaßt. Aber, lieber Gott, wer kennt ein Mädchenherz aus, und noch dazu ich, der ich mir die Stunden abstehlen muß, die ich in meiner Familie zubringe!"

„Nach anderer Richtung hin?"

„Ich sage Ihnen, es ist das nur eine Vermuthung, und nichts, gar nichts, worüber ich selber mit mir in's Klare gekommen wäre. Sie waren Spielgefährten zusammen...."

„Ja, und immer, seit der Zeit, habe ich Ottilie im Herzen getragen."

„Also wirklich eine erste Liebe? Aber haben Sie noch nie eine Andeutung davon gegen sie fallen lassen?"

„Neulich, als ich sie zum letzten Male sprach."

„Und was sagte sie da?"

„Wir wurden gestört — es kam Besuch — es war unmittelbar nach dem Ball, den Sie damals gaben. Aber wenn ich nach ihrem Erröthen und dem Ausdruck ihrer lieben Züge gehen darf, so ist sie mir gut."

„Na, dann versuchen Sie Ihr Glück in Gottes Namen," nickte der Staatsanwalt; „der Henker

ſoll aus dem Mädchen klug werden! Von mir haben Sie auch keinen Widerſpruch zu fürchten, wobei ich jedoch nicht eben ſo ſicher für die Mutter einſtehen möchte. Aber das läßt ſich am Ende auch überwinden, und wenn ſich ihr Kind glücklich darin fühlt, wird ſie auch nichts dagegen haben dürfen."

„Mein lieber Herr Witte, wie herzlich danke ich Ihnen...."

„Noch haben Sie für gar nichts zu danken, lieber Baumann," ſagte der alte Herr; „denn hoffentlich halten Sie mich doch für einen vernünftigen Mann, der ſein Kind eben ſo gern, oder noch ein groß Theil lieber einem braven Techniker, als irgend einem vornehmen Flieg' in die Luft giebt. Reden Sie mit dem Mädel, und wenn Ottilie damit einverſtanden iſt und Sie ſo lieb hat, wie — ich es eigentlich wünſche, dann in Gottes Namen!"

Damit drückte er dem jungen Manne herzlich die Hand und öffnete ihm ſelbſt die Thür, und Fritz flog mehr als er ging — ſehr zum Erſtaunen der Schreiber — durch die Stube und über den Vorſaal hin.

Fritz klopfte herzhaft an — jetzt war der Bann gebrochen, und als er nach einem raſch

folgenden „Herein!“ die Thür öffnete, kam ihm Ottilie ſchon auf halbem Weg entgegen, und es war faſt, als ob ſie die Hand nach ihm ausſtrecke. Aber wie verlegen wurde ſie, als ſie den jungen Baumann erkannte und ſtotterte:

„Entſchuldigen Sie, Herr Baumann, ich dachte — es ging gerade Jemand — eine Freundin von mir — unten vorüber, und ich — glaubte, ſie wäre zu mir heraufgekommen.“

„Und bekomme ich keine Hand, Fräulein Ottilie?“

„Gewiß, warum nicht?“ ſagte das junge Mädchen, aber immer noch befangen, indem ſie ihm die Hand reichte. Sie wußte auch dabei gar nicht, wie ſonderbar ihr der junge Mann heute vorkam, ganz anders als ſonſt — und was wollte er nur? Eine Arbeit war doch nicht beſtellt worden.

Fritz aber, dem ihre Verlegenheit nicht entgehen konnte, fuhr raſch fort: „Es thut mir leid, Fräulein Ottilie, daß Sie durch mein Erſcheinen vielleicht enttäuſcht wurden. Soll ich aber aufrichtig ſein, ſo bin ich froh, daß Sie jetzt keinen Beſuch bekommen haben, denn ich möchte ein paar Worte mit Ihnen reden — Sie um etwas fragen.“

„Mich?“

„Ja.“

„Nun, wenn ich Ihnen in irgend etwas Auskunft geben kann, von Herzen gern.“

„Erinnern Sie ſich noch der Zeit, Fräulein Ottilie, wo wir zuſammen ſpielten und als Kinder ſo fröhlich mit einander waren?“

„Sie holen weit aus; aber ich dächte, Sie hätten mich neulich ſchon darum gefragt. Gewiß, und weshalb nicht?“

„Wiſſen Sie noch, was wir damals ſpielten, Ottilie?“

Ottilie erſchrak. Bei ihrem bloßen Vornamen hatte ſie Baumann ſeit jener Zeit nie wieder genannt, und ſie erinnerte ſich auch, was ſie hauptſächlich zuſammen geſpielt hatten: Braut und Bräutigam. Jetzt wurde ihr klar, was ihr früherer Spielgefährte von ihr wollte, weshalb er ſo feierlich auftrat. Wieder erblaßte ſie auch und wurde dann feuerroth, fühlte aber zu gleicher Zeit, daß ſie jeder Erklärung, ſo lange es noch Zeit war, zuvorkommen müſſe, und ſagte raſch:

„Lieber Himmel, Herr Baumann, was ſpielen Kinder nicht oft mit einander! Aber die Zeiten ſind jetzt vorüber, Sie ein gereifter Mann geworden, ich bin ebenfalls aus den Kinderſchuhen

gewachsen; lassen wir die alten Sachen ruhen. Was wollen Sie mich denn fragen? Sie entschuldigen, ich muß zum Vater hinüber."

„Ihr Vater schickt mich gerade zu Ihnen."

„Mein Vater? Aber weshalb?"

„Ich kann nicht lange Worte machen, Ottilie," brach jetzt Baumann durch alle Hindernisse. „Schon neulich sagte ich Ihnen, daß ich selbstständig geworden sei und jetzt beabsichtige, einen Hausstand zu gründen. Wollen Sie mir darin helfen? Wollen Sie mein Weib werden? Seit meiner frühesten Jugend trage ich Sie im Herzen, nie hat der Gedanke an ein anderes Wesen meine Brust erfüllt. Sehen Sie den Groschen hier, den Sie mir vor einiger Zeit gaben? Wie ein Heiligthum trage ich ihn seitdem auf meinem Herzen. Ich weiß," fuhr er bewegt fort, als Ottilie erbleichend schwieg, „ich bin nicht aus vornehmem Stand, und Glanz und Rang kann ich Ihnen nicht bieten, aber ein treues Herz, Ottilie, und einen geachteten, ehrlichen Namen. Mein Auskommen habe ich auch; Sie sollen wahrlich an meiner Hand weder Noth noch Sorge kennen lernen, und wenn Ihr Herz nur ein klein wenig . . ."

„Halten Sie ein, Herr Baumann," unterbrach

ihn Ottilie mit faſt tonloſer, aber doch vollkommen deutlicher Stimme. „Gehen Sie nicht weiter und hören Sie mich erſt an.“

Baumann erſchrak wirklich über die Bläſſe, die plötzlich alle Farbe aus ihren Wangen trieb, nur ihre Augen hatten einen ganz merkwürdigen Glanz angenommen, aber ihr Ausdruck war nicht mehr ſo freundlich, als vorher. Das Mädchen jedoch, während ſie ſich mit der Hand an dem nächſten Tiſch ſtützte, fuhr mit immer feſter werdender Stimme fort:

„Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie in mich zu ſetzen ſcheinen. Man ſagt ja, daß ein jeder ſolcher Antrag ein junges Mädchen ehrt, und ich darf mich deshalb nicht gekränkt dadurch fühlen. Was aber Ihre Liebe betrifft, ſo thut es mir leid — ich kann ſie nicht erwiedern.“

„Ottilie!“

„Es iſt nothwendig, daß wir offen gegen einander ſind,“ fuhr die Jungfrau fort, und ihr Auge blitzte dabei wie in verhaltenem Zorn, „ſchon deshalb nothwendig, um jedes Mißverſtändniß für die Zukunft zu vermeiden: nehmen Sie daher die Verſicherung, daß ich niemals Ihre Gattin werden kann und will.“

„Und weshalb nicht, Ottilie?“

„Sie haben kein Recht zu dieſer Frage,“ erwiederte das junge Mädchen mit eiſiger Kälte. „Wenn ich als Kind nicht den Unterſchied kannte, der uns von einander trennt, ſo darf man das dem Kinde wohl verzeihen. Sie werden mir geſtatten, daß ich mich jetzt in die Schranken, die mir von der Geſellſchaft geboten ſind, zurückziehe.“

Baumann ſah das junge, wirklich ſelbſt in ihrem Zorn bildſchöne Mädchen groß und faſt erſtaunt an. Das war kein liebes, ſanftes Herz, wie er es ſich in dieſer Bruſt gedacht; das war nichts als eitler Stolz und Hochmuth, der dieſe Worte ſprach, und die Jungfrau, wenn ſie auch ihre Worte milderte, ſtand ihm in der That genau ſo gegenüber, als ob er ſie auf das Tödtlichſte beleidigt hätte. Ihm ſelber ſtieg jetzt das Blut in die Stirn, denn er ſchämte ſich der Rolle, die er hier ſpielte, obgleich er in der ehrlichſten Abſicht hergekommen. Das war nicht die Tochter ihres Vaters, das war die Tochter ihrer Mutter, und wie er nur fühlte, daß hier jedes weitere Wort vergeblich ſei, ja, ſeine Lage nur unangenehmer machen konnte, ſagte er artig, aber jetzt ebenfalls nur kalt und höflich:

„Fräulein Ottilie, ich muß Sie um Verzei-

hung bitten, ich wußte nicht, daß Ihr Verstand schon so vollständig Ihrem Herzen über den Kopf gewachsen war. Ich bin mir jetzt unserer beiderseitigen Stellung bewußt, und seien Sie versichert, ich werde Ihnen nie wieder lästig fallen."

Ottilie wurde blutroth. Das klang wie ein Vorwurf, und während sie vielleicht fühlte, daß sie ihn verdient hatte, empörte sich doch auch wieder ihre Eitelkeit dagegen, auch nur Aehnliches von dem Handwerker zu ertragen. Fritz Baumann ließ ihr aber keine Zeit, zu irgend einem Entschluß zu kommen. Er verbeugte sich kalt — sein Hut stand neben ihm auf dem Tisch —, und wenige Secunden später schloß sich die Thür hinter ihm.

Fritz Baumann dachte auch nicht daran, den Staatsanwalt wieder aufzusuchen. Er konnte ihn jetzt nicht sprechen, denn die Thränen standen ihm in den Augen, und Hals und Kehle waren ihm wie zugeschnürt. Aber nicht der Schmerz um eine verlorene Geliebte trieb ihm das Wasser zwischen die Wimpern, sondern weit mehr verletztes Ehrgefühl.

Ottilie verachtete in ihm den Handwerker, der es gewagt hatte, zu ihr, der vornehmen Dame, die Augen zu erheben, und was war sie? Eines

Advocaten Tochter, eines Bürgers der Stadt, wie ſein alter, braver, von Allen geachteter Vater ebenfalls Bürger war. Er biß die Zähne zuſammen und ſtieg langſam die Treppe hinab.

„Ein Korb," murmelte er dabei, „ein Korb in aller Form, und wie ertheilt — ſo höhniſch, ſo kalt, ſo herzlos! Was war ihr der Jugendgeſpiele, was die Liebe, die er für ſie im Herzen trug!"

So ſchritt er über die Straße hinüber, ſo die Bahn entlang nach ſeines Vaters Hauſe, und erſt als er dort auf der Schwelle ſtand, zögerte er wieder, denn er ſchämte ſich, dem alten Mann unter die Augen zu treten. Hatte der es ihm nicht vorausgeſagt? Aber das konnte er nicht wiſſen; kein Menſch konnte hinter ſo lieben, treuen Augen ſolche Eitelkeit, eine ſo herzloſe Bruſt vermuthen. Und wie würde jetzt das überſtolze Mädchen auf ihn herabſehen, wenn ſie ihm je wieder begegnete! Und konnte er ſie denn haſſen? Er ſchüttelte traurig vor ſich hin den Kopf. Ach, zu lange hatte er jenes ſelige Gefühl der Liebe mit ſich herumgetragen, um es jetzt ſo raſch und plötzlich gegen Haß umzutauſchen!

Aber da war er an der Schwelle, ja, er ſtand

in der Werkſtatt, ehe er es ſelber recht wußte. Und ſollte er hineingehen?

Die Stube öffnete ſich, und Madame Müller, die indeſſen die ganze Zeit hier geſeſſen hatte, kam heraus. Sein Vater begleitete ſie an die Thür.

„Sie können gar nicht fehlen, Madame," ſagte er; „links gehen Sie hinunter, und dann biegen Sie rechts hinein in die erſte Straße. Es muß etwa das ſechſte oder ſiebente Haus ſein; Sie ſehen ſchon das kleine Porzellanſchild an der Thür unten: „Staatsanwalt Witte." Wenn Sie es denn nun einmal nicht anders haben wollen; aber ich an Ihrer Stelle... Holla, Fritz, ſchon wieder da? Junge, das iſt ſchnell gegangen, faſt ein bischen zu ſchnell," ſetzte er langſamer hinzu. „Na, komm nur herein; es iſt beinahe, als ob ich heute meinen Ambos gar nicht wieder warm kriegen ſollte."

Madame Müller grüßte, griff ihren, indeß vollſtändig abgelaufenen Regenſchirm wieder auf und verließ das Haus, während Fritz langſam dem Vater in die Stube folgte.

„Wo iſt die Mutter, Vater?"

„Weiß der liebe Gott, was ſie vorhin angewandelt," ſagte der Alte; ſie wurde auf einmal

unwohl, und hat ſich auf ihr Bett gelegt. Ach, das geht raſch vorüber! Wenn man in die Jahre kommt, packt Einen manchmal ſo 'was ganz plötzlich, dauert aber gewöhnlich nicht lange. Mir wurde auch neulich einmal ſehr ſchlecht, wie ich den drei Centner ſchweren Krahn auf den Wagen gehoben hatte; aber es ging gleich wieder vorüber. Altersſchwäche, mein Junge, weiter nichts. Aber was iſt mit Dir? Du ſchneideſt gerade ſo ein Geſicht, als ob Dir der Hafer verhagelt wäre. Abgeblitzt, heh?"

„Ja, Vater," ſagte Fritz mit feſter und entſchloſſener Stimme, denn er hätte dem Vater gegenüber nicht einmal Ausflüchte ſuchen mögen. „Du hatteſt recht — wär' ich Deinem Rath gefolgt!"

„Hm, und was ſagte ſie?" fragte der Vater, indem er beide Hände vorn in ſein Schurzfell ſchob.

Fritz ſah eine Zeit lang ſchweigend vor ſich nieder. Endlich flüſterte er: „Sie ſagte, Vater, daß ſie ſich jetzt, wenn wir auch früher als Kinder mit einander geſpielt hätten, in den Schranken halten müſſe, welche die Geſellſchaft für ſie gezogen."

„Unſinn," brummte der Schloſſermeiſter; „das

verſteh' ich nicht. Was hat die Geſellſchaft mit Eurer Heirath zu thun?"

„Sie meinte damit," fuhr Fritz finſter fort, daß ſie zu vornehm wäre, um einen Handwerker zu heirathen, wenn Dir das deutlicher iſt."

„Das iſt allerdings deutlich genug," lachte der alte Schloſſer ingrimmig vor ſich hin; „aber nicht anders, als ich's mir gedacht hatte. Und die Mutter war natürlich ganz damit einverſtanden?"

„Die Mutter war gar nicht zu Hauſe."

„Und der Vater?"

„Iſt ein Ehrenmann. Ich ſprach mit ihm vorher darüber, und er war freundlich und gut, und ſagte mir, daß er mit Freuden ſeine Einwilligung geben würde, wenn die Tochter es wünſche."

„Alſo ich hatte wieder einmal recht?"

„Ja, Vater."

„Armer Junge," nickte der Vater nach längerer Pauſe, in der Beide ihren Gedanken folgten. „Das war freilich ein böſer Gang, und ein mäßiger Amboß iſt manchmal leichter zu tragen, als ſo ein Korb. Aber laß Dir's nicht leid ſein, Fritz. Mir iſt dabei, ich gebe Dir mein Wort, eine Laſt vom Herzen, denn das Mädel hätte nicht zu Dir gepaßt, und Ihr wäret Beide für

Euer ganzes Leben unglücklich geworden. Gleich und Gleich gesellt sich gern; aber mit der Familie, den alten Staatsanwalt ausgenommen, würden wir nie zusammen gegangen sein. Es ist gegen die Natur; und was wär' das nachher für ein Leben, wenn man nicht einmal den Sohn in seinem eigenen Hause besuchen dürfte, und die Schwiegereltern wie Hund und Katze zusammen lebten! Und paßt Du etwa zu Bällen und großen Mittagsessen, wo eine Menge vornehmes Pack zusammenkommt und die Handwerker über die Achsel ansieht? Daß sich das Volk selber nicht ernähren kann, und mit seinem Adelsstolz vom Staate gefüttert werden muß, sehen sie nicht ein! Das gehört sich, das war in der Weltgeschichte nie anders; aber der Plebs darf ihnen nicht in die Quere kommen!"

„Wittes sind ja aber doch gar nicht adelig, Vater..."

„Um so viel schlimmer, mein Junge. Mit einem wirklich vornehmen Manne ist immer leicht verkehren, aber das unausstehlichste Gesindel sind derlei Bürgerliche, wenn sie sich in den Adel hineindrängen, und die alte Frau Witte mitsammt ihrer Tochter gehören zu der Race, von der Frisur oben bis zur Fußspitze hinunter."

Fritz hatte ſich auf einen Stuhl geworfen und ſtützte den Kopf in die Hand.

„Und Alles umſonſt," ſagte er leiſe; „wie habe ich gearbeitet und geſchafft, wie gedarbt und geſpart, nur immer mit der einen Hoffnung im Herzen, und jetzt Alles vergebens!"

„Wenn ich nur ſo 'was nicht hören müßte!" rief der alte Schloſſermeiſter. „Du redeſt gerade, als ob Du ein Greis von einigen achtzig Jahren wärſt und Dich nun ganz behaglich in die Grube legen könnteſt. Du haſt gearbeitet und geſchafft, ja, aber nicht für die ſtolze Lieſe, die ſich zu gut dünkt, eines braven Mannes Frau zu werden, ſondern für Dich ſelbſt, und was Du gethan und geleiſtet haſt, kommt Dir jetzt ſelber zu Gute. Erſte Liebe — ja, proſit die Mahlzeit! Wie wenig Menſchen giebt es auf der Welt, die ihre erſte Liebe bekommen! Das iſt die Blüthe am Baume, die Frucht kommt ſpäter, und junges Volk glaubt gewöhnlich, wenn es ſich in das erſte glatte Geſicht vergafft hat, daß es ſterben und verderben würde und müſſe, wenn ſie das nicht als Eigenthum bekämen. 's iſt aber nicht wahr, und ſie leben ruhig fort, und finden auch bald eine Andere, die ſie eines Beſſeren belehrt. Glaubſt Du, daß Deine Mutter meine erſte

Liebe geweſen wäre, oder ich ihre? Gott bewahre! Ich hatte ein Mädel gern, das mit einer Familie von England gekommen war, ein blitzſauberes Ding, und ich hätte mich damals mit Vergnügen für ſie todtſchlagen laſſen. Nachher hat ſie den dicken Wirth in Eichenbach geheirathet und jetzt zehn oder zwölf Kinder, lauter Jungen, und ich danke meinem Schöpfer noch heute, daß ich Deine Mutter und nicht ſie bekommen habe, denn ſie iſt ein Drache, und der Skandal im Hauſe hört nicht auf, während Deine Mutter und ich in Frieden und Liebe die langen, langen Jahre verlebt und nie den Tag bereut haben, an dem wir unſere Hände in einander legten und Ja ſagten. Willſt Du fort?"

Fritz war aufgeſtanden und hatte ſeinen Hut genommen. „Ja, Vater," ſagte er, „ich will nach Hauſe und wieder mein Arbeitszeug anziehen, ich werde die Gedanken ſonſt nicht los."

„Da haſt Du recht," nickte der Vater, „das Geſcheidteſte, was Du thun kannſt, und wenn Du meinem Rathe folgen willſt, mein Junge, ſo freie das nächſte Mal, wie ich um Deine Mutter gefreit habe, nicht in einem feinen Rock und mit nichtsnutzigen Handſchuhen an den Händen, ſondern im Schurzfell. Die Ehen halten nachher, und

wenn Ihr Euch Beide lieb habt in der Arbeit, so habt Ihr Euch auch lieb im Glück und Ueberfluß — umgekehrt ſtimmt's nicht."

„Adieu, Vater!"

„Haſt Du denn ſchon gegeſſen?"

„Iſt mir heute der Appetit vergangen," ſagte der junge Mann, indem er ohne weiteren Gruß zur Thür hinausſchritt.

Der alte Schloſſermeiſter blieb noch eine Weile am Tiſch ſtehen und ſah ihm nach. So lieb es ihm auch ſein mochte, daß aus der Verbindung, der er nie etwas Gutes zugetraut, nichts geworden war, ſo ärgerte es ihn doch, daß jenes ſtolze Ding ſeinen Fritz ſo hatte ablaufen laſſen. Aber das dauerte nicht lange; Meiſter Baumann war kein Charakter, der ſtundenlang über geſchehene Dinge nachgegrübelt hätte.

„Wetterhexe!" brummte er nur leiſe in den Bart, dann ſchob er ſich das Käppchen auf's linke Ohr, und zehn Minuten ſpäter ſchallten die Schläge ſeines Hammers wieder ſo luſtig durch die Werkſtatt, wie nur je.

## 6.

## Staatsanwalt Witte zu Hause.

Der Staatsanwalt Witte war indessen durch den Antrag des jungen Technikers ebenso überrascht worden, wie seine Tochter selber, ohne aber auch nur für Einen Moment seinen praktischen Standpunkt zu verlieren. Er hatte allerdings keine Ahnung gehabt, daß nach dieser Richtung hin bei Ottilien eine Neigung im Aufkeimen wäre — weit eher nach anderer, und das mußte doch der Fall sein, sonst würde der junge, sonst so schüchterne Mann nicht gleich mit einem directen Antrage vorgetreten sein. Aber er wäre nicht böse darüber gewesen, denn er kannte Fritz Baumann als einen strebsamen, ordentlichen und fleißigen jungen Techniker, und gegen die Eltern war ebenfalls nichts einzuwenden. Ein etwas

„vornehmerer" Schwiegersohn wäre vielleicht auch ihm recht gewesen, aber er dachte doch zu vernünftig, um das ein Hinderniß sein zu lassen, wenn Ottilie selber ihr Glück darin sah — that sie das aber wirklich?"

Er ging in seinem kleinen Zimmer auf und ab und dachte gar nicht an Arbeiten, denn wichtigere Dinge kreuzten ihm jetzt das Hirn — die Zukunft seines einzigen Kindes. Allerdings wollte die Mutter — das wußte er gut genug — hoch mit ihr hinaus, und ihr wäre eine derartige Verbindung ein bedeutender Strich durch die Rechnung gewesen; bei ihr fanden sie deshalb auch gewiß noch hartnäckigen Widerstand — aber neigte sich denn nicht Ottilie selber ganz den Ansichten der Mutter, und sollte sie die so auf einmal und so plötzlich gewechselt haben?

Der Staatsanwalt blieb plötzlich in der Stube stehen. Wenn er nun selber einmal zu seiner Tochter hinüberging — aber das verdarb am Ende mehr, als es gut machte. Er hätte auch nicht einmal zureden können und mögen, denn — eine brillante Partie war es immer nicht; aber er würde auch nicht abgeredet haben. Es war besser, er ließ der Sache eben ihren natürlichen Lauf.

Draußen auf dem Gang wurde eine Thür geöffnet und haſtig wieder geſchloſſen; er hörte es deutlich, denn ſeine eigene, in das Schreibzimmer führende Thür ſtand noch offen — das konnte doch nicht ſchon der Brautwerber geweſen ſein — vielleicht ſeine Frau. Er ſchritt hinaus über den Vorſaal in ſeiner Frau Wohnſtube, um dort aus dem Fenſter auf die Straße zu ſehen. Wahrhaftig, dort ging der junge Baumann mit raſchen Schritten gerade über den Weg!

„Abgelehnt," nickte er leiſe vor ſich hin — „ob ich es mir denn nicht gedacht habe — armer Junge — aber es iſt, wie ich gefürchtet: das Mädel hat, wie man ſo ſagt, große Roſinen im Topfe, und ihre Mama quellt ſie noch auf." — Er zuckte mit den Achſeln. — „Ich kann's nicht ändern, und das Geſcheidteſte wird ſein, ich thue, als ob ich gar nichts von der ganzen Geſchichte wüßte."

Damit drehte er ſich um und glitt wieder — dieſes Mal mit geräuſchloſen Schritten — in ſein Büreau hinüber, wo er ſich an ſein Pult ſetzte und arbeitete. Er wollte das Ganze ruhig an ſich kommen laſſen.

Eine gute Viertelſtunde, vielleicht etwas län-

ger, mochte er so ungestört geblieben sein, als einer seiner Schreiber den Kopf in die Thür steckte und sagte: „Herr Staatsanwalt, es ist eine Frau hier, die Sie selber zu sprechen wünscht."

„Wer ist es?"

„Die Frau Müller aus Vollmers."

„Soll herein kommen," sagte der Staatsanwalt mürrisch; er hatte den Kopf voll und die Störung war ihm nicht gelegen.

„Guten Tag, Herr Advocat!" sagte Madame Müller, indem sie sich in der Stube nach einem Platz umsah, wo sie ihren Schirm abstellen konnte, denn sie brauchte ihre Hände für den Strickbeutel."

„Guten Tag, liebe Frau! Was wünschen Sie?"

„Sehen Sie, Herr Advocat," sagte Madame Müller, indem sie den Schirm glücklich hinter dem Sopha anbrachte, „ich bin die Frau Müller aus Vollmers, und daß mir kein Mensch 'was Böses oder Schlechtes nachsagen kann, das will ich Ihnen beweisen. Da, hier," fuhr sie fort, indem sie ein ganzes Paket Schriftstücke aus ihrem Arbeitsbeutel nahm, „ist mein Tauf- und Impfschein, mein Confirmations-Zeugniß, mein altes Dienstbuch, denn ich....."

„Meine gute Madame," ſagte Witte ruhig, „Sie ſind hier mit ihrer Beſchwerde am unrechten Platz. Daß Sie eine brave, rechtliche Frau ſind, glaube ich Ihnen auf Ihr Wort, aber ich habe mit der Sache...."

„Na, aber dann brauchen auch ſo ein paar alte Schleicher nicht zu mir in's Haus zu kommen," rief die Frau entrüſtet, „und mir alle möglichen Grobheiten und Injurien zu ſagen!"

„Liebe Madame Müller," ſagte Witte ungeduldig werdend, „Sie ſind hier an den vollkommen unrechten Ort gerathen; denn wenn Sie, wie ich nach Ihren Reden vermuthen muß, in Ihrem eigenen Hauſe beleidigt wurden, ſo gehen Sie einfach auf die Polizei und beſchweren ſich dort. Einen Advocaten haben Sie dazu überhaupt nicht nöthig."

„Aber ich will einen haben," ſagte die Frau ganz entſchieden, „denn wenn ich gegen ein paar ſo vornehme Herren auf die Polizei gehe, ſo ſteckt die mit ihnen durch, und Unſereiner kann mit langer Naſe wieder abziehen."

Witte lachte. „Sie haben gute Anſichten von der Polizei, aber Sie ſind im Irrthum; ob Sie ein Baron oder ein Graf oder wer ſonſt beleidigt hat, bleibt daſſelbe — die Geſetze ſind für

Alle gleich. Aber jetzt, liebe Madame, bitte ich Sie, mich zu entschuldigen; ich bin sehr beschäftigt und habe auch mit der Sache gar nichts zu thun. Gehen Sie nur auf die Polizei."

„Nein," sagte die Frau — „Gott bewahre Einen vor der Polizei! Einen Advocaten will ich haben, und wenn's auch kein Baron oder Graf war, so war's doch ein Major und ein Rath, und den Rath besonders, den Herrn Frühbach, den soll mir der Advocat drangsaliren, daß er schwarz wird!"

„Rath Frühbach — und ein Major?" sagte Witte, plötzlich aufmerksam werdend, denn er mußte an den verbissenen Major von Halsen denken. „Wie hieß der Major?"

„Halsen," sagte die Frau, „Major von Halsen."

„Und der soll Sie in Ihrem eigenen Hause beleidigt haben?" sagte der Staatsanwalt kopfschüttelnd. „Das ist wohl nur ein Irrthum, liebe Frau, denn der alte Herr kränkelt fortwährend und wäre kaum zu Ihnen nach Vollmers gekommen."

„Irrthum? Ja, schöner Irrthum!" rief die Frau. „Kränklich sieht er aus, denn er humpelte an einem Stock herum. Aber wo soll da

ein Irrthum herkommen, wenn er mir in meinem eigenen Hauſe ſagt — das heißt, der Rath, nicht der Major —, das Bild, das über meinem Sopha hängt, wäre nicht meine Tochter, ſondern die Tochter vom Baron von Wendelsheim, und daß ich die Kinder vertauſcht hätte, wo ich den jungen Baron ſelber auf meinen eigenen Armen zehn volle Monate herumgetragen und genährt habe."

„Von Wendelsheim?" ſagte Witte, der ſchon ungeduldig auf ſeinem Stuhl herumgerückt war, jetzt plötzlich aufmerkſam werdend. Dahinter ſtak wieder der unglückliche Major, ſo viel war ſicher, und hatte jetzt, wie es ſchien, ſeinen tollen Verdacht ſo weit getrieben, um einen Eclat herbeizuführen. Witte ſelber fing aber an, ſich nach den Vorgängen von heute-Morgen mehr und näher für den Namen Wendelsheim zu intereſſiren. Seine Tochter mußte eine andere Neigung haben, oder ſie hätte den Freier nicht ſo raſch und entſchieden abgewieſen, und er wünſchte nun wenigſtens der Klageſache auf den Grund zu kommen, um wo möglich ein Oeffentlichwerden der fatalen Rederei zu verhindern. Anſtatt die Frau deshalb abzuweiſen, legte er die Feder hin, drehte ſich auf ſeinem Stuhl herum und ſagte: „Dann laſſen Sie wenigſtens einmal hören, was

die Herren von Ihnen gewollt haben; bitte, nehmen Sie Platz und reden Sie ein wenig leiſer."

Madame Müller verlangte nichts weiter, als einen Platz zum Sitzen und eine Aufforderung zum Reden, und begann nun auch ohne Säumen mit ihrer gewöhnlichen Weitſchweifigkeit nach allen Himmelsrichtungen hin auszuholen. Witte war aber nicht der Mann, der ihr das hingehen ließ. Wie er nur erſt einmal herausbekam, worauf es abzielte, hielt er ſie auch in dem Geleiſe, und wenn ſie nach links oder rechts ausbrechen wollte, ſchnitt er ihr augenblicklich den Faden ab und brachte ſie wieder in die richtige Bahn. So hatte er denn auch nach einer kleinen halben Stunde, denn die Zeit gebrauchte Madame Müller doch, um ſich gehörig zu entwickeln, nicht allein den größten Theil ihrer Lebensgeſchichte — ſo weit ſich dieſelbe nämlich auf das Wendelsheim'ſche Haus und die ſpätere Zeit bezog —, ſondern auch die genauen Vorgänge jenes Morgens erfahren, wo der Major und der Rath Frühbach ſo ſchmählich abgefahren waren. Wiederholt producirte dabei Madame Müller jenen ganzen Stoß von Papieren, der ihre Unſchuld bekräftigen ſollte, wenn der Staatsanwalt überhaupt noch an derſelben gezweifelt hätte. Witte wies ſie jetzt auch

nicht ganz zurück, sondern blätterte sie durch, um den Tag zu erfahren, an welchem sie damals zuerst in Wendelsheim'sche Dienste, und zwar als Amme, eingetreten war; das Datum notirte er sich und schnürte das Paket dann wieder zusammen. Uebrigens stimmte dasselbe genau mit ihrer Angabe, und das wußte er schon selber aus früheren Nachforschungen, daß die Frau wirklich erst in der Nacht, und zwar mehrere Stunden nach der Geburt des Kindes, durch den herrschaftlichen Kutscher in einem verschlossenen Wagen aus ihrem Heimathsort abgeholt worden sei und die Wartung des Säuglings dann übernommen habe. Die Madame Müller machte dabei den Eindruck einer zwar etwas derben und überschwatzhaften, aber doch grundehrlichen Frau, und der Staatsanwalt mußte nur im Stillen für sich lachen, wenn er sich die Scene dachte, wo Frühbach und der Major einen Angriff auf sie versucht hätten, es natürlich so ungeschickt als möglich anfingen und mit einem Donnerwetter und völlig geschlagen wieder abziehen mußten. So gern er aber dem Major sowohl wie dem Rath eine kleine Lection gegönnt hätte, die nicht ausblieb, wenn die Sache vor Gericht kam, so durfte er es doch nicht so weit gehen lassen, schon des unausbleiblichen Geredes

wegen, das darüber entſtanden wäre. Er freute ſich jetzt ordentlich, die Frau nicht gleich abgewieſen zu haben, und es galt jetzt nur, ſie von ihrer Klage abzubringen. Uebrigens zeigte ſich das gar nicht ſo leicht, denn Madame Müller hatte einen ganz entſchiedenen Charakter wie ihren eigenen Kopf, und Witte wurde deshalb höflich.

„Liebe Madame," ſagte er, als ſie ihren letzten Satz damit ſchloß, daß er jetzt eine ordentliche und tüchtige Klage gegen die „beiden Subjecte" aufſetzen ſolle — „die Anklage oder Verdächtigung der beiden Herren iſt viel zu ungeſchickt und leer, als daß Sie darauf das geringſte Gewicht legen könnten — kein vernünftiger Menſch wird deshalb etwas Derartiges von Ihnen glauben."

„Und deshalb ſollen Sie mir gerade an's Meſſer," ſagte Madame Müller, indem ſie auf ihren Strickbeutel klopfte: „da drinnen ſteht's, daß ich mir von ſolcher — Bagage meinen ehrlichen Namen nicht brauche verſchimpfiren zu laſſen!"

„Davon rede ich nicht," ſagte der Staatsanwalt, „das iſt eine Sache, die ſich von ſelbſt verſteht; aber Sie ſehen mir gerade ſo aus, als ob Sie auch praktiſcher Natur wären — hab' ich nicht recht?"

„Na, ich ſollte denken," ſagte die Frau, „wenn man ſich einmal ſo lange in der Welt herumgetrieben hat...."

„Nun gut, dann müſſen Sie ſich doch auch von einer ſolchen Klage einen praktiſchen Nutzen verſprechen, nicht wahr?"

„Ich will nichts für mich davon haben," ſagte die Frau, die ihn falſch verſtand; „nur die Beiden ſollen abgeſtraft werden, wie ſich's gehört und wie ſie's verdient haben."

„Das meine ich nicht," ſagte kopfſchüttelnd Witte; „Sie ſelber haben natürlich nichts davon, als Lauferei und Unannehmlichkeiten, und das wäre das Wenigſte, denn denen muß ſich jeder unterziehen, der vor Gericht geht. Aber um ganz reine Sache zu haben und die Schuld allein auf Ihre Gegner zu wälzen, fürchte ich, ſind Sie ſchon gleich von Haus aus zu weit gegangen."

„Ich — wie ſo denn?"

„Sie ſcheinen mir etwas heftiger Natur, und wie ich vorhin aus Ihrer ganzen Erzählung vernommen, haben Sie den Herren nicht allein tüchtig die Wahrheit geſagt — dagegen ließe ſich nichts einwenden —, ſondern Sie haben auch Schimpfworte wie Schafskopf und dergleichen gebraucht

und dadurch eine Beleidigung nicht allein erlitten, ſondern auch gleich erwidert."

„Aber der Henker ſoll da ruhig bleiben, wenn Einem in ſeinem eigenen Hauſe ..."

„Ich gebe Ihnen ganz recht, verehrte Frau — in meinen Augen ſind Sie vollkommen entſchuldigt und wir Alle hätten unter ähnlichen Verhältniſſen vielleicht das nämliche gethan; aber die Geſetze ſind darin außerordentlich ſtreng, und bedenken Sie ſelber, wie das ausſehen würde, wenn Sie Jemanden gerade eines Vergehens wegen anklagen wollten, das Sie ebenſo gegen ihn verübt."

„Ach bah — was iſt denn das, wenn ich einen Menſchen einen Schafskopf nenne?"

„Bitte um Verzeihung, Madame, einen gewöhnlichen Menſchen vielleicht nicht, aber bedenken Sie, einen Rath! Sie beleidigen dadurch nicht allein den Mann, ſondern den Staat, ja, den König ſelbſt, der ihn zum Rath gemacht hat, denn Sie ſagen damit, daß er einen Schafskopf zum Rath ernannt habe."

„Na, und das kommt wohl nicht vor?"

Witte zuckte die Achſeln. „Wir dürfen es aber nicht ausſprechen," ſagte er, „und Sie könnten in den Fall kommen — und kommen

ſicher hinein —, daß Sie den Herren noch öffentlich Abbitte thun müßten."

„Und das nennen Sie Gerechtigkeit?" rief Madame Müller, den Arm entrüſtet in die Seite ſtemmend. „Der Wurm krümmt ſich, wenn er getreten wird, und eine arme, alleinſtehende Frau, die nichts hat, als ihre Zunge, ſoll noch nicht einmal Schafskopf damit ſagen dürfen?"

„Und auf was wollen Sie eigentlich klagen, Madame Müller? Der Herr Rath hat behauptet, daß das Bild in Ihrer Stube nicht das Ihrer Tochter, ſondern einer Tochter des Barons von Wendelsheim wäre. Gut, das iſt aber noch immer keine Beleidigung, ſondern nur ein Irrthum."

„Aber der Baron hat ja gar keine Tochter, und er meinte damit..."

„Was er damit meinte, können wir Beide nicht wiſſen, und noch weniger das Gericht. Wir vermuthen allerdings, was er damit meinen konnte; aber darauf läßt ſich keine Klage baſiren."

„Aber er ſagte mir auch direct auf den Kopf zu, ich hätte die Kinder umgetauſcht."

„Das wäre allerdings eher ein Grund, um klagbar aufzutreten; aber erinnern Sie ſich noch ganz genau der Worte? Bedenken Sie wohl,

ſo genau, daß Sie dieſelben auch beſchwören können; denn es wäre ja wohl ſehr leicht möglich, daß er eine Vertauſchung behauptet und Sie dabei genannt habe, ohne gerade zu ſagen, daß Sie die eigentliche Perſon wären, welche die Vertauſchung bewirkt hätte. Auf das Setzen der Worte kommt hier Alles an. Können Sie ſich noch genau darauf beſinnen?"

„Ja, Du lieber Gott," ſagte Madame Müller, doch jetzt ſtutzig gemacht, „es ſind nun zehn oder zwölf Tage darüber hingegangen — den Sinn weiß ich noch genau, und der war ſo..."

„Wie Sie ihn nämlich verſtanden haben."

„Nun natürlich — aber die einzelnen Worte, wer kann die ſo lange und ſo genau im Kopfe behalten?"

„Und doch kommt gerade auf die Worte Alles an," ſagte Witte; „wenn Sie die nicht genau vor Gericht beſchwören können, ſo fällt Ihre ganze Klage zuſammen und Sie werden abgewieſen. Rath Frühbach aber, der weit eher im Stande iſt, ſeinen Schafskopf eidlich zu erhärten, dreht den Spieß nachher um, und Sie haben außer Ihren Laufereien auch noch Koſten und Unannehmlichkeiten."

„Das nehme mir aber kein Menſch übel,"

rief Madame Müller entrüſtet aus, „da hört doch die Gerechtigkeit auf, wenn ſich eine arme, alleinſtehende Frau ſollte ungeſtraft beleidigen laſſen, blos weil ſie nicht mehr genau weiß, was das Lumpenvolk geſagt hat! Denken Sie denn, daß man in einem ſolchen Augenblick, wo Einem die Galle überläuft, auch auf jede Silbe ſo genau paſſen und ſie gleich aufſchreiben kann? Und das glaub' ich auch nicht," ſetzte ſie beſtimmt hinzu, indem ſie von ihrem Stuhl aufſtand und einen Blick nach ihrem Schirm warf; „das wollen wir doch erſt noch einmal ſehen."

„Wollen Sie mir die Sache überlaſſen, Madame Müller?"

„Dazu war ich von Anfang an hergekommen; aber wenn Sie mir gleich von vorn herein ſagen, daß ich . . ."

„Erlauben Sie mir einmal, verehrte Madame — Sie wollen doch nur Genugthuung für die angethane Beleidigung, nicht wahr?"

„Weiter nichts auf der Gotteswelt."

„Alſo iſt es Ihnen doch auch einerlei, ob Sie die vor Gericht oder privatim bekommen?"

„Das weiß ich nicht," ſagte Madame Müller.

„Die Sache bleibt doch immer dieſelbe, nur mit dem Unterſchiede, daß Sie auf privatem

Wege Ihren Zweck gewiß erreichen, aber auf gerichtlichem Wege nicht; und außerdem haben Sie auf ersterem gar keine Kosten."

„Hm — und was wollen Sie thun?"

„Ich werde den Herrn Rath Frühbach und den Major von Halsen veranlassen, daß sie Ihnen schriftlich eine Ehrenerklärung geben, nicht gewillt gewesen zu sein, Sie zu beleidigen."

„Und daß Alles, was sie gesagt haben, lauter Lügen sind."

„Das läßt sich Alles auf eine feine Art darin anbringen, und daß die beiden Herren ferner bedauern, Sie durch irgend ein Wort und eine Andeutung gekränkt zu haben."

„Und von dem Schafskopf sagen wir nichts weiter?"

„Der bleibt unberührt."

„Und wenn sie's nicht thun?"

„Dann bleibt Ihnen immer noch die Klage offen, so gut, als heute. Aber lassen Sie mich den Versuch machen, und ich glaube, Sie werden davon befriedigt sein. Lieber Gott, ich habe ja doch wahrhaftig nichts dabei! Sie hören, daß ich nicht Einen Pfennig für meine Mühe verlange; aber ich sehe, daß Sie eine brave, recht-

ſchaffene Frau ſind, und möchte Sie nicht in Ungelegenheiten bringen."

„Gut denn, Herr Advocat," ſagte die Frau, indem ſie ihm treuherzig die Hand entgegenſtreckte; „ich ſehe, Sie meinen es wirklich ehrlich, und ich will Ihrem Rathe folgen."

„Aber eine Bedingung habe ich noch dabei," ſagte Witte: „daß Sie nämlich den Brief der beiden Herren nicht öffentlich herumzeigen. Die Ehrenerklärung iſt nur für Sie beſtimmt. Und was hätten Sie auch davon? Andere Menſchen würden ſich nur darüber luſtig machen, denn die Welt liebt nichts ſo ſehr, als Skandal und Klatſchereien."

„Nun, ſoll mir auch nicht darauf ankommen," ſagte Madame Müller nach einigem Bedenken.

„Alſo es bleibt dabei?"

„Wenn ich einmal das Wort geſagt habe, können Sie ein Haus darauf bauen," verſicherte Madame Müller mit Würde.

„Dann können Sie ſich auch darauf verlaſſen, daß ich Ihnen die verlangte Genugthuung ſchaffe. Ich ſchicke Ihnen den Brief oder bringe ihn vielleicht ſelber. Ich muß ſo nächſtens einmal nach Vollmers hinauskommen."

„Soll mir ſehr angenehm ſein," ſagte Madame

Müller. „Und nun leben Sie ſo lange wohl, Herr Advocat, und machen Sie's gut — ich verlaſſe mich ganz auf Sie!"

Und ſehr befriedigt griff ſie ihren Schirm wieder auf und ſchritt, die ſämmtlichen Schreiber, die ihr nachſchauten, freundlich grüßend, zur Thür hinaus.

Witte war an ſeinem Pult ſtehen geblieben und dachte eben über das Fatale der ganzen Angelegenheit nach, als einer der Leute wieder in's Zimmer ſah und ſagte: „Herr Staatsanwalt, Frau Gemahlin hat ſchon ein paarmal nach Ihnen gefragt; möchten gefälligſt einmal hinüber kommen."

„Ja — gleich," ſagte Witte und kratzte ſich am Hinterkopf. Er wußte, was ihm dort bevorſtand; die Sache ließ ſich aber nicht ändern. Wenn Frau Gemahlin etwas Derartiges vorhatte, wurde ſie gewöhnlich ſehr bald ungeduldig, und je eher er es alſo abmachte, deſto beſſer.

Als er aber den Vorſaal betrat, hörte er weder bei ſeiner Tochter, noch bei ſeiner Frau im Zimmer Stimmen, wonach er ganz richtig ſchloß, daß Beide nicht mehr zuſammen ſein könnten, ſonſt hätten ſie ſich jedenfalls „ausgeſprochen." Er ging alſo zu ſeiner Frau hinüber und fand die-

ſelbe auch richtig, wie er vermuthet, allein in ihrem Gemach, in dem ſie wie eine gereizte Löwin auf und ab ſchritt. Das Barometer deutete auf Sturm.

„Du hatteſt mich rufen laſſen, Thereſe?“

„Iſt es wahr, daß Du den Sohn vom Schloſſer Baumann zu Ottilien hinüber geſchickt haſt?“ fragte die Dame mit zorngerötheten Wangen.

„Allerdings, mein Schatz; er wollte mit ihr ſprechen.“

„Und wußteſt Du, was er mit ihr ſprechen wollte?“

„Auch das wußte ich. Er wollte ihr einen Heirathsantrag machen.“

Die Frau blieb mit nach unten gefalteten Händen vor ihm ſtehen und machte dabei ein ſo erſtauntes Geſicht, als ob er ihr eben erzählt hätte, daß er am nächſten Sonntag zum Beſten irgend einer armen Familie auf dem Seile tanzen würde.

„Iſt es denn möglich?“ rief ſie endlich aus. „Du, der Vater, ſchickſt den Schloſſergeſellen zu Deinem eigenen Kinde, um ihr einen Heirathsantrag zu machen? Wenn ich es nicht mit meinen eigenen Ohren gehört hätte, ich würde es gar nicht glauben.“

„Nun," ſagte Witte, immer noch in der Hoffnung, ein drohendes Ungewitter von ſich abzuwenden, denn er vermied am liebſten jede häusliche Aufregung — „und was iſt da weiter? Jedem anſtändigen jungen Mann ſteht es frei, ſich um ein Mädchen, das ihm gefällt, zu bewerben. Ob ſie ihn nehmen will, iſt dann ihre Sache."

„Und wenn ſie ihn nun genommen hätte, Dietrich, wenn ſie nicht vernünftiger geweſen wäre, als Du, der Staatsanwalt Witte?"

„Bitte," ſagte ihr Mann „Du redeſt einmal wieder in den Tag hinein. Wenn ſie ihn wirklich genommen hätte, wäre es auch noch kein Unglück geweſen, denn der junge Baumann iſt ein braver, anſtändiger Menſch, der gewiß einmal eine recht gute Carrière macht und eine Frau ernähren kann."

„So?" rief die Frau, die eigentlich hatte heftig werden wollen, aber vor lauter Erſtaunen über das Unerhörte gar nicht dazu kommen konnte. „Und in unſere Geſellſchaft wollteſt Du den alten Schloſſer, der im Schurzfell in der ganzen Stadt herumläuft, bringen?"

„Der alte Baumann iſt ein ſo braver, tüchtiger Mann, wie er in der ganzen Stadt zu finden

iſt," ſagte der Staatsanwalt mürriſch; „ob er in einem Schurzfell oder im Frack herumläuft, iſt mir ganz einerlei."

„In der That, Herr Staatsanwalt," ſagte ſeine Frau, die jetzt auf den ironiſchen Ton umſprang, „und der Schuhmacher Heßberger als Schwäher mit ſeinem „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus" wäre Ihnen auch wohl einerlei, wie? Noch dazu, wenn die alte Kartenlegerin, die Heßberger, uns ihren Beſuch als nächſte Verwandte machte?

„An das Lumpengeſindel habe ich wirklich gar nicht gedacht," ſagte der Staatsanwalt doch etwas verlegen.

„Nun, dann iſt es nur ein Glück," rief ſeine Frau, „daß andere Menſchen mehr Ueberlegung haben. Das ſag' ich Dir aber, Dietrich, wenn ſich meine Tochter ſo weggeworfen hätte, nicht Einen Schritt wäre ich ihr über die Schwelle gekommen oder hätte geduldet, daß Einer ihrer Sippſchaft die meine überſchritte!"

Der Staatsanwalt warf den Kopf ungeduldig herüber und hinüber, denn er beſaß zu viel geſunden Menſchenverſtand, um nicht das Haltloſe einer ſolchen Behauptung einzuſehen. Aber die Sache war einmal erledigt, wozu alſo noch einen häuslichen Zwiſt deshalb heraufbeſchwören, was

er durch Widerſprechen jedenfalls gethan haben würde. Er ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſah aus dem Fenſter.

„Und dieſe Unverſchämtheit von dem Menſchen," fuhr aber Frau Witte fort, die noch lange nicht alle ihre Trümpfe ausgeſpielt hatte, „ſo etwas iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen; daß er nur die Stirn haben konnte, dem Mädchen gegenüber zu treten!"

„Na, das nimm mir aber doch nicht übel, liebes Kind," ſagte jetzt der Staatsanwalt, dem das ein wenig zu ſtark wurde, „ſo groß iſt denn doch die „Unverſchämtheit" nicht, wie Du Dich ausdrückſt; er iſt aus einer bürgerlichen Familie, und wir ſind nichts Beſſeres."

„Nichts Beſſeres?" rief Madame Witte, die heute aus ihrem Erſtaunen gar nicht herauskam. „Witte, ich begreife Dich nicht. Du, einer der erſten Staatsbeamten, der geachtetſte Rechtsgelehrte in der ganzen Stadt, zu deſſen Geſellſchaften ſich der Adel drängt, und Herr Fritz Baumann, der Neffe vom Schuſter Heßberger, den man ſeines ekelhaften Tabaksgeruches wegen nicht einmal in's Zimmer läßt, wenn er ein paar geflickte Schuhe zurückbringt!"

„Ach was," ſagte der Staatsanwalt, „Bau-

mann ist nicht der Sohn von dem Schuster, sondern nur der Neffe, und überdies die ganze Sache abgemacht. Ottilie hat ihm einen Korb gegeben, und er wird sich jetzt nach einer andern Frau umsehen."

„Das hoffe ich auch," sagte die Frau Staatsanwalt, und warf den Kopf so weit zurück, daß sie auf ihren Gatten herabsehen mußte; „und er wird jetzt doch auch aller Wahrscheinlichkeit nach so klug geworden sein, um nicht wieder eine Familie wie die unsere mit seiner Zudringlichkeit zu belästigen. Was aber der Mensch für ein Glück hat, daß ich nicht zu Hause war!"

Jetzt wurde es aber dem alten Witte doch zu bunt; er hatte schon die ganze Zeit den Kopf geschüttelt, nun hielt er es für nöthig, einzuschreiten, und auf seinem Sitz herumfahrend, rief er aus: „Und was ist denn die unsere für eine so großbrodige Familie, daß ein braver Techniker sie entehren würde, wenn er hinein heirathete? Dein Vater war ein Subaltern-Beamter mit vierhundert Thalern Gehalt, und der meinige ein ehrlicher Schneider, der sich das Brot vom Munde abdarbte, um seinen Sohn studiren zu lassen. Und was hatten wir denn etwa, als wir uns heiratheten, Therese? Hunger und Kummer

in allen Ecken, und oft nicht das Geld im Hauſe, um einen Laib Brot baar zu bezahlen. Daß ich fleißig war und nachher dabei Glück hatte, das iſt mein ganzes Verdienſt, und daß Du das Wenige zuſammennahmſt und wirthſchaftlich ſorgteſt, das Deine, und das thun andere ehrliche Handwerker auch."

„Aber jetzt, Dietrich!" rief die Frau, ordentlich erſchreckt über die ganz ungewohnte Heftigkeit des Mannes.

„Aber jetzt," fuhr der Staatsanwalt, der einmal im Zuge war, fort, „geht es uns beſſer; ich verdiene mehr, als wir brauchen, und wir haben uns größere Lebensbequemlichkeiten angeſchafft und in Kreiſe Zutritt gewonnen, die uns ſonſt eben ſo über die Achſel anſchauten, wie Du jetzt die Handwerker. Aber das iſt falſch, das iſt unrecht, und wenn Du nur nicht einmal Deine Strafe dafür bekommſt!"

„Das iſt blos Deine grenzenloſe Beſcheidenheit, die aus Dir ſpricht," lenkte die Frau in etwas ein, denn auf dieſe Wendung war ſie nicht gefaßt geweſen; „jeder Menſch ſtrebt nach etwas Höherem."

„Und weshalb wirfſt Du das alſo dem jungen Baumann vor?"

„Aber es muß erreichbar ſein, Dietrich,“ ſagte ſeine Frau; „und Ottilie, mit der Erziehung, die ſie genoſſen hat, ſcheint denn auch ſchon ihre Wahl nach einer andern Seite hin getroffen zu haben.“

„So—o,“ ſagte der Staatsanwalt gedehnt, „in der That? Und nach welcher, wenn ich fragen darf?“

„Du weißt doch, daß der junge Baron von Wendelsheim ſie entſchieden ausgezeichnet hat?“

„Davon weiß ich gar nichts,“ ſagte der Vater, und habe nichts davon bemerkt — war auch nicht böſe darüber.“

„Du haſt nichts gemerkt,“ ſagte ſeine Frau, „weil Du immer Deine Acten und Proceſſe im Kopfe haſt; ich habe es aber gemerkt, und als Mutter mußte ich es merken.“

„Er hat ſich, ſo viel ich weiß, ſeit einer Ewigkeit gar nicht bei uns ſehen laſſen.“

„Er war vor acht Tagen bei uns zum Thee.“

„Weil er von mir etwas wegen der Erbſchaftsangelegenheit erfragen wollte und Du ihn ſo nöthigteſt, da zu bleiben, daß er hätte grob werden müſſen, um es auszuſchlagen.“

„Er blieb ſehr gern, kann ich Dir ſagen.“

„Und hat nachher mit mir und dem Juſtizrath den halben Abend Whiſt geſpielt.“

„Aber er ſetzte ſich immer ſo, daß er Ottilien im Auge hatte.“

„Weil ihn der Juſtizrath bat, den Platz mit ihm zu wechſeln, denn das Licht blendete ihn ſo.“

„Du könnteſt eine Heilige ärgerlich machen, Dietrich.“

„Weil ich nicht ſehe, was nicht da iſt?“

„Du haſt immer etwas auf den armen Lieutenant gehabt.“

„Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich ihn früher nicht beſonders leiden konnte,“ ſagte der Staatsanwalt; „er hatte ſo etwas Rüdes, oder — ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll — Junkerhaftes in ſeinem ganzen Weſen. Seit einigen Wochen aber hat er ſich ſehr zu ſeinem Vortheil geändert und das letzte Mal ſogar merkwürdiger Weiſe nicht eine einzige Silbe von Pferden erwähnt.“

„Und wenn der nun um Ottiliens Hand anhalten ſollte, würde der Dir nicht lieber ſein, als Dein „Techniker“?

Der Staatsanwalt ſah eine Weile ſtill und ſchweigend vor ſich nieder. Allerlei wunderliche Gedanken gingen ihm im Kopf herum.

„Ich weiß es nicht," ſagte er endlich; „aber es iſt auch nicht der Mühe werth, ſich jetzt ſchon den Kopf darüber zu zerbrechen, denn er hat noch nicht angefragt. Der alte Schloſſer Baumann iſt mir übrigens lieber als der alte Baron Wendelsheim. Hat ſich Ottilie etwa gegen Dich ausgeſprochen?"

Seine Frau zögerte mit der Antwort; endlich ſagte ſie: „Nein — nicht direct; aber ich habe ſo meine Vermuthungen, und glaube nicht, daß ich weit am Ziel vorbeiſchieße."

Der Staatsanwalt war aufgeſtanden und ging mit auf den Rücken gelegten Händen im Zimmer auf und ab.

„Soll ich Dir einen Rath geben, Mutter?" ſagte er endlich, indem er vor ſeiner Frau ſtehen blieb und ſie wohl freundlich, aber doch ſehr ernſt anſah.

„Nun," meinte dieſe, „wenn es etwas Geſcheidtes wäre; ein guter Rath iſt Goldes werth, wie das Sprichwort ſagt."

„Aber die Leute glauben gewöhnlich nie, daß es ein guter iſt, und thun doch, was ſie wollen; leider Gottes erleb' ich das faſt alle Tage! Aber es ſchadet nichts — es iſt einmal mein Amt. Wenn Du alſo meinem Rath folgen willſt, Mut-

ter, ſo unterſtützeſt Du Ottilien nicht in ſolchen Ideen. Dir iſt ein Handwerker nicht recht — bei mir wäre daſſelbe mit einem Adeligen, deſſen Sippſchaft uns vielleicht über die Achſel anſähe."

„Aber Vater..."

„Ich werde mein Kind nicht zwingen," fuhr Witte fort; „hat ſie ihr Herz wirklich vergeben, und iſt es nicht allein Rang und Reichthum, den ſie erlangen will — in Gottes Namen; ob der Mann ein Wappenſchild oder ein Schurzfell trägt, wenn er nur brav und rechtſchaffen iſt, mir ſoll er willkommen ſein; aber ich habe mir nachher auch keine Vorwürfe zu machen, wenn die Wahl nicht zum Glück meines Kindes ausſchlug."

„Aber Dietrich, Du wirſt doch nicht glauben..."

„Meinen Rath haſt Du gehört," ſagte ihr Gatte; „jetzt thu', was Du nicht laſſen kannſt — ich habe einen Weg zu gehen. Wo iſt denn Ottilie?"

„Drüben in ihrem Zimmer; ſie war ganz außer ſich über den Antrag."

Der alte Witte ſeufzte tief auf; aber er ſagte kein Wort mehr, ſteckte ſeine Brille in die Taſche und verließ das Zimmer.

## 7.

## Bei der Leiche.

Fritz Baumann, als er seines Vaters Haus verließ, schritt, seinen trüben und bitteren Gedanken folgend, der eigenen Wohnung zu. Abgewiesen und verachtet! Das war das Wort, das ihn am schmerzlichsten verwundete — verachtet gerade von ihr, an der er seine ganze Jugendzeit mit so treuer Liebe gehangen, so daß nur immer, wenn er sich ein Glück der Zukunft dachte, ihr Name in seinem Herzen freudig widerklang! Und jetzt sollte er das Alles, was er die langen Jahre gehegt und gepflegt, herausreißen und zerstören.

Mit welcher Lust war er früher an seine Arbeit gegangen, wie hatte er freudig ganze Nächte geopfert, um sich auszubilden und recht

Tüchtiges zu leiſten, nur immer in dem einen Gedanken, ihrer werth zu werden und ſie ſich zu erringen! Das ſchwand jetzt Alles vor den kalten, hochmüthigen Worten des jungen Mädchens, und leer und ausgeſtorben lag die Welt vor ihm. So in dieſe quälenden Erinnerungen vertieft war er auch, daß er gar nicht darauf achtete, als ein Reiter auf dem Straßenpflaſter dicht an ihm vorübertrabte und den Kopf nach ihm wandte. Erſt als er ſein Pferd einzügelte und an ihn anritt, ſah er auf und erkannte den Lieutenant von Wendelsheim.

„Herr Baumann," rief dieſer, „ich hatte Sie im erſten Augenblick gar nicht erkannt ..."

„Herr Baron!" ſagte Fritz erſtaunt, denn es war das erſte Mal, daß ihn der Officier auf der Straße anredete.

„Lieber Baumann," ſagte der junge Wendelsheim bewegt, „ich weiß, Sie haben meinen Bruder immer gern gehabt, und er hat auch viel von Ihnen gehalten; ſeine Arbeiten waren ja die einzigen Lichtblicke ſeines Lebens — er iſt todt."

„Großer Gott!" rief Baumann erſchreckt aus.

„Soeben habe ich durch einen Boten die Nachricht erhalten," fuhr Wendelsheim fort,

„und reite jetzt ſelber hinaus. Wollen Sie ihn noch einmal ſehen, ſo kommen Sie nach.“ Und ſein Pferd herumwerfend, ſetzte er ſeinen Weg raſch wieder fort.

„Armer Benno!“ ſeufzte Fritz, der in der Kunde faſt ſein eigenes Leid vergaß. „So ein reiches Leben ſo früh, ſo furchtbar früh dahingerafft! Und wie wenig Freude hat er genoſſen, wie ſeine ſchöne Jugendzeit verbringen müſſen! Hätte ich ſo viel Urſache, dem Schickſal zu grollen, wie er?“

Er war an ſeiner Wohnung angelangt und blieb ſtehen. Aber wie hätte er jetzt wieder mit Luſt und Liebe an ſeine Arbeit gehen können, wo ihm der Kopf vom vielen Denken ſchmerzte! Der Lieutenant hatte recht — er wollte hinaus und den armen jungen Freund noch einmal ſehen. Jetzt war das auch möglich, im erſten Schmerz ein Beſuch gerechtfertigt; ſpäter und bei der Beerdigung, wenn all' die adelige Verwandtſchaft mit ihrem Todtengepränge zuſammenkam, konnte und wollte er ſich nicht eindrängen.

„Sie ſollen Dich nicht zum zweiten Male verachten,“ murmelte er finſter vor ſich hin, „und ich werde von jetzt ab Ottiliens Wort beherzigen und in den Kreiſen bleiben, in denen

Niemand wagen darf, mich über die Achsel anzusehen. Ihnen gönne ich dann ihre vornehme Welt, es ist ja doch nur Alles Schein, und sie mögen sich glücklich darin fühlen, wenn sie können."

Er hatte indessen seinen Weg dem Wendelsheim'schen Schlosse zu rasch verfolgt, und erst vor der Stadt draußen wurde ihm wohler, freier zu Muthe, denn er fühlte sich allein, während es ihm in den engen Straßen immer so vorkam, als ob die Leute nach ihm aus den Fenstern sähen und zugleich wissen müßten, welche Schmach ihm heute angethan. Er ging auch von da an langsamer, und als er endlich in der Ferne das alte Schloß mit den düsteren Baumgruppen seines Parkes vor sich liegen sah, da schwand der bittere Groll in seinem Herzen in der Wehmuth über den Verlust des jungen Freundes, und die Scene dieses Morgens war fast vergessen.

So erreichte er das Dorf und schritt hindurch, so stieg er zum Schlosse hinauf, und als er in das Thor trat, sah er die Leute dort niedergedrückt stehen und mit einander plaudern, und einer der Mägde liefen, während sie mit ihrer Hofarbeit beschäftigt war, die großen Thränen an den Backen nieder. Hatten sie doch Alle den

armen kranken jungen Herrn, der immer ſo gut und freundlich mit ihnen war, von Herzen gern gehabt, und jetzt, da er geſtorben, kam ihnen das alte, öde Schloß noch einmal ſo wüſt, noch einmal ſo öde vor.

Den Gärtner traf er auf dem Hof. „Gehen Sie hinauf, Herr Baumann," ſagte er zu ihm, als er ihn erkannte; „oben liegt das arme junge Blut, aber jetzt freut er ſich nicht mehr, wenn Sie kommen, oder wenn ich ihm Blumen bringe — ich habe ſie ihm eben wieder hinaufgetragen. Mir iſt jetzt gerade ſo zu Muthe, als ob es Winter geworden wäre und der Schnee auf den Beeten läge. Nun wird's hübſch hier im Hauſe werden." Und damit wandte er ſich ab und ſchritt wieder in den Park hinaus.

Fritz Baumann ſtieg die Treppe hinauf. Er begegnete Niemandem im ganzen Hauſe; es ſchien Alles wie ausgeſtorben, und an des jungen Benno Zimmer angekommen, ſcheute er ſich ordentlich zu klopfen, aus Furcht, der Todte könne allein darin liegen. Er drückte auch erſt nach einigem Zögern die Klinke auf, und als er die Thür öffnete, ſah er ſich dem todten jungen Freund gegenüber.

Dort lag er, ſo ſtill und friedlich wie ein

ſchlummernd Kind, ſo bleich und weiß faſt wie das Kiſſen ſelber, auf dem er ruhte, und nur die dunkeln vollen Locken beſchatteten ſeine edlen Züge. Die Hände hatte man ihm auf der Bruſt gefaltet, aber eine freundliche Hand Blumen über ihn ausgeſtreut — Roſen und Reſeda, Aſtern und Camellien —, und Fritz ſtand vor ihm, den Blick feſt auf das liebe Antlitz geheftet, und ſchaute ihn ſo lange ernſt und ſinnend an, bis ihm ſelber vorquellende Thränen die Augen füllten und das Bild des Todes in den blitzenden Zähren verſchwamm.

„Mein armer, armer Benno," flüſterte er dabei, „ſo biſt auch Du hingegangen, und ich ſoll Dein gutes, treues Auge, Dein freundliches Lächeln nimmer wiederſehen und nie mehr den Druck deiner Hand fühlen! So leb' denn wohl — ich ſelber bin ein Fremder in dieſen Räumen und werde ſie und Dich nicht wiederſehen — leb' wohl!" — Und dabei bog er ſich über die Leiche und drückte einen Kuß auf die bleichen Lippen. — Gott laſſe Dir die Erde leicht ſein!"

„Amen!" ſagte eine leiſe Stimme, und als er überraſcht aufſah, denn er hatte geglaubt, daß er allein mit dem Todten im Zimmer wäre, bemerkte er Kathinka, die, halb von der einen

Gardine verdeckt, am Fenſter ſtand. Ihr bleiches liebes Antlitz war aber von Thränen überſtrömt, und ihr Auge hing mit tiefer Schwermuth an den Zügen der Leiche.

„Fräulein Kathinka," ſagte Fritz bewegt, „ich hatte Sie nicht geſehen — o, wie weh mir der Verluſt unſeres armen Benno thut!"

„Ihm iſt wohl," ſagte das junge Mädchen mit leiſem, traurigem Kopfnicken; „er hat Alles überſtanden, und ſein Tod war leicht und ſchmerzlos."

„Sie waren bei ihm?"

„Ja — er ſtarb heute Morgen in meinen Armen, gerade wie ich ihn unterſtützen wollte, um ſich etwas höher zu legen, denn er klagte, daß es ihm an Luft fehle. Noch ſterbend hat er mir einen Gruß für Sie aufgetragen."

„Mein armer Benno! Und ſein Vater war nicht bei ihm?"

„Nein. Der Herr Baron hat in der letzten Zeit ſein Zimmer faſt nicht mehr verlaſſen."

„Und Fräulein von Wendelsheim?"

„Sie kam auf meinen Hülferuf, und zum erſten Male habe ich ſie bewegt geſehen; aber ſie fürchtet ſich vor Leichen: ſie ſtand dort an der

Thür und winkte mir nur zu, bei dem Todten zu bleiben."

„Und ſein Bruder?"

„Er war lange bei ihm und hat heiße Thränen vergoſſen; jetzt iſt er bei dem Vater. Woher erfuhren Sie es ſo raſch?"

„Der junge Baron traf mich in der Stadt, und ich konnte dem Wunſch nicht widerſtehen, dem armen Todten Lebewohl zu ſagen. Du großer Gott," fuhr er dann fort, während er an das Fenſter trat und hinausſah, „wie öde wird das jetzt hier im Schloſſe werden! Wie wird auch Ihnen der Knabe fehlen, Fräulein, der ſo mit ganzer Seele an Ihnen hing!"

„Ich habe hier im Schloſſe Alles an ihm verloren," ſagte das junge Mädchen leiſe, „denn er war nicht allein mein einziger Troſt in der Einſamkeit, ſondern auch mein Schutz."

„Ihr Schutz, Fräulein?"

„Die Tante wird mich jetzt entbehren können," ſagte Kathinka leiſe, „und ich ſelber wäre auch nicht im Stande, allen ihren Anforderungen zu genügen. Ich werde am Erſten nächſten Monats Wendelsheim verlaſſen."

„Sie wollen auch fort?"

„Ja, und da wir uns wahrſcheinlich nicht

wiederſehen, ſo leben Sie wohl, Herr Baumann — ich muß fort und dem Herrn Baron das Frühſtück bringen, und — die Tante würde auch ſonſt böſe. Nicht wahr, Sie bleiben nicht länger hier allein? Ich bekomme ſonſt gezankt."

„Nein, liebes Fräulein," ſagte Fritz bitter, „haben Sie keine Furcht, daß ich dem Fräulein von Wendelsheim je Grund zur Unzufriedenheit geben ſollte. Ich werde ihr auch wohl ſchwerlich wieder in den Weg kommen, ſo wenig wie ſie mich ſuchen wird. So leben Sie wohl, und ſchütze Sie Gott auf Ihrer einſamen Bahn!" Damit reichte er ihr die Hand und verließ dann mit einem letzten Abſchiedsblick auf die Leiche das Zimmer.

Drüben am Gang hörte er heftiges Reden — das war die Tante —, und es klang wie ein Mißton in dem Hauſe des Todes; was es aber war, mochte er nicht unterſuchen. Ihn ſelber trieb es fort, um ihr aus dem Weg zu kommen, denn er fürchtete heute für ſich, daß er ihren gewöhnlichen Hochmuth nicht ſo leicht und geduldig ertragen hätte, als ſonſt. Er gewann die Treppe und eilte hinab. Unten ſtand einer der Diener und horchte nach dem Zank hinauf.

„Gott ſoll uns bewahren, nicht einmal an

einem ſolchen Tage hält ſie Ruhe! Sind Sie ihr in den Weg gelaufen, Herr Baumann?"

„Nein," ſagte Fritz; „ſie hat mich gar nicht geſehen."

„Gar nicht geſehen? Na, dann haben Sie heute Ihren Glückstag, das muß wahr ſein!"

„Ja, meinen Glückstag in der That," nickte Fritz finſter vor ſich hin — „ich werde ihn mir merken. Adieu, Freund!" Und ohne ſich weiter aufzuhalten, verließ er das Schloß und ſchritt in die Stadt zurück. Still vor ſich hinträumend, ging er auch ziemlich raſch ſeinen Weg und bemerkte gar nicht dabei, daß er unterwegs einen Herrn überholte, der, ſeine linke Hand auf dem Rücken, den Kopf etwas zurückgebeugt und außerordentlich gerade, aber auch ein wenig ſteif, derſelben Richtung folgend wie er, nach der Stadt zuſpazierte. Ohne zu grüßen oder ihn anzuſehen, paſſirte er ihn auch, als er ſich plötzlich angerufen hörte und natürlich ſchon unwillkürlich den Kopf dorthin wandte.

„Ah, mein lieber Baumann," rief der Spaziergänger, „wohin ſo eilig? Warten Sie ein wenig, ich begleite Sie, und zu Zweien macht ſich ein langweiliger Weg immer beſſer!"

„Herr Rath Frühbach!" ſagte Baumann, halb

überraſcht, von dem Herrn angeredet zu werden, der ſich ſonſt in der Stadt gar nicht um ihn bekümmerte. Er kannte aber den Rath zu wenig, dem vor der Stadt und in einſamer Gegend jedes menſchliche Weſen, und wäre es eine alte Bauerfrau geweſen, nur als gute Beute galt, um ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen und ſeiner Suada freien Lauf zu laſſen. Baumann würde auch viel lieber allein gegangen ſein, aber er konnte jetzt nicht mehr gut ausweichen und ſchritt, etwas langſamer als vorher, neben dem Rathe her.

„Aber nun ein mäßigeres Tempo, mein junger Freund," ſagte der Rath, indem er ihm mit ſeinem Stockknopf in den Arm hakte. „Das glaub' ich, wie ich noch in Ihrem Alter war, da konnte ich auch laufen, und es kamen nur Wenige mit mir fort. Da bin ich einmal in Schwerin — kennen Sie Schwerin?"

„Nein, Herr Rath."

„Ah, wie ſchade! — wunderſchöne Stadt, und ungemein gemüthlich — da bin ich einmal in Schwerin, wie ich Ihnen erzählen wollte, eines Morgens früh aufgeſtanden, um einen Spaziergang zu machen, denn ich muß regelmäßig jeden Tag mein Quantum gehen, um ordentlich in Schweiß zu kommen, da meine Verdauung nie

in Ordnung ist. Unterwegs traf ich denn auch einen intimen Freund von mir, den Grafen Kotopschien, der in einer geheimen Mission an unserem Hofe war — ein liebenswürdiger Mensch, sage ich Ihnen, so einfach und human — wir haben kostbare Abende mit einander verlebt. Das war ein famoser Fußgänger, und der Arzt hatte ihm auch das Gehen verordnet. Wir marschirten also zusammen los, und zwar in keinem Paradeschritt, das versichere ich Ihnen — ich führte sogar noch dabei die Unterhaltung. Der Graf hielt es aber nicht lange aus. „Nein, lieber Rath," sagte er, wie wir eine Strecke zusammen gegangen waren, „Sie laufen mir zu rasch" — und so bog er richtig in die nächste Straße ein."

Frühbach hätte sich keinen besseren Gesellschafter auf der weiten Welt wünschen können, als Fritz Baumann heute war; denn mit seinen eigenen trüben Gedanken beschäftigt, schritt er nur schweigend neben ihm her, und er hörte wohl Worte, verstand aber deren Sinn nicht, und mühte sich noch viel weniger, ihn aufzufassen. Aber auch dem Rath, so sehr er in seinen interessanten Erinnerungen schwelgen mochte, konnte die niedergedrückte Stimmung seines Begleiters nicht entgehen.

„Nun," ſagte er nach einer kleinen Weile, indem er ihn von der Seite anſah, „was fehlt Ihnen denn eigentlich heute? Sie ſchneiden ja ein ordentliches Trauergeſicht."

„Ich komme auch aus einem Trauerhauſe, Herr Rath."

„So? Woher denn?"

„Aus Schloß Wendelsheim."

„Alle Wetter," rief Rath Frühbach und drehte ſich raſcher nach ihm um, als er ſich ſonſt zu bewegen pflegte, „der alte Baron geſtorben?" Und unwillkürlich überkam ihn ein behagliches Gefühl, denn nach den letzten Vorgängen in Vollmers und mit dem Bewußtſein, was er dort angerichtet und die entſetzliche Frau Müller gedroht hatte, würde er auf gar keine angenehmere Kunde haben denken können. Er ſollte ſich aber darin getäuſcht ſehen.

„Nein," ſagte Fritz, „der alte Baron nicht, aber der jüngſte, der zweite Sohn, Benno, iſt heute Morgen verſchieden. Ich komme eben von ſeiner Leiche."

„Hm — ſo?" ſagte der Rath, indem er den Stockknopf im Gehen an ſeine Lippen hielt. „Alſo der junge Baron — ſchade!"

„Ja, es war ſo ein lieber Knabe," ſeufzte

Baumann, der ihn ganz falsch verstand. „Armes Kind!"

„Hm," fuhr der Rath fort, dessen Gedanken unter der Zeit mit ihm durchgegangen waren, „der Baron von Wendelsheim hatte nur die zwei Söhne?"

„Er hat jetzt nur noch einen."

„Ja, der in den nächsten Tagen die große Erbschaft macht. Sie wissen wohl nichts Näheres über die Sache?"

„Ueber welche Sache?"

„Nun, über die Erbschaft, mein' ich — oder über den Erben. Es wurde einmal eine Zeit lang so vielerlei erzählt...."

„Ich habe nichts gehört," sagte Fritz, „kümmere mich auch in der That nur wenig um den Stadtklatsch."

„Ja, da haben Sie ganz recht, junger Freund," lenkte der Rath ein, der wohl merkte, daß er von seinem Begleiter nichts Neues über diese Angelegenheit erfahren würde. „Das ist auch genau dasselbe, was ich immer meiner Frau sage. Was hat denn aber dem jungen Baron eigentlich gefehlt?"

„Ach, ein böses, innerliches Leiden!" seufzte Fritz. „Rettung war wohl nicht gut möglich,

denn er kränkelte von früheſter Jugend an. Es ſoll ein Herzfehler geweſen ſein.“

„Das iſt ſchlimm,“ ſagte Rath Frühbach, bedenklich mit dem Kopf ſchüttelnd, „das iſt ſehr ſchlimm. Da wohnte in Schwerin ein ſehr guter Freund von mir — er war früher Präſident der Erſten Kammer, aber ein bischen hypochondriſch und, wie er glaubte, mit einem Leberleiden behaftet. Er behauptete nämlich ſtets, ſeine Leber ſei zu groß; es war aber nicht wahr, ſondern ſein Herz. Oft und oft haben wir zuſammen auf dem Sopha geſeſſen, und er hat mir von ſeiner Krankheit erzählt und ich ihm von ähnlichen Fällen, die mir zu Ohren gekommen waren. Lieber Gott, wenn man älter wird, bekommt man ja auch nach verſchiedenen Richtungen hin Erfahrung, und ich rieth ihm damals — ich weiß es noch, als ob es geſtern geweſen wäre — wieder und wieder, er ſolle eine Aepfelwein-Cur gebrauchen. Aber bewahre — er blieb hartnäckig auf ſeinem Kopf, und nach vierzehn Tagen war er todt. Durch den Aepfelwein wäre er vielleicht zu retten geweſen; der hätte ihm das Herz zuſammengezogen.“

Sie erreichten jetzt die Stadt, wenigſtens die erſten Häuſerreihen der Vorſtadt, wo noch ziem-

lich viel Scheunen und Ställe zwiſchen Wohngebäuden ſtanden; der Rath erzählte aber immer fort. Jeder Gegenſtand, ob es ein Paar Ochſen im Zuge, ein von einem Dache gefallener Ziegel, ein ohne Maulkorb herumlaufender Hund, ein vor der Thür ſtehen gebliebenes Faß, kurz, was auch immer war, er knüpfte eine Erinnerung an Schwerin daran, und Baumann wurde die Geſellſchaft endlich läſtig. Er hatte ſich auch ſchon vorgenommen, unter irgend einer Entſchuldigung an der nächſten Seitenſtraße einzubiegen, als gerade wie er ſich von dem Rath verabſchieden wollte, der Staatsanwalt Witte um die Ecke bog und auf Frühbach einlenkte. Er hatte im erſten Augenblick auch jedenfalls nur ihn erkannt.

„Ah, mein lieber Rath, ſehr erfreut, daß ich Sie treffe — habe Sie ſchon in der ganzen Stadt wie eine Stecknadel geſucht!"

„Mich?" ſagte der Rath verwundert, denn ſonſt war er gewöhnlich auf der Suche.

Fritz Baumann war blutroth geworden, als er den Staatsanwalt bemerkte, und wollte ſich mit einer Verbeugung entfernen. Aber jetzt erkannte Witte auch ihn und ſagte, indem er ihm die Hand entgegenſtreckte:

„Herr Baumann, entſchuldigen Sie, ich hatte

hier unſern Rath ſo feſt auf dem Korn, daß ich gar nicht auf ſeinen Begleiter achtete!" Sein Blick traf dabei den des jungen Mannes, und der herzliche, derbe Druck der Hand bewies dieſem wenigſtens, daß der Vater andere Gefühle hege als die Tochter — und wie dankbar war er ihm dafür!

Frühbach merkte aber natürlich von dieſem Zwiſchenſpiele gar nichts. Dem glücklichen Sterblichen, der nur an der Oberfläche herumſchwamm und Blaſen fiſchte, war die Begrüßung der beiden Männer eine gewöhnliche Höflichkeitsform, und er ſagte deshalb auch, darüber hinwegſehend: „Aber was um des Himmels willen wollten Sie von mir? — Ah, Adieu, lieber Baumann — Adieu, auf Wiederſehen! — Sehr netter junger Mann, der Baumann, wie?"

Der Staatsanwalt nickte und ſah ſinnend dem Davongehenden nach; aber die Frage des Raths war doch zu direct geweſen, und ſich wieder an dieſen wendend, indem er ihn unter den Arm nahm und die Straße hinabführte, erwiederte er: „Ja ſo, was ich gleich ſagen wollte, den Major habe ich heute vergeblich geſucht; ich war zweimal bei ihm draußen."

„Den Major?" wiederholte Frühbach, und

Frau Müller ſtand in all' ihrer Entſetzlichkeit leibhaftig vor ihm.

„Jawohl, Eurer fatalen Geſchichte wegen," beſtätigte der Staatsanwalt; „er war aber nirgends anzutreffen, und wie ich zu Ihnen kam, hieß es ebenfalls, Sie wären über Land."

„Ja, Sie wiſſen wohl, beſter Staatsanwalt, meiner Verdauung wegen...."

„Na, das iſt jetzt einerlei, und die Hauptſache bleibt, daß ich Sie erwiſcht habe."

„Aber ich begreife gar nicht...."

„Ich werde Sie nicht lange zappeln laſſen. Sie waren neulich mit dem Major in Vollmers, wie?"

„Ich? — Ah, ja doch — ich erinnere mich jetzt."

Der Staatsanwalt lachte: „Ah ſo, Sie ſind wohl der Mann mit dem ſchwachen Gedächtniß? Nun, Scherz bei Seite, die Sache iſt ernſthaft genug. Sie haben da draußen einen dummen Streich gemacht...."

„Aber, lieber Herr Staatsanwalt...."

„Bitte, laſſen Sie mich ausreden, denn ich habe nicht viel Zeit, und außerdem meine beſonderen Gründe, die ganze Geſchichte ohne Eclat

beigelegt zu ſehen. Alſo hören Sie mir einfach zu, was ich Ihnen ſagen werde."

„Ich bin wirklich neugierig," log der Rath.

„Die Frau Müller war bei mir und wollte Sie verklagen."

„Mich?"

„Sie und den Major — ich habe es noch vor der Hand abgelenkt, aber nur unter Einer Bedingung"

„Aber die Frau muß wahnſinnig ſein!"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ſie ihre Sinne vollkommen bei einander hat, und das Gericht würde ſich der Meinung anſchließen. Sie haben einen dummen Streich gemacht, lieber Rath — Sie oder der Major, oder Beide zuſammen."

„Wenn ſich der Major in Thatſachen irrte, iſt das meine Schuld?"

„Das bleibt ſich jetzt vollkommen gleich. Sie haben ſich verleiten laſſen, da draußen Sachen zu behaupten, die Sie nicht beweiſen können, und die Madame Müller ſcheint nicht die Frau zu ſein, etwas Derartiges ruhig über ſich ergehen zu laſſen."

„Aber was verlangt ſie nur?"

„Zuerſt beſtand ſie darauf, eine Klage gegen Sie Beide anhängig zu machen, und was

das für ein Gerede in der Stadt gegeben hätte, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Sie will ſich aber zufriedenſtellen, wenn Sie ihr eine ſchriftliche Ehrenerklärung geben."

„Ich?"

„Sie alle Beide — Sie ſowohl als der Major. Ich habe das Ding jetzt aufgeſetzt, und das müſſen Sie unterſchreiben."

„Aber ich bitte Sie um Gottes willen," rief Frühbach erſchreckt, denn er hatte einen heiligen Reſpect vor allen Unterſchriften — „ich weiß ja von der Frau gar nichts, weder ob ſie irgend eines Vergehens ſchuldig oder unſchuldig wie ein Lamm iſt, und nur dem Major zu Liebe...."

„Deſto ſchlimmer für Sie," unterbrach ihn der Staatsanwalt, „daß Sie dann, wenn Sie gar nichts wiſſen, zu einer fremden Frau in's Haus gehen und ihr ein Verbrechen vorwerfen. Aber machen Sie, was Sie wollen, und glauben Sie um des Himmels willen nicht, daß ich Sie zu etwas überreden werde! Ich meine es gut mit Ihnen, und habe in der Sache weiter nichts zu thun. Es iſt jetzt vier Uhr; um fünf Uhr bin ich draußen bei dem Major und lege Ihnen das Schriftſtück vor, das Sie dann unterſchreiben können oder nicht — wie Sie wollen."

„Und wenn wir es nicht unterſchreiben?"

„Gut, dann macht die Frau ihre Klage anhängig, und Sie können nachher meinetwegen die Sache abſchwören."

„Aber, beſter Staatsanwalt...."

„Sie haben eine volle Stunde Zeit, um ſich Alles reiflich zu überlegen. Ich werde mir den Kopf nicht weiter darüber zerbrechen."

„Aber, lieber Staatsanwalt," ſagte Frühbach, „mir fällt da ein ganz ähnlicher Fall ein. In Schwerin waren wir eines Tages...."

„Mein lieber Rath, es thut mir leid, Sie zu unterbrechen, denn ich muß hier abbiegen. Vergleichen Sie im Geiſt indeſſen jenen analogen Fall aus Schwerin mit der gegenwärtigen Situation und richten Sie es ſich ſo ein, daß Sie bis um fünf Uhr zu einem Entſchluß gekommen ſind. Haben Sie mich verſtanden?"

„Vollkommen, Herr Staatsanwalt, aber...."

„Na, dann wünſche ich Ihnen einen guten Tag!" Und ohne dem verblüfft in der Straße ſtehen bleibenden Rath einen weiteren Einwand zu geſtatten, nickte er ihm nur freundlich zu und bog in eine Quergaſſe ein. Er war nicht in der Stimmung, längere Auseinanderſetzungen der Schweriner Chronik mit anzuhören.

## 8.

## Der Raubmord.

Fritz Baumann hielt sich in seiner eigenen Wohnung. Das Herz war ihm so schwer, daß er sich scheute, anderen Menschen zu begegnen. Er hatte auch viel an Einem Tag verloren — den jungen Freund und die Geliebte — fast zu viel für Einen Tag; aber wenn in unserem wunderlichen Leben einmal ein Gewitter über ein Menschenherz hereinbricht, so folgt auch nicht selten Schlag auf Schlag, bis das Schicksal müde wird und seine Sonne wieder über den verödeten Platz scheinen läßt.

Fritz Baumann war aber keine Natur, die sich zu lange solch trübem und nutzlosem Grübeln hingegeben hätte. Eine Stunde brauchte er, um Alles abzuschütteln, was ihn im Anfange

faſt zu Boden drückte; wie er ſich aber erſt einmal auf ſeinem eigenen, kleinen Zimmer ordentlich ausgeweint, da kehrte ſein elaſtiſcher Geiſt auch wieder die trotzige Seite heraus. Im erſten Moment, ja, und bei der Zuſammenkunft mit dem Vater meinte er, daß jetzt all' ſein Mühen und Ringen, da er das Ziel verfehlt, nach dem er geſtrebt, auch vergebens geweſen ſei, und das Leben, ſeine Zukunft lag ſchwarz und öde vor ihm da — aber wahrlich nicht lange. Nein, jetzt erſt recht mit friſchen Kräften wollte er ſeine Arbeit wieder aufnehmen — jetzt erſt recht Ottilien beweiſen, daß er, wenn er auch nicht ihre Liebe erringen konnte, doch wahrlich nicht ihre Verachtung verdient habe.

Mit dem Gedanken, dem Entſchluß durchſtrömte ihn auch wieder ein neues, friſches Leben, und trotzig vor ſich hin lachend, warf er ſeine Sonntagskleider ab und fuhr wieder in ſein gewöhnliches Wochenzeug.

Zum Arbeiten war es heute freilich zu ſpät geworden — er fühlte ſich dazu auch nicht beſonders aufgelegt —, aber andere Sachen blieben noch zu erledigen, und morgen dann begann er wieder mit friſchen Kräften.

In ſeiner Stube ſtand, noch immer in raſt-

loſer Thätigkeit, das perpetuum mobile, welches er damals Benno bei ſeinem letzten Beſuch gezeigt und noch immer nicht an den Eigenthümer abgeliefert hatte, obgleich dieſer ſchon ein paarmal danach geſchickt. Das konnte er heute ſelber hintragen, denn einem Andern mochte er es nicht anvertrauen. Aber er mußte vorher damit bei den Eltern vorgehen, denen er davon erzählt. Die Mutter wollte es ſo gern einmal ſelber ſehen; auch der Vater hatte mit ihm die Sache eifrig beſprochen, wie es möglich ſei, etwas herzuſtellen, das ſich ſelber in Bewegung halte und nicht auslaufe. Ueberdies ſchämte er ſich jetzt der Schwäche, die er heute Mittag dem alten Schloſſermeiſter gegenüber gezeigt; der Vater ſollte wenigſtens ſehen, daß er nicht lange Zeit gebraucht, um darüber Herr zu werden, und das würde ihn, wie er recht gut wußte, freuen.

So nahm er denn das kleine Kunſtwerk auf und ging damit zu den Eltern hinüber, fand auch den Vater, obgleich es ſchon ſtark auf den Abend zuhielt, noch ſcharf bei ſeiner Arbeit.

„Holla, Fritz, was bringſt Du da?"

„Das perpetuum mobile, Vater. Ihr wolltet es ja gern einmal ſehen, und ich muß es jetzt wieder dem Eigenthümer hintragen."

„Hm," ſagte der Alte, der nur einen flüchtigen Blick auf das Kunſtwerk warf, während die Uebrigen darum herdrängten. Sein Auge flog forſchend über die Züge des Sohnes, und wie damit befriedigt, fuhr er fort: „Bravo, mein Junge, Du haſt den ſchwarzen Rock und damit eine ganze Menge anderer Dinge wieder ausgezogen, und das freut mich, freut mich von Herzen! Geh' nur damit in die Stube — laß die Pfoten davon, Karl, Du mußt doch gleich Alles betaſten. Setz' es nur drinnen hin, Fritz, ich komme gleich nach."

„Iſt die Mutter drin?"

„Ja, ich glaube; ſie war vorhin ausgegangen, iſt aber wieder zurück. Weiß der Henker, was ſie hat! Vorhin wurde ſie doch auf einmal unwohl, aber es muß wohl wieder vorüber ſein."

Fritz ging in die Stube und fand zu ſeinem Erſtaunen die Mutter, die er ſonſt nie ohne irgend eine Arbeit traf, wie in tiefen Gedanken auf und ab gehen. Wie ſie ihn erkannte, blieb ſie ſtehen, und während ſie ihn anſah, traten ihr die Thränen in die Augen.

„Guten Abend, Mutter!" ſagte Fritz, indem er das Mitgebrachte auf den Tiſch ſtellte. „Ich wollte Dir hier einmal die kleine Maſchine zei-

gen, von der ich Euch neulich erzählt. Es ist wirklich eine Art von Kunstwerk."

„Fritz, mein armer, armer Fritz!" sagte die Frau, ohne einen Blick darauf zu werfen, indem sie auf ihn zuging, seine beiden Hände ergriff und ihm voll und traurig in die Augen schaute.

„Hat Dir der Vater erzählt?" sagte der junge Mann scheu und leise.

„Alles, Alles," nickte die Frau; „o, das stolze, hochmüthige Ding — und wenn sie wüßte, was sie an Dir hätte!"

„Liebe Mutter," lächelte Fritz verlegen, denn er hätte sich dieses neue Aufreißen der kaum geschlossenen Wunde lieber erspart, „ich glaube, sie hat, wenn nicht liebevoll, doch sehr vernünftig gehandelt. Ich war ein wenig zu hastig — ich bin noch nichts — ich muß mir selber erst einen Namen, einen Wirkungskreis schaffen, — und wenn die Jahre auch für den Mann nicht so rasch dahinfliegen — ein junges Mädchen kann darauf nicht warten."

„Und Du vertheidigst sie noch?" sagte die Mutter. „O, Fritz, daß ich das Herzeleid erleben mußte!" Und ihr Gesicht in die Schürze bergend, sank sie auf einen Stuhl und schluchzte laut.

„Mutter," bat Fritz und ſchlang ſeinen Arm um ſie, „meine liebe, gute Mutter, aber ſo beruhige Dich doch; Du ſiehſt ja, daß ich gefaßt und wieder ruhig bin! Was iſt es denn auch weiter? Ich habe eben einen Korb bekommen, was ſich ſchon beſſere Männer gefallen laſſen mußten. Sieh', der Vater kommt jetzt herein — Du weißt, daß er die Thränen nicht leiden kann."

Die Frau ſtand auf, warf plötzlich ihre Arme um den Nacken des Sohnes, drückte einen Kuß auf ſeinen Mund und verließ dann durch die Küchenthür das Zimmer in demſelben Augenblick, als es der alte Baumann von der Werkſtätte aus betrat.

Fritz ſah ihr erſtaunt nach und konnte ſich gar nicht denken, weshalb ſich die Mutter gerade ſeine Abweiſung ſo furchtbar zu Herzen nahm. War es vielleicht deshalb, weil ſie gerade ihm zugeredet und ihn in ſeiner Liebe und der Hoffnung, die er darauf baute, beſtärkt hatte?

„Was hat nur die Mutter, Vater?" fragte er dieſen. „Sie weint, als ob ihr Herz brechen müſſe, daß mich Ottilie verſchmäht."

„Weiß der liebe Gott," erwiederte kopfſchüttelnd der Schloſſermeiſter, „was ihr in die Krone gefahren iſt! Aber ſie war ſchon den

ganzen Mittag ſo aufgeregt und unruhig, wie ich ſie noch nie geſehen habe — eigentlich ſeit die Müller zu uns kam, die allerdings genug ſchwatzt, um Einem den Kopf wirbelig zu machen. Aber laß ſie nur: ſie wird ſich ſchon wieder zufrieden geben, iſt ja ſonſt eine vernünftige, reſolute Frau. Und nun laß einmal ſehen, was Du mitgebracht haſt — ei, Du kleiner Schelm, willſt Du Deine naſeweiſen Finger davon laſſen!" — Der Ausruf galt der kleinen Elſe, die ſich, neugierig wie Kinder ſind, an die Maſchine gemacht hatte und mit ihren Fingerchen die Räder in Gang zu bringen ſuchte. — „Du wirſt dem Fritz die ganze Arbeit verderben; komm, Schatz, ſetz' Dich mit dem Vater her, und nun wollen wir uns die Sache einmal betrachten."

Damit nahm er die Kleine auf den Schooß und ließ ſich neben dem Tiſche nieder, wo ihm Fritz, der die Maſchine in Bewegung ſetzte, den Mechanismus erklärte.

Der alte Mann begriff das auch leicht genug, ſchüttelte aber doch dazu mit dem Kopf und ſagte: „Hübſch iſt das Ding, das läßt ſich nicht leugnen, auch ſinnreich erfunden und einfach ausgeführt; aber mir thut's immer leid, wenn ich ſolche Arbeiten ſehe und an die Zeit und Mühe denke,

die darauf verſchwendet wurde. Die Bewegung iſt da, aber die Kraft fehlt, um die Bewegung nutzbringend zu machen und Waſſer und Feuer bei unſeren Gewerken erſetzen zu können; und ſo lange wir die Kraft nicht hineinzulegen vermögen, bleibt die ganze Geſchichte doch immer weiter nichts als eine hübſche Spielerei."

„Aber auf Weiteres macht ſie ja auch keinen Anſpruch, Vater."

„Und wo willſt Du jetzt damit hin?"

„Zum alten Salomon, dem das Werk gehört, oder gehörte, denn er hat es, wie er mir ſagte, ſchon an einen Engländer, aber nur unter der Bedingung verkauft, daß es wieder vollkommen in Stand geſetzt würde. Das iſt jetzt geſchehen, und er möchte es gern ſo bald als möglich abliefern."

„Wo warſt Du heute den ganzen Nachmittag?"

„Draußen in Schloß Wendelsheim. Der junge Baron Benno iſt heute Morgen geſtorben; ich wollte ihn gern noch einmal ſehen."

„Wer iſt geſtorben?" fragte die Mutter, die in dieſem Augenblick wieder in's Zimmer trat und die letzten Worte gehört hatte.

„Der junge Benno von Wendelsheim, Mutter."

„Und Du warſt draußen bei ihm? Was hatteſt Du dort zu thun?“ fragte die Frau raſch.

„Ich bin oft bei ihm geweſen, Mutter, beſonders in der letzten Zeit, weil er ſelber große Freude an mechaniſchen Arbeiten fand, und ich ihm da oft aushelfen und ihn unterſtützen mußte. Es war ein herzensguter, junger Burſche, auch voll Geiſt und Leben, und ich hatte ihn recht lieb gewonnen. Jetzt iſt er todt,“ ſetzte er leiſe hinzu, „und ich kann Euch gar nicht ſagen, wie weh mir ſein Tod gethan hat. Aber willſt Du Dir nicht einmal die Maſchine betrachten, Mutter? Du wollteſt ſie ja gern ſehen, ehe ich ſie fortbrächte, und ich bin gerade damit unterwegs.“

Die Frau nickte ſtill und ſchweigend vor ſich hin und trat mit zum Tiſch; aber ihre Augen flogen über das Kunſtwerk hin und ſtarrten wie in's Leere.

„Siehſt Du, wie hübſch ſie arbeitet?“ ſagte Fritz. „Und ſo geht ſie, ohne je aufgezogen zu werden, ununterbrochen fort, Jahr aus, Jahr ein. Jedesmal, wenn die Kugel dieſen Punkt erreicht hat — aber Du achteſt ja gar nicht darauf, Mutter — fehlt Dir denn etwas?“

„Nein, mein Kind,“ verſetzte die Frau; „nur im Kopf ſummt es mir ſo ſonderbar, und — im

Herzen thut mir etwas weh. Aber nimm es nur fort, ich verstehe ja doch nichts davon und sehe nur, daß es hin und her geht."

Fritz mochte nicht weiter in sie dringen; er glaubte sicher, daß der heutige Vorfall bei Wittes sie so tief verletzt habe, und hütete sich deshalb wohl, noch einmal darauf zurückzukommen. Es wurde auch spät; im Zimmer fing es schon an zu dämmern, und der alte Salomon schloß immer, wie er recht gut wußte, sehr zeitig seinen Laden.

„Du willst fort, Fritz?"

„Ja, Vater, ich treffe den alten Mann sonst nicht mehr unten, und in seinem Hause weiß ich nicht Bescheid; auch sind die Wohnungen in der Judenstraße immer Abends fest verschlossen."

„Dann komm aber auf dem Rückweg wieder vor und bleib' den Abend bei uns — ich lasse nachher Bier holen. Was sitzest Du so allein zu Hause?"

„Ja, Vater, ich werde kommen," sagte der junge Mann, indem er die kleine Maschine wieder sorgfältig aufnahm — „also auf Wiedersehen, Mutter — Adieu, Else!" Und seine Mütze nehmend, verließ er die Stube und schritt auf die Straße hinaus.

Die Sonne mußte längst untergegangen sein,

denn hier und da wurden schon die Lichter in den Läden angezündet. Fritz schritt deshalb auch wacker aus, um nicht zu spät zu kommen und den ganzen Weg umsonst zu machen, schnitt durch ein paar kleine Seitenstraßen und erreichte endlich die Judengasse, durch welche er jetzt so rasch als irgend möglich vorwärts eilte. Ueber die kleine Maschine hatte er nur sein Tuch gedeckt, damit nichts daran geschehen konnte.

In der Erweiterung der Straße, die er jetzt betrat, sah er sich einen Officier entgegenkommen, der in seinem ganzen Gang und Wesen dem Lieutenant von Wendelsheim ähnelte; um sein Gesicht zu erkennen, war es aber noch zu weit und zu dunkel, und ehe er an ihn hinankommen konnte, bog derselbe plötzlich nach links ein und verschwand in dem Hof, der zu dem Hause des alten Salomon gehörte.

„Was, um Gottes willen, hat denn der Lieutenant noch so spät bei dem alten Mann zu thun," dachte Fritz, „und warum geht er nicht in den Laden — oder sollte der schon geschlossen sein? Dann seh' ich, daß ich den Eingang dort ebenfalls finde, mitnehmen möchte ich das schwere Ding doch nicht noch einmal."

Er hatte indessen das Haus fast erreicht und

ſah, daß der Laden wirklich ſchon geſchloſſen ſein mußte. Die Läden waren zu, ebenſo die Thür; aber jedenfalls befand ſich der alte Salomon noch im Innern, denn der Officier kam nicht wieder heraus.

War denn das wirklich Baron Wendelsheim geweſen, und ſchon ſo raſch vom Schloß zurückgekehrt — und ging gleich zu dem Juden, wo er doch nichts Anderes ſuchen konnte, als Geld zu borgen? Fritz ſchüttelte vor ſich hin mit dem Kopf und überlegte ſich eben, daß der Lieutenant gerade nicht beſonders erfreut ſein würde, wenn er ihn bei ſeinem Geldgeſchäft überraſchte; aber das ließ ſich jetzt nicht mehr ändern. Hätte er nicht das Werk bei ſich gehabt, wäre er vielleicht wieder umgekehrt.

Das Hofthor war noch offen, und gleich links hinein mußte auch die Thür zum Laden führen; er erinnerte ſich, daß Salomon einmal dort hinausgegangen war, als er ſich im Laden befand, um irgend etwas aus ſeiner Wohnung herunter zu holen.

Im Hofe war es faſt noch dunkler als auf der Straße, denn das hohe Nachbargebäude ſchloß ſelbſt den matten Widerſchein des weſtlichen Himmels ab; aber die Thür in dem helleren Ge-

bäude ließ ſich noch deutlich erkennen, und als Fritz näher darauf zutrat, bemerkte er, daß ſie nicht nur halb angelehnt, ſondern auch noch Licht im Innern war. Salomon war alſo noch drinnen, und ohne ſich lange zu beſinnen, griff der junge Baumann nach der Thür und wollte ſie eben öffnen, als plötzlich eine dunkle Geſtalt ihm dieſelbe aus der Hand riß, ihn bei Seite warf, daß er faſt geſtürzt wäre, und dann, ehe Fritz nur recht zur Beſinnung kommen konnte, mit wenigen Sätzen aus dem Hof verſchwand.

War das Salomon ſelber geweſen — oder vielleicht ein Dieb? Wie ihn nur der Gedanke durchzuckte, ſprang er der Geſtalt nach an das Hofthor und ſchrie in die menſchenleere Straße hinaus: Hülfe! Diebe! Haltet ihn! Er wäre auch ſelber nachgeſprungen, aber er ſah jetzt nicht einmal, ob ſich der Flüchtige nach links oder rechts gewandt hatte — und war es wirklich ein Dieb geweſen? Er mußte ſich ſelber überzeugen und lief deshalb in den Laden zurück.

Dort ſtellte er ſein Werk raſch auf einen Tiſch und wollte die Lampe aufgreifen, um ſelber nachzuſehen, als er vor ſich auf dem Boden einen lebloſen Körper lang ausgeſtreckt erkannte. Er hob ihn auf und hielt ſein Geſicht gegen das

Licht der Lampe — großer Gott, es war der alte Mann ſelber, mit Blut bedeckt — ermordet vielleicht von Räuberhänden! Aber hier konnte er nicht bleiben — er mußte Hülfe herbeirufen, nicht allein für den Ueberfallenen, ſondern auch um dem Mörder ſo raſch als möglich nachzuſetzen.

Er legte den unglücklichen alten Mann ſo ſanft als möglich wieder auf den Boden zurück und eilte dann auf das Haus zu, das er aber verſchloſſen fand. Salomon trug den Drücker dazu immer in ſeiner Taſche. Aber dort hielt er ſich nicht lange auf, klopfte nur heftig an, um die Bewohner aufmerkſam zu machen, und ſprang dann der Straße zu, um dort die Nachbarn zu alarmiren und Polizei herbeizurufen. Er war von Schreck und Entſetzen ſo verwirrt, daß er kaum ſelber wußte, was er that.

Mit flüchtigen Sätzen erreichte er auch das Hofthor und wollte eben hinaus auf die Straße ſpringen, als er ſich plötzlich von vier nervigen Fäuſten gefaßt und gehalten fühlte.

„Um Gottes willen," rief er, „der Mörder iſt entflohen — ruft Leute, die ihm nachſetzen!"

„Heda, mein Burſche, ich glaube nicht, daß er ſo weit fort iſt," ſchrie ihn da ein derber Burſche an. — „Haltet ihn feſt — geht ihm Eins

auf den Kopf, wenn er nicht ſtill iſt! Was iſt hier vorgefallen?" riefen die Anderen.

Fritz Baumann rang aus Leibeskräften, um ſich frei zu machen, denn durch den Irrthum entkam der wirkliche Thäter.

„Setzt nur nach!" rief er, als er ſah, daß das nicht möglich war, denn immer mehr Leute kamen herbeigeſtürmt und warfen ſich auf ihn. „Schickt Leute nach rechts und links die Straße hinunter — ein Mann iſt dort hinaus geflohen — er kann nicht groß ſein!"

„Na, Du wirſt ihn ſchon ſpäter noch genauer beſchreiben können!" rief ein corpulenter Burſche, ein Bierbrauer, der in der Nähe wohnte und mit herbeigeſprungen war, als er den Lärm hörte.

In dem Hauſe ſelber wurden unruhig hin und her fahrende Lichter ſichtbar. Baumann war in Verzweiflung.

„Aber Ihr könnt mich ja meinetwegen hier feſthalten, ſeht nur, daß Ihr den weggelaufenen Mörder fangt!"

„Mörder?" ſchrie eine Frau aus dem Fenſter in Todesangſt.

„Mörder?" wiederholten auch die Leute unten im Hof erſchreckt, und Einer ſchrie: „Mit der

Laterne hieher — kommt einmal her, Freund, leuchtet einmal hieher!"

Der Zuruf galt einem der ſchüchternen Nachbarn, der mit einer Laterne herausgekommen war, um zu ſehen, was vorgehe, und eben damit in dem Hofthor erſchien. Der Mann kam auch, wenngleich ein wenig ſcheu, in demſelben Augenblick mit der Laterne heran, als die Hausthür geöffnet wurde und ein Officier herausſprang.

„Was geht hier vor?" rief er, und Fritz erkannte zu ſeinem Erſtaunen den Lieutenant Wendelsheim, den er indeſſen ganz vergeſſen hatte. Ehe er ihn aber anreden konnte, rief Einer von denen, die ihn noch immer wie in einem Schraubſtock hielten, indem er die Laterne aufgriff und gegen Fritz Baumann anleuchtete:

„Mord! Bei Gott, ſeht, wie blutig der Kerl ausſieht!"

„Herr Baumann!" rief auch jetzt der Lieutenant erſchreckt. „Was iſt vorgefallen? Wie kommen Sie hieher?"

„Der alte Salomon liegt da drinnen ermordet," rief Fritz, „und mich haben die Menſchen gefaßt, während ſie den wirklichen Mörder entkommen ließen!"

„Salomon ermordet? Um Gottes willen, ein Licht!“

Oben an dem einen Fenſter wurde der Aufſchrei einer weiblichen Stimme gehört, und gleich darauf ſtürzte des alten Mannes Frau, an allen Gliedern zitternd, aus der Thür und dem Laden zu, aus dem ihr gellender Hülferuf gleich darauf ertönte.

Der Hof hatte ſich indeſſen mehr und mehr mit Menſchen gefüllt, und Alles drängte nach dem Laden. Wendelsheim aber fühlte, daß er hier, ſo lange noch keine Polizei eingetroffen war, die Leitung des Ganzen übernehmen müſſe, und deshalb der Thür zuſpringend, wies er die Maſſe zurück.

„Nur drei oder vier von Euch mögen eintreten,“ ſagte er, „Ihr Anderen wartet hier draußen. Iſt ſchon Jemand auf die Polizei gelaufen? Noch nicht? Schickt augenblicklich einen Boten dorthin ab; ich werde ſo lange hier bleiben. Sie, Freund,“ wandte er ſich dann an einen ordentlich ausſehenden Mann, der auch mit von der Straße hereingekommen war, „ſeien Sie ſo gut und faſſen Sie an der Thür Poſto, daß Niemand weiter eindrängt. Den jungen Mann

da könnt Ihr ruhig loslaſſen; ich glaube nicht, daß er den Mord begangen hat."

„Abwarten," ſagte der Bierbrauer, der nicht die geringſte Luſt hatte, ſich die eingefangene Beute entgehen zu laſſen. „Wovon iſt denn der Burſche ſo blutig geworden? Wenn wir ihn jetzt loslaſſen, iſt er in einer Viertelſtunde über alle Berge. Gebt einmal einen Strick her, daß wir ihm die Hände ein bischen zuſammenſchnüren können."

Wendelsheim hörte ſchon nicht mehr, was er ſprach, denn er war jetzt ebenfalls in den Laden geſprungen, um dort zu ſehen, was geſchehen ſei, und die alte Frau zu unterſtützen. — —

Den Nachmittag um fünf Uhr war der Staatsanwalt Witte, pünktlich wie in allen Dingen, draußen bei dem Major erſchienen, um mit dieſem und dem Rath die Sache der Frau Müller in Ordnung zu bringen. Er that das auch nicht etwa, wie Madame Müller ſelber vielleicht glauben mochte, allein in ihrem Intereſſe, auch nicht, um dem Major und dem langweiligen Rath Frühbach eine Unannehmlichkeit zu erſparen, ſondern einzig und allein ſeiner ſelbſt wegen. Was er nämlich ſchon ſeit einiger Zeit, eben nicht zu ſeiner Freude, vermuthet hatte, daß Ottilie eine ſtille Neigung zu dem jungen Wendelsheim hege,

hatte er in der Unterredung mit seiner Frau nur zu sehr bestätigt gefunden, es konnte ihm daran kein Zweifel bleiben, und hing die Frau Müller ihre Klage an die große Glocke, dann war des Geredes über die Familie Wendelsheim nachher auch kein Ende mehr.

Außerdem fühlte er sich fest davon überzeugt, daß die Frau an dem ihr von dem Major, nach Gott weiß welchen Combinationen, untergeschobenen Verbrechen vollkommen unschuldig sei. Es war bei dem alten Herrn nun einmal zur fixen Idee geworden, jenem früher aufgetauchten Gerücht, das er fest und bestimmt für eine Thatsache hielt, auf die Spur zu kommen, und je näher der Zeitpunkt rückte, wo er alle seine Hoffnungen sollte in nichts zerfließen sehen, desto eifriger wurde er darauf.

Er haßte den alten Baron von Wendelsheim — der ihm vielleicht nie etwas Anderes zu Leid gethan, als daß er einen Erben bekommen — von Grund seiner Seele, und immer in dem Wahn, daß er die Hand bei einem Betrug im Spiel gehabt, hielt er sich natürlich nur für schlecht und nichtswürdig behandelt. Daß er dabei kein Mittel unversucht ließ und scheute, um sein vorgestecktes Ziel zu erreichen, hatte er schon

wieder in dieſem Fall gründlich bewieſen, und es wurde deshalb wirklich Zeit, ihm ſeinen Standpunkt einmal klar zu machen. Konnte er doch auf ſolche Weiſe für ſich gar nichts erreichen, wohl aber die Familie Wendelsheim dermaßen in das Gerede der Leute bringen, daß lange Jahre dazu gehört hätten, um den Eindruck zu verwiſchen oder nur abzuſchwächen, und das war dem Staatsanwalt natürlich, wenn er ſich die Möglichkeit einer näheren Verbindung mit der Familie dachte, ſchon perſönlich nicht angenehm.

Beſonders ärgerte ſich Witte aber darüber, daß der Major auch den Rath Frühbach in die Angelegenheit gezogen hatte; denn deſſen Rednertalent kannte er aus dem Grunde und zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Rath ſchon in der ganzen verfloſſenen Woche von Haus zu Haus gegangen ſei, um das merkwürdige Erlebniß zu erzählen. Darin aber that er dem Rath unrecht, denn Frühbach dachte gar nicht daran, mit den Erlebniſſen jenes Morgens Staat zu machen. Er hatte mit keiner menſchlichen Seele darüber geſprochen, und ſelbſt als er den Major einmal wieder in der Zwiſchenzeit aufſuchte, kein Wort von der fatalen Angelegenheit erwähnt. Die Rolle, welche er ſelber dabei geſpielt, gefiel

ihm erſtens nicht, und dann eignete ſich der Gegenſtand auch nicht zu ſeiner gewöhnlichen Unterhaltung, indem dort in Vollmers wirklich etwas geſchehen war, er aber nur ſolche Scenen ſchilderte, in denen gar nichts paſſirte.

Der Staatsanwalt ärgerte ſich aber trotzdem darüber und betrat dieſesmal die Wohnung des Majors eben nicht in der beſten Laune. Er hätte aber trotzdem beinahe gelacht, als er das Zimmer öffnete und das Bild des Jammers ſah, das ſich hier entwickelte.

Der Major ſaß in ſeinem Lehnſtuhl, den Kopf verbunden und an dem einen Bein das Beinkleid aufgeſtreift, und vor ihm auf der Erde ſaß der Chriſtian, ebenfalls eingewickelt und mit dem kläglichſten Geſicht von der Welt, und rieb ihm Knie und Wade mit Kampherſpiritus ein, der einen penetranten Geruch im Zimmer verbreitete. Auf dem Sopha aber lag ausgeſtreckt, mit Kopfkiſſen und Decke, Frau von Bleßheim, und die alte Lieſe, einen rieſigen warmen Umſchlag auf der linken, feſt eingebundenen Backe, brachte ihr eben eine Taſſe des unvermeidlichen Camillenthees.

Zwiſchen den Allen aber ſaß Rath Frühbach auf einem Stuhl mitten in der Stube, einen dicken grauen Rock an und die Brille auf, die

Schnupftabaksdoſe in der linken Hand und in Gedanken eine Priſe nach der andern nehmend, ſo daß er ſchon auf dem, vorher mit weißem Sand beſtreuten Fußboden der Stube — der alten Lieſe ewiger Aerger — einen braunen Fleck niedergefallenen Tabaks gebildet hatte.

„Alle Wetter," rief der Staatsanwalt, als er in der Thür ſtehen blieb und ſich die Gruppe betrachtete, „das ſieht ja hier recht heiter und vergnügt aus, und der Jammer iſt wieder in allen Ecken los! Nun, Major, ich dächte, vor einigen Tagen wären Sie gut genug auf den Beinen geweſen! Wo fehlt's jetzt wieder?"

„Machen Sie um Gottes willen die Thür zu, Staatsanwalt," rief der Major, ohne die Frage gleich zu beantworten, denn bei dem Capitel nahm eine Erwiederung zu lange Zeit in Anſpruch; „es zieht hier herein, und ich kann den Tod davon haben!"

„Zieht? Wir haben ſechzehn Grad Wärme draußen," ſagte Witte, indem er gleichwohl dem Wunſch Folge leiſtete; „außerdem ſind alle Fenſter dicht geſchloſſen, und das ganze Zimmer riecht wie ein Schmetterlingskaſten. Es ſcheinen mir aber freilich lauter „Trauerfalter" darin zu ſtecken — complicirte Sammlung, das muß wahr

ſein! Herr Gott, da liegt ja auch die gnädige Frau, und die Lieſe hat wieder Zahnſchmerzen! Der Chriſtian ſcheint heute der einzige Geſunde."

„Ich? Ach, das Gott erbarm'!" ſtöhnte der Mann. „Hingeſetzt hab' ich mich hier, um dem Herrn Major das Bein einzureiben; aber wie ich wieder in die Höhe kommen will, weiß der Himmel! Ich muß mir das Kreuz verrenkt haben, denn das wird mit jedem Tag ärger."

„Und was fehlt Ihnen, Herr Rath?" fragte der Staatsanwalt, „denn ganz geſund können Sie doch unmöglich in dieſem Lazareth ſein."

„Geiſtige Ruhe, verehrter Freund," erwiederte Frühbach; „ſonſt, Dank dem Aepfelwein, den ich täglich trinke, und meiner ſteten Transſpiration, nichts. Aber Sie ſehen, ich habe mich pünktlich eingefunden."

„Sehr wacker von Ihnen. Und Sie, Major, liegen wieder auf der Kante?"

Er hatte eigentlich recht. In der neulichen Aufregung ſchien der alte Herr, deſſen Leiden überhaupt zum großen Theil nur eingebildet waren, ſeine ganze Krankheit vergeſſen oder wenigſtens für den Augenblick beurlaubt zu haben. Jetzt aber, nach dem letzten verzweifelten Verſuch, den er auch in der That als den letzten betrachten

mußte, hatte er es aufgegeben, ſein Ziel weiter zu verfolgen. Seine letzte Hoffnung war verſchwunden, und mit dem Aufhören der Erregung trat, wie nach allen ſolchen Fällen, die gewöhnliche Abmattung ein, ſo daß er ſich jetzt auf einmal kränker als je zu fühlen glaubte.

„Ja," ſtöhnte er, „und das wird auch wohl der letzte Ruck ſein, den die Krankheit thut; ich fühl's ſchon in den alten Knochen, lange kann das Elend nicht mehr dauern — o Gott! Chriſtian, Eſel — Er drückt mir ja den ganzen Knochen ein! Der Menſch arbeitet gerade ſo auf meinem Fleiſch herum, als ob er ein Pferd ſtriegelte. Setzen Sie ſich, Staatsanwalt — wenn ich Jemanden lange ſtehen ſehe, werde ich ganz nervös, denn ich fühle das Ziehen und Ausdehnen in meinen eigenen Gliedern."

„Und Sie wiſſen, weshalb ich komme?" ſagte der Staatsanwalt, indem er ſeinen Hut auf den Tiſch ſtellte und der Einladung Folge leiſtete.

„Ja," knurrte der Major, „der Rath da hat mir die ganze Geſchichte erzählt, und ich wollte, daß der Teufel die Madame Müller und den — hm, verdammt, wenn ich ſo einen Brief unterſchreibe!"

„Na, dann laſſen Sie's bleiben," ſagte der

Staatsanwalt, wieder von ſeinem Stuhl empor=fahrend; „mir kann's recht ſein, und nur Ihret=wegen bin ich herausgekommen. Alſo Gott be=fohlen, Major, möchte hier nicht länger ſtören!"

„So bleiben Sie nur in's drei Teufels Na=men ſitzen!" ſchrie der Major. „Herr Gott, ärgern Sie mir nicht auch noch die Galle an den Hals — man muß doch erſt über die Sache reden! Da, Chriſtian, das iſt genug, die Haut muß ja ſchon herunter ſein, und das brennt wie Gift — macht, daß Ihr hinaus kommt, wir haben mit einander zu reden!"

„Ja, macht, daß Ihr 'naus kommt," ſtöhnte der alte Gärtner, indem er ſich mit beiden Armen auf den Boden ſtützte; „mich reibt Niemand ein, ich bin immer eingerieben, und jetzt ſoll man ſich noch allein aufrichten, wo Einem das ganze Kreuz aus dem Geſchick iſt. Uff!" ſtöhnte er dabei und machte einen Verſuch, aufzuſtehen, der aber mißglückte.

„Gott ſoll Einen bewahren!" ſagte Witte, in=dem er auf den Mann zutrat und ihm unter den rechten Arm griff. „So, Freund, nun hebt Euch einmal — ohoi! Geht's?"

„Danke ſchönſtens, Herr Staatsanwalt," keuchte der Gärtner, der ſich jetzt mit Mühe auf

die Füße brachte, „der Herr vergelt's Ihnen! Wenn ich erſt einmal in die Höhe bin und wieder in Gang komme, bring' ich mich wenigſtens von der Stelle — wenn's nur nicht da hinten ſo ſtäche!"

Damit hinkte er, das linke Bein hinter ſich drein ſchleppend, aus dem Zimmer, und Witte ſah ihm nach, ſo lange er ihm mit den Augen folgen konnte. Nur erſt, als er die Thür wieder hinter ſich zugedrückt, ſagte er:

„Aber um des Himmels willen, Major, weshalb ſchicken Sie den Mann nicht in ein wirkliches Lazareth und nehmen ſich einen geſunden, kräftigen Menſchen, der Ihre Haus- und Gartenarbeit auch verrichten kann?"

„Geht nicht," knurrte der Major und ſchüttelte dabei mit dem Kopf; „halt ich nicht aus — kann keinen geſunden Menſchen um mich herum haben — geht mir wider die Natur. Ja, wenn ich nicht ſelbſt ſo elend wäre!"

Der Staatsanwalt, der kein weiteres Intereſſe bei der Sache hatte, ſah ſich im Zimmer um. Die Lieſe war auch mit ihrer Theekanne hinausgegangen, die Frau von Bleßheim lag nur noch auf dem Sopha und war krank, und es deshalb das Beſte, zur Sache zu kommen.

„Eigentlich," begann er, „haben wir gar nichts mehr mit einander zu reden, denn wenn Sie mir gleich von vornherein ſagen, daß Sie den Brief nicht unterſchreiben wollen, ſo läßt ſich vor der Hand nichts in der Sache thun, bis die Klage erſt einmal anhängig gemacht iſt."

„Aber auf was, zum Teufel, will denn die alte Hexe klagen?" rief der Major ärgerlich; „wir haben ihr ja nichts zu Leide gethan."

„Sie haben ihr weiter nichts gethan, als ſie beſchuldigt, ein Verbrechen begangen zu haben," ſagte der Staatsanwalt trocken, „und da ſie eine ſolche Verdächtigung nicht auf ſich ſitzen laſſen will, ſo werden Sie einfach aufgefordert werden, Ihre Beweiſe zu bringen."

„Aber wir haben keine," rief der Major, „als die moraliſche Ueberzeugung, daß ich im Recht bin und ihre ganze Geſchichte faul iſt."

„Eine moraliſche Ueberzeugung hat nur freilich vor dem Richter keinen Werth, Major, und Sie fallen damit gründlich ab. Aber vielleicht kann Ihnen der Rath Beweiſe bringen, da er, wie mir die Madame Müller erzählt hat, ſo entſchieden in der Sache vorgegangen iſt."

Rath Frühbach hatte wunderbarer Weiſe und ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit bis jetzt

kein Wort geſprochen und nur, in ſeine Gedanken vertieft, Tabak um ſich her geſtreut. Jetzt ſagte er: „Da fällt mir eine Geſchichte ein....“

„Lieber Rath,“ rief Witte, ihn rückſichtslos unterbrechend, „ich bin nicht hieher gekommen, um Ihre Geſchichten mit anzuhören, ſondern die Angelegenheit zum Abſchluß zu bringen. Hier iſt der Brief — und dabei nahm er das Papier aus der Taſche —, ich habe ihn kurz und bündig gehalten, und es ſteht nichts darin, was Sie nicht mit gutem Gewiſſen unterſchreiben können. Der Frau habe ich auch das Verſprechen abgenommen, das Document als vollkommen privatim zu betrachten; ſie wird es keinem andern Menſchen zeigen. Nun leſen Sie es durch und ſagen mir dann kurz und bündig, ob Sie damit die fatale Sache erledigen wollen oder nicht. Weiteres Reden iſt vollkommen unnütz, und ich habe auch keine Zeit dazu.“

„Sie laſſen Einen auch wirklich gar nicht zu Worte kommen, lieber Staatsanwalt,“ meinte der Rath und nahm eine Doppelpriſe. „Wie kann man denn in einer ſo wichtigen Sache einen Beſchluß faſſen, wenn man ſich nicht erſt gehörig darüber ausgeſprochen hat?“

„Ich dächte, Sie hätten da draußen gerade

genug gesprochen," nickte der Staatsanwalt, „und ich begreife Sie wirklich nicht, Major, wie ein sonst so ruhiger, vernünftiger Mann so seine Leidenschaft kann mit sich durchgehen lassen und in's Blaue hineinrasen."

„Ich habe ja gar kein Wort gesagt!" rief der Major; „der Rath war aber nicht zu halten und behauptete nur immer, wenn man es ihr auf den Kopf zusage, würde sie augenblicklich gestehen."

„In Schwerin hatten wir einen ganz ähnlichen Fall, und gerade durch meine Geistesgegenwart...."

„Haben Sie sich hier so in die Patsche geritten," sagte der Staatsanwalt, der fest entschlossen schien, dem unglücklichen Manne jedesmal die Rede abzuschneiden, „daß Sie Vorspann brauchen, um wieder herauszukommen. Den bringe ich Ihnen jetzt; da, lesen Sie den Brief und seien Sie froh, wenn Sie so durchschlüpfen; denn wenn die etwas cholerische Frau wirklich klagt, so dürfen Sie sich auf eine Scene vor den Geschworenen gefaßt machen, an die Sie nachher ihr ganzes Leben zurückzudenken haben. Ueberfüllte Tribünen garantire ich Ihnen jedenfalls."

Der Rath nahm den Brief und las ihn. Er

war in der That in der mildeſten Form abgefaßt und führte die ganze Sache auf ein Mißverſtändniß oder einen Irrthum zurück. Die beiden Herren erklärten nur zum Schluſſe ihr Bedauern, die Frau unverdienter Weiſe vielleicht durch irgend ein Wort gekränkt zu haben, und baten ſie, ihrer in Zukunft wieder freundlich zu gedenken, wie ſie ſich ſelber mit aufrichtiger Hochachtung zeichneten ꝛc.

Der Rath kratzte ſich hinter dem Ohr, reichte aber den Brief dem Major hinüber und ſagte dabei: „Du lieber Himmel, das könnte man allenfalls einer Frau gegenüber unterzeichnen, nur um aus der unangenehmen Sache herauszukommen!“

Der Major hatte ſich indeſſen das Bild mit dem Geſchworenengericht, das ihm der Staatsanwalt entrollte, ausgemalt, und er würde lieber tauſend Thaler gezahlt haben, als ſich einer ſolchen Blamage ausſetzen. Er, Major von Halſen, als Verklagter auf der Armenſünderbank, und die Madame Müller vor den Schranken, gegen ihn auftretend! Es war gut, daß der Rath in dem Augenblick nicht hören konnte, was er über ihn dachte, denn ihm allein verdankte er doch nur das Alles. Aber er las den Brief erſt einmal

flüchtig durch, dann noch einmal langsam und bedächtig, und der Staatsanwalt betrachtete ihn dabei mit triumphirenden Blicken. Er wußte jetzt, daß er ihn fest hatte und die Sache erledigen konnte.

„Na denn meinetwegen," sagte auch der alte Soldat endlich, indem er das Papier neben sich auf den Tisch warf; „geben Sie einmal Dinte und Feder von da drüben her, Rath — die Dinte wird wohl eingetrocknet sein, dort auf dem Ofen steht noch eine kleine Flasche. Wenn sich der alte Drache damit beruhigen will, mir kann's recht sein; aber meinen Hals möcht' ich zum Pfand einsetzen, daß sie die Lumperei doch begangen hat. Sie sollten nur das Bild von ihrer Tochter sehen, Staatsanwalt, das über ihrem Sopha in Vollmers hängt, ob das nicht das leibhafte Conterfei der Wendelsheim'schen Familie ist — jeder Zug, während der Lieutenant von Wendelsheim auch nicht die Spur von Aehnlichkeit mit dem alten Baron hat — nicht die Spur, sage ich Ihnen."

„Aber das sind Alles keine Hauptbeweise, lieber Freund, und könnten nur vielleicht als Nebenbeweise in's Gewicht fallen. Eine solche Aehnlichkeit täuscht und ist oft nur zufällig, denn sie

hängt von uns unbekannten Urſachen ab. Damit kommen Sie alſo nicht vom Fleck, und ſeien Sie ſo gut und machen Sie die Sache kurz, denn es wird ſchon dunkel und ich muß nach Hauſe."

Der Major ſah noch einen Augenblick ſtill und verbiſſen vor ſich nieder; endlich ſagte er: „Na, mein lieber Rath, Sie nehme ich einmal wieder auf eine Entdeckungsreiſe mit!" griff dann die Feder auf, tunkte ſie ein und ſchrieb ſeinen Namen unter das Document; dann ſchob er es dem Rath hin, und dieſer, ohne ſich länger zu ſträuben, unterzeichnete ebenfalls.

„So," ſagte der Staatsanwalt, der die beiden Herren indeſſen ſchweigend beobachtet hatte, „das war jedenfalls das Geſcheidteſte, was Sie thun konnten, und ich hoffe die ganze Geſchichte damit beizulegen. Wenn Sie aber meinem Rath noch folgen wollen, Major, ſo geben Sie jetzt Ihre Jagd auf und werden vernünftig, denn Sie müſſen das Nutzloſe derſelben doch nachgerade eingeſehen haben. Wäre wirklich in jener Zeit etwas dem Aehnliches in der Familie Wendelsheim vorgegangen, wie Sie vermuthen, ſo haben es die Jahre jetzt verwiſcht. Aber Alles, auf das Sie nur Ihren böſen Verdacht gründen, iſt leere Vermuthung, oder, noch ſchlimmer, ekelhaftes

Weibergeſchwätz vergangener Jahre, und Sie können Ihrem Gott danken, daß dieſe Sache hier nicht dem alten Baron zu Ohren gekommen iſt; er hätte Sie wahrhaftig nicht ſo leicht durchgelaſſen. Doch nun Gott befohlen, meine Herren! Ich habe mich hier länger aufgehalten, als ich wollte. Was fehlt denn eigentlich der Frau von Bleßheim auf dem Sopha?"

„Ach, nichts," ſagte der Major mürriſch; „ſie bildet ſich immer ein, daß ſie krank iſt."

„Und Du wohl nicht?" rief die Dame, ſich plötzlich ſehr lebhaft aus ihrer liegenden Stellung aufrichtend. „Man muß ja allein ſchon davon krank werden, wenn man das ewige Gejammer mit anhört!"

„Na, wünſche allerſeits einen recht angenehmen Abend!" ſagte der Staatsanwalt, vergnügt, aus der Geſellſchaft fortzukommen, und ſeinen Hut ſchwenkend, ſchritt er in die ſchon dämmernde Straße hinaus.

Es war in der That ſpäter geworden, als er gedacht, und er ging raſch den Weg hinab, der nach der Stadt zu führte; dabei zuckten ihm aber doch die letzten Reden des Majors durch den Kopf, beſonders was derſelbe von der Aehnlichkeit geſagt. Darin hatte der alte Major recht: der

Lieutenant von Wendelsheim glich ſeinem Vater, was das Aeußere betraf, auch mit keiner Miene; er war erſtlich kleiner als der alte Baron, und ſeine Züge, ſeine ganzen Bewegungen trugen einen entſchieden andern Charakter. Aber was wollte das ſagen? Wie oft kam das in der Welt vor, und konnte nicht einmal gegründete Urſache zu einem Verdacht, viel weniger denn zu einer Klage geben! Merkwürdig blieb es freilich immer, und der Staatsanwalt grübelte auf dem ganzen Weg darüber nach, daß wieder der zweite Sohn ſo entſchieden die Züge der Eltern trug, und dadurch auch ſeinem Bruder nicht im geringſten ähnelte.

Aber mit all' ſolchem Nachgrübeln gelangt man natürlich zu keinem Reſultat. Ob das Bild in der Stube der Frau Müller der Wendelsheim'ſchen Familie mehr glich als der Lieutenant, war ziemlich einerlei; deshalb blieb der Letztere doch der Sohn und Erbe, und mit dieſer Schlußfolgerung betrat der Staatsanwalt wieder die eigentlichen Straßen der Stadt und ſchritt unwillkürlich etwas nach links hinüber, um ſeinen Weg nach Hauſe ſo viel als möglich abzukürzen. Es dunkelte allerdings ſchon ſtark, aber wenn er die Seitenſtraßen benutzte, kam er doch

wohl noch bei Zeiten nach Hauſe, um einige nothwendige Briefe zu unterzeichnen und vor Poſtſchluß zu befördern.

Den kürzeſten Weg hatte er durch die Judengaſſe, und wenn das auch gerade kein Platz war, den man Abends gern paſſirte, weil das Ausſchütten von Gefäßen aus den Fenſtern dort nur allzu häufig geſchah, ſchien er dieſer Gefahr doch heute Abend trotzen zu wollen, oder dachte auch vielleicht nicht einmal daran. Er bog ohne Weiteres in die Straße ein, hatte aber erſt wenige Schritte darin gethan, als er einzelne Menſchen raſch an ſich vorüberſpringen und einem beſtimmten Hauſe zueilen ſah, vor deſſen Thür ſie ſich ſammelten oder in den Hof eindrängten.

„Was iſt denn hier geſchehen oder was giebt's zu ſehen?" fragte er einen der Leute, der eben dort wieder herauskam und über die Straße wollte.

„Sie haben den alten Salomon todtgeſchlagen," ſagte der Mann und ſprang in das nächſte Haus, um noch eine Laterne zu holen.

„Du lieber Gott," ſeufzte Witte, denn er kannte den alten Mann recht gut und hatte ſchon oft ſelber mit ihm zu thun gehabt — „das iſt ja ſchrecklich!" Und raſch trat er mit in den Hof

hinein, wo er zu der Stelle kam, an welcher die Nachbarn den jungen Baumann hielten und eben dabei waren, ihm die Hände auf den Rücken zu ſchnüren.

„Wen habt Ihr denn da, Ihr Leute?“ fragte der Staatsanwalt, indem er zu ihnen trat, aber in der Dunkelheit nicht gleich die Züge der Einzelnen erkennen konnte.

„Den Halunken, der den alten Mann todtgeſchlagen hat, und eben auskneifen wollte, als er mir in die Finger lief.“

Unwillkürlich nahm der Staatsanwalt dem Nächſten die Laterne ab und leuchtete damit dem vermutheten Verbrecher in's Geſicht.

„Herr Baumann!“ rief er aber auch ſchon im nächſten Augenblick ordentlich entſetzt aus. „Das iſt doch nicht möglich!“

„Sind Sie von der Polizei?“ fragte ihn einer der Umſtehenden.

„Nein, aber ich gehöre mit zu dem Fach — ich bin der Staatsanwalt.“

„Na, dann gehen Sie lieber mit in den Laden hinein, wo der alte Salomon liegt, bis ein Actuar oder ſonſt wer kommt,“ ſagte der Mann wieder.

„Aber, um Gottes willen, Herr Baumann, wie kommen Sie in dieſe Lage?“

„Ich hoffe doch nicht,“ ſagte Fritz, der todtenbleich geworden war, „daß Sie mich eines ſolchen Verbrechens fähig halten?“

„Nein, gewiß nicht!“ rief Witte ſchnell.

„So, und weshalb wollte er denn da ausreißen und iſt über und über blutig, he? — Ruhe, mein Burſche, das bitte ich mir aus; ob Du ſchuldig oder unſchuldig biſt, wird dann wohl die Polizei aus Dir herausdrücken, darauf verlaß Dich! Und jetzt machen Sie, daß Sie hineinkommen, damit Alles ordentlich zugeht! Es iſt Niemand drin, wie ein Officier, und die wiſſen ſich bei ſolchen Geſchichten gewöhnlich nicht zu helfen.“

Das war allerdings richtig. Witte konnte auch hier im Augenblick, mit den näheren Umſtänden gar nicht bekannt, nichts helfen, und mußte den jungen Mann vor der Hand ſeinem Schickſal überlaſſen. Die Unterſuchung ſtellte ja doch bald heraus, ob er ſchuldig wäre oder nicht.

## 9.

## Die Unterſuchung.

Als der Staatsanwalt Witte den düſtern, unheimlichen Raum betrat, bemerkte er nur eine Anzahl dunkler Geſtalten, die um einen auf dem Boden liegenden Gegenſtand geſchaart waren und von dem ungewiſſen Licht der Lampe mehr ſichtbar gemacht als beleuchtet wurden. Mit dem Fuße ſtieß er dabei an einen klirrenden Körper, der am Boden lag, und als er ihn aufhob, fand er, daß es ein Sack mit Geld ſei, den der Mörder hier jedenfalls auf der Flucht zurückgelaſſen. Die erſte Perſon, die er, allerdings zu ſeinem Erſtaunen, erkannte, war der Baron von Wendelsheim; denn er begriff nicht recht, wie dieſer Abends noch ſo ſpät in die Judengaſſe kam, wenn ihn nicht auch vielleicht, wie ihn ſelber,

der Zufall hier vorbeigeführt. Aber es war jetzt wahrlich keine Zeit dazu, um ſolche Betrachtungen anzuſtellen, und der Staatsanwalt, den gefundenen Beutel auf den Ladentiſch ſtellend, trat näher zu der Gruppe, um vor allen Dingen den Zuſtand des gefallenen Opfers zu unterſuchen.

„Ah, Herr Staatsanwalt," rief Wendelsheim, als er ihn erkannte, „ein Glück, daß Sie kommen — hier iſt ein ſchändliches Verbrechen verübt worden!"

Auf dem ausgeſtreckten Körper des alten Mannes lag, anſcheinend leblos, eine weibliche Geſtalt.

„Was iſt das?" ſagte Witte. „Sind Beide ermordet worden?"

„Es iſt des alten Salomon Frau; ſie muß ohnmächtig geworden ſein — Urſache genug, wahrhaftig, bei ſolchem Anblick!"

„Iſt der alte Mann todt?"

„Jedenfalls. Er hat zwei furchtbare Wunden am Kopf."

„Hätten wir nicht beſſer die Frau fort und in ihre Wohnung geſchafft, wo ſie die nöthige Pflege finden kann? Nach Polizei iſt doch geſchickt?"

„Gewiß — faßt an, Ihr Leute, aber vorſich-

tig, und tragt die arme Frau drüben die Treppe hinauf; ich werde Euch den Weg zeigen — o, da kommt noch eine Laterne! Ich bin gleich wieder bei Ihnen, Herr Staatsanwalt."

Es fiel Witte wohl auf, daß der Lieutenant so bekannt in dem Hause schien, aber er achtete doch nicht weiter darauf. In diesem Augenblick, und gerade als die Leute die in der That ohnmächtig gewordene alte Frau nach oben trugen, langte die Polizei an: ein Actuar, zwei Polizisten und zwei Gensdarmen. Der Actuar schien auch die Sache richtig zu behandeln. Der Gefangene, da er doch gebunden war und nicht entwischen konnte, wurde einem der Gensdarmen übergeben und der andere an das Hofthor postirt, um die Neugierigen abzuhalten, denn die Straße war schon mit Menschen angefüllt. Hatte sich doch das Gerücht, daß der alte Salomon ermordet sei, wie ein Lauffeuer durch die ganze Judengasse und den benachbarten Stadttheil verbreitet! Dann wurde der Hof von allen nicht hinein gehörenden Personen gesäubert und nur ein paar noch zur Aufsicht des Gefangenen zurückbehalten, wenn dieser ja einen verzweifelten Fluchtversuch machen sollte. Jetzt verhielt er sich

freilich vollkommen ruhig, aber man weiß nicht — ſolche Leute paſſen manchmal ihre Zeit ab.

Eben ſo bedeutete der Actuar auch alle ſolche, welche Näheres über die That anzugeben wüßten oder vermutheten, draußen auf der Straße und in der Nähe zu bleiben, um nachher ihr Zeugniß abzulegen. Dann gingen ſie — es waren jetzt nur noch der Actuar, die beiden Polizeidiener, der Staatsanwalt und Lieutenant von Wendelsheim — in den Laden zurück, um die Wunden des alten Mannes ſelber zu unterſuchen. Der Actuar hatte übrigens auch ſchon nach dem Polizei-Arzt geſchickt, der jeden Augenblick eintreffen konnte.

Der einzige Menſch, der wirklich Näheres über den Ueberfall wußte, ſtand draußen gebunden unter Gensdarmerie-Bewachung.

Salomon lag auf dem Rücken, den rechten Arm noch wie zum Schutz gegen die wahrſcheinlich nach ihm geführten Schläge vorgeſtreckt. Er war aber mit Blut ordentlich überdeckt, und ſein Kopf zeigte, als der Actuar mit der Lampe hinabreichte, zwei klaffende Wunden, aber ſchon mit geronnenem Blute überklebt, ſo daß man ihre Tiefe nicht gut erkennen konnte. Die Un-

terſuchung derſelben mußte aufgeſpart werden, bis der Arzt kam.

Wendelsheim fühlte indeſſen ſeinen Puls, aber dort war kein Leben erkennbar, und die Hand ſelbſt kalt und krampfhaft geballt: auch ein Heben der allerdings noch warmen Bruſt ließ ſich nicht unterſcheiden.

„Armer Salomon," ſagte der Actuar, indem er ſich kopfſchüttelnd aufrichtete — „ſchade um ihn, es war ein braver, rechtſchaffener Menſch, und verwünſcht viel beſſer als tauſend Andere, die ſich Chriſten nennen! Aber wir können jetzt nichts thun, meine Herren, als ihn liegen laſſen, bis der Arzt kommt, indeſſen aber den Laden unterſuchen — möglich ja doch, daß wir etwas finden, was der oder die Mörder zurückgelaſſen haben, um dadurch auf ſeine Spur zu kommen. Möchte einer von den Herren wohl ſo freundlich ſein und die Lampe nehmen?"

Der Staatsanwalt machte den Actuar jetzt auf den Geldſack aufmerkſam, den er an der Thür gefunden; es waren noch Blutſpuren daran, und jedenfalls mußte der Mörder geſtört ſein, daß er den im Stiche gelaſſen. Der eiſerne Geldſchrank ſtand offen; was daraus geraubt worden, konnte man natürlich nicht wiſſen. Der

Actuar ſtellte den Beutel wieder in den Schrank und verſchloß ihn.

Sie unterſuchten jetzt den Boden und fanden dicht vor dem Schrank die erſten Blutſpuren. Der Angriff hatte dort jedenfalls begonnen und der alte Mann ſich wohl gewehrt. Dort machte der Ladentiſch eine kleine Biegung, um die herum das Opfer wahrſcheinlich nach der Thür flüchten wollte, als es den zweiten Schlag erhielt und zu Boden taumelte.

Eine Waffe oder irgend ein Inſtrument, mit welchem die Streiche verſetzt ſein konnten, fand ſich nirgends, eben ſo wenig irgend ein anderer Gegenſtand, der einem Fremden gehört haben konnte. Nur ein Taſchentuch lag vorn im Laden am Boden, das in der Ecke die mit Roth gezeichneten Buchſtaben F. B. trug. Der Actuar ſteckte es in die Taſche.

Beim Herumleuchten bemerkten ſie noch eine geöffnete Schublade, an der aber von außen der Schlüſſel ſteckte; ſie enthielt mehrere Gold- und Silberſachen. Es war möglich, daß der oder die Diebe gewußt hatten, wo ſich werthvolle Gegenſtände befanden, und auch daraus geraubt haben konnten. Das ließ ſich vielleicht durch Salo-

mon's Frau conſtatiren, wenn ſie ſich wieder erholen würde; heute Abend wohl kaum mehr.

In dieſem Augenblick trat der erwartete Polizei-Arzt ein und unterſuchte den Körper des Erſchlagenen; aber es war hier unten nicht viel zu machen. Er glaubte noch Leben zu erkennen, aber ſo ſchwach, daß es auch jeden Moment wieder ſchwinden konnte, und wünſchte deshalb, denſelben hinauf in ſeine Wohnung geſchafft und auf ein Bett gelegt zu haben. Dort ſollte dann auch in Gegenwart der Leiche das erſte Verhör ſtattfinden.

Der Actuar ging jetzt hinaus an das Hofthor, vor dem die Menſchen noch immer dicht gedrängt ſtanden, und forderte Einzelne, die Näheres über das Verbrechen anzugeben wüßten, auf, hereinzukommen. Es meldeten ſich aber nur zwei oder drei, die „etwas geſehen haben wollten." Sie wurden herein beordert und dann gleich mit dazu verwandt, um den lebloſen Körper des alten Mannes nach oben zu tragen.

Der Lieutenant, der zurückgekehrt war, nahm wieder die Leitung, und während er langſam mit der Lampe voranging, verſchloß der Actuar zuerſt die Ladenthür und ließ dann noch einen Augenblick den Zug halten, um zuerſt einen

Streifen Papier über das Schloß zu siegeln, damit Niemand den Platz betrete, bevor morgen, mit Tageslicht, eine genaue Unterſuchung desſelben ſtattgefunden hätte.

Wie ſtill und friedlich, wie wohnlich, ja, faſt patriarchaliſch hatte ſonſt die Behauſung des alten Salomon ausgeſehen, und wie traurig verändert lag ſie heute! Fremde, rauhe Geſtalten drängten die Treppe hinauf und Tod und blutige Verwüſtung ſchienen ihre Fährten in das Heiligthum eingedrückt zu haben. Es war auch faſt, als ob die alte Dienerin des Hauſes, die oben an der Treppe mit verweinten Augen ſtand, den vielen Fremden den Eintritt wehren wollte — aber brachten ſie nicht ihren armen Herrn? Und dann ſah ſie auch die gefürchteten rothen Kragen der Polizei, gegen die ſie am wenigſten gewagt haben würde, einen Widerſtand zu leiſten.

Jetzt hatten die Träger den oberen Rand der Treppe erreicht, und Witte, der dicht hinter ihnen folgte, ſah ſtaunend auf, als ein bildſchönes Mädchen, die ſchwarzen Locken gelöſt, das Antlitz marmorbleich, auf die Träger zuſtürzte und im erſten Moment ſich auf den alten Mann werfen wollte. Aber faſt gewaltſam hielt ſie ſich zurück, ihre großen dunklen Augen hingen an dem Gräßlichen,

ihre kleine, weiße Hand war feſt auf dem Herzen geballt; aber ſie ſagte kein Wort, durch keine Bewegung hinderte ſie den Fortgang der Leute, und das Licht aus der Hand der Magd nehmend, winkte ſie ihnen nur, ihr zu folgen.

„Alle Wetter, wer iſt das?" flüſterte der Actuar dem neben ihm ſtehenden Staatsanwalt zu. „Das war ja ein bildſchönes Mädchen, und der Lieutenant ſcheint hier ſehr bekannt im Hauſe zu ſein!"

„Wahrſcheinlich die Tochter des alten Salomon," nickte der Staatsanwalt, der die letzte Bemerkung ebenfalls gemacht hatte; „ich weiß, daß er eine Tochter hat, habe ſie aber noch nie vorher geſehen."

„Mir iſt nie etwas Schöneres vorgekommen...."

„Es muß in der That außergewöhnlich ſein, wenn ſich ſelbſt die Polizei davon ergriffen fühlt," bemerkte der Staatsanwalt trocken — „aber da ſind wir. Wie elegant das hier ausſieht! Ich hätte wahrlich nicht gedacht, im Judenviertel ſolch ein Haus zu finden, beſonders wenn man dieſe alten, rauchgeſchwärzten Gebäude von außen anſieht!"

Die Träger folgten ihrer bleichen Führerin

in ein Seitenzimmer, wie es ſchien, das eigentliche Schlafgemach des alten Mannes, neben dem der Arzt noch immer herging und ſeinen Kopf unterſtützte. Dort winkte ſie, ihn auf das Bett zu legen.

„Möchten Sie nicht vielleicht eine alte Decke unterlegen," bemerkte der Arzt, als er das ſchneeweiße Linnen ſah, „wir werden Alles mit Blut beflecken."

„Nein," hauchte die Tochter. — Es war das erſte Wort, das ſie ſprach. — „O, ſagen Sie mir um Gottes willen, ob er todt iſt?"

„Ich glaube nicht, mein Fräulein," erwiederte der Arzt theilnehmend dem ungeheuern Schmerz gegenüber, der in den Worten lag. „Ich kann Ihnen freilich für nichts ſtehen, denn ich habe die Wunden noch nicht unterſucht, aber noch ſcheint Leben in ihm zu ſein, wenn auch vielleicht nur ein Funken. Es ſoll gewiß Alles geſchehen, was in menſchlichen Kräften ſteht, um ihn, wenn irgend möglich, zu retten. Machen Sie ſich aber auf das Schlimmſte gefaßt; das Reſultat kann kein Menſch vorher beſtimmen."

„Hat ſich Ihre Frau Mutter wieder erholt?" fragte der Staatsanwalt jetzt, der ihr unwill-

kürlich näher getreten war. „Der plötzliche Schreck machte eine Ohnmacht ja natürlich."

„Ich danke Ihnen," ſagte Rebekka leiſe, „ſie iſt wieder erwacht — o, dieſer entſetzliche Abend!"

„Und haben Sie keine Vermuthung, wer der Thäter ſein könne?" fragte der Actuar wieder.

„Keine," hauchte das junge Mädchen, traurig mit dem Kopf ſchüttelnd; „mein Vater war ja ſo gut und brav, er hat keinem Menſchen je ein Leides gethan — ſie haben ihn nur berauben wollen."

„Und wiſſen Sie nicht, ob in letzter Zeit vielleicht irgend Jemand häufiger als ſonſt in den Laden gekommen wäre?"

„Ich betrete den Laden nie oder doch nur ſo ſelten, daß ich es nicht weiß. Selbſt die Mutter kommt nicht hinunter."

„Hm — nun, wie ſteht es, Doctor?"

„Dürfte ich um etwas lauwarmes Waſſer und einen Schwamm bitten?"

Es wurde raſch gebracht, und der Arzt ging jetzt daran, die Wunden ſorgſam auszuwaſchen und zu unterſuchen.

Wendelsheim hatte indeſſen leiſe mit Rebekka geſprochen und ſie gebeten, das Zimmer zu verlaſſen. Er ſelber glaubte feſt, daß der alte Mann

todt ſei, und wollte ihr wenigſtens den Schmerz der unmittelbaren Entdeckung erſparen. Rebekka weigerte ſich aber; ſie wollte das Entſetzliche ſelber hören — ſie war gefaßt, wie ſie ſagte, und fürchtete keine Schwäche.

Staatsanwalt Witte beobachtete Beide ſcharf, während ſie mit einander ſprachen, und es hätte auch wahrlich nicht des Auges eines Juriſten bedurft, um zu ſehen, mit wie liebevoller Theilnahme des Barons Blick an den Zügen des Mädchens hing, wie vertrauend, wie gut ſie zu ihm aufſah. Der Actuar glaubte aber ſeine Zeit indeſſen nicht unnütz verſäumen zu dürfen, und ſich im Zimmer umſchauend, bemerkte er bald einen Tiſch, auf welchem ein Schreibzeug ſtand — Papier wie alles Nöthige führte er überdies bei ſich —, und er befahl jetzt, den Gefangenen herauf zu führen, und ließ die Leute, die ſich als Zeugen gemeldet hatten, ebenfalls an die Thür treten. Um das Verhör kümmerte ſich der Arzt nicht, der ſich nur immer mit dem Verwundeten beſchäftigte, während ihm Rebekka hülfreiche Hand dabei leiſtete. Wohl ſchnürte es ihr das Herz zuſammen, und ſie mußte ſich ordentlich Gewalt anthun, um nicht in Klagen auszubrechen, als ſie die furchtbaren Wunden ſah, die

des Mörders Waffe dem Vater geſchlagen; aber kein Laut kam über ihre Lippen, und mit ſorgſamer, nicht einmal zitternder Hand wuſch ſie das Blut von dem theuern Haupt und küßte dann die bleiche, kalte Stirn.

Fritz Baumann wurde jetzt hereingeführt, und mit Entſetzen hingen des Mädchens Blicke an dem edlen, aber jetzt bleichen Antlitz des jungen Mannes. Das war der Mörder? O, um Gott, was hatte er ihm gethan, daß er die blutige Fauſt gegen den armen ſchwachen alten Mann erheben ſollte?

„Wer ſind Sie und wie heißen Sie?" fragte der Actuar, der ſich an ſeinem Tiſch feſtgeſetzt hatte und die Sache amtsmäßig zu betreiben begann.

„Mein Name iſt Friedrich Baumann," lautete die eben nicht ſehr freundlich gegebene Antwort; „ich bin Mechanikus in hieſiger Stadt."

„Schon einmal vor Gericht geſtanden?"

„Nein."

„Was hatten Sie heute Abend noch nach Dunkelwerden hier im Gehöft und im Laden des alten Salomon zu thun?"

„Ich habe ein Werk zurückgebracht, das ich für ihn reparirt hatte, fand aber den Laden ſchon

verſchloſſen und ſah nur eben noch in der Dämmerung, daß ein Officier vor mir den Hof betrat. Da ich demnach vermuthete, den alten Salomon noch im Laden zu finden, folgte ich ihm und fand auch die Ladenthür nur angelehnt und Licht im Innern. Wie ich aber den Platz eben betreten wollte, ſprang eine dunkle Geſtalt gegen mich an und floh zum Hofe hinaus. Ich hielt das Werk, das jetzt unten auf dem Tiſch ſteht, noch in der Hand und war auch in dem Moment zu überraſcht, um dem Flüchtigen gleich zu folgen, that aber dann, was ich für den Augenblick thun konnte. Im Laden ſah ich den unglücklichen alten Mann am Boden liegen, und das Schlimmſte fürchtend, ſprang ich hinaus, fand die Hausthür verſchloſſen, klopfte dort ſcharf an und ſprang dann vor das Thor, um Hülfe herbei zu holen, als ich von dieſen Männern gefaßt und gehalten und ſelber des Mordes beſchuldigt wurde."

„Und wie kommt das Blut an Ihre Hände und Kleider?"

„Ich wollte den Erſchlagenen aufrichten, fand aber bald, daß das unmöglich ſei."

„Iſt dies Ihr Tuch? Es trägt die Buchſtaben F. B."

„Ja; ich hatte es über das Werk gedeckt, und es mag im Hof herunter gefallen sein.“

„Es lag im Laden.“

„Auch das ist möglich.“

„Was für ein Werk war das, welches Sie brachten?“

„Ein mechanisches Kunstwerk, das ich reparirt hatte.“

„An der Thür lag ein Sack mit Geld; wie ist der dahin gekommen?“

„Das weiß ich nicht; ich habe ihn nicht gesehen.“

„Haben Sie etwas fallen hören, als jene dunkle Gestalt, wie Sie sagen, aus der Thür sprang?“

„Nein — ich erinnere mich wenigstens nicht; ich war zu sehr überrascht.“

Der Actuar ließ ihn bei Seite treten und fragte jetzt die verschiedenen Leute aus, was sie über den Fall wüßten. Das war allerdings sehr wenig. Einige wollten einen Hülferuf gehört haben und waren herbeigelaufen; Andere, die sie laufen sahen, schlossen sich ihnen an.

„Wer hatte um Hülfe gerufen?“ fragte der Actuar.

„Ich selber,“ erwiederte Baumann, „wie ich

jene dunkle Geſtalt davonſpringen ſah. Ich hoffte, dadurch ihm Begegnende aufmerkſam zu machen."

„Und weshalb liefen Sie nicht gleich ſelber hinter ihm drein? Ich dächte, Sie wären jung und ſtark genug dazu."

„Ich hatte das Werk unter dem Arm — es kam Alles ſo ſchnell — ich wußte ja auch damals noch nicht, ob wirklich ein Verbrechen verübt ſei, ja, im erſten Augenblick war es mir ſogar, als ob der Laufende der alte Salomon ſelber ſei."

„Sehr wahrſcheinlich," lächelte der Actuar verächtlich. „Und weshalb liefen Sie da ſelber davon?"

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich nicht gelaufen bin," erwiederte Baumann finſter; „ich wollte auf die Straße ſpringen, um Leute herbeizurufen, als. dieſe mich faßten und natürlich den Verbrecher entwiſchen ließen."

„Alſo Sie leugnen, weiter etwas von der That zu wiſſen?"

„Ich habe Ihnen Alles geſagt, was ich weiß, und bedauere, wenn Ihnen das nicht genügt."

„Schön. Gensdarmen, führen Sie den Gefangenen in das Polizeigebäude in Unterſuchungshaft — er ſoll eingeſchloſſen werden — ich komme gleich ſelber nach! Laſſen Sie ihn unterwegs

nicht entſpringen, und daß er mit Niemandem verkehrt oder ſich unterhält! Er wird auch vorher genau unterſucht, ob er keine Waffen oder ſonſt etwas Verdächtiges bei ſich trägt! Sind ihm die Hände noch feſt auf dem Rücken gebunden?"

„Die kriegt er nicht los, Herr Actuar."

„Gut — fort mit ihm; wir brauchen ihn heute hier nicht weiter."

„Aber Sie können mich doch wahrhaftig nicht nur auf einen ſo wahnſinnigen Verdacht hin einkerkern wollen!" rief Baumann, bei dem der Zorn auch jetzt die Oberhand gewann. „Stehen denn hier nicht Männer, die mich kennen? Herr Staatsanwalt Witte, Herr Lieutenant von Wendelsheim, können Sie glauben, daß ich eines ſolchen Verbrechens auch nur fähig wäre?"

„Nein, das glaube ich nicht," ſagte Witte.

„Ich ebenfalls nicht," fiel Wendelsheim ein.

„Meine Herren," ſagte der Actuar, „es thut mir leid, in dieſer Sache auf Ihren Glauben keine Rückſicht nehmen zu können. Die Perſon hier iſt unter verdächtigen Umſtänden angetroffen, und wir müſſen uns ihrer jedenfalls ſo lange verſichert halten, bis wir vollgültige Beweiſe ihrer Unſchuld finden."

„Aber ich habe den Hof nicht drei Minuten nach dem Lieutenant von Wendelsheim betreten — kaum zwei, wenn ſo viel — ich ſah ihn in den Hof gehen.“

„Haben Sie etwas von dem Herrn bemerkt, Herr Baron?“

„Ich muß geſtehen, daß ich mich gar nicht umgeſehen,“ ſagte der Lieutenant. „Ich erinnere mich, Jemanden in der Straße bemerkt zu haben, als ich in den Hof einbog, aber es war ſchon dunkel und ich achtete auch nicht darauf.“

„Und wie lange vor der Entdeckung des Mordes waren Sie im Hauſe?“

„Allerdings nur wenige Momente; als ich den Hülferuf hörte, hatte ich eben erſt das Zimmer betreten.“

„So? Na, das wird Alles die ſpätere Unterſuchung ergeben. Alſo paßt mir gut auf ihn auf! Schultze mag lieber noch mitgehen, falls etwas vorfallen ſollte oder vielleicht einige ſeiner Spießgeſellen Miene machten, ihn zu befreien.“

„Mein lieber Herr Baumann,“ ſagte der Staatsanwalt jetzt zu dem Gefangenen, „fügen Sie ſich vor der Hand in das Unvermeidliche, denn Ihre vorläufige Haft muß allerdings ſtattfinden; aber ich hoffe und bin feſt davon über-

zeugt, daß Sie genügende Beweiſe Ihrer Unſchuld beibringen werden. Ihre Haft wird in dem Fall nicht lange dauern, und ich erſuche Sie, Herr Actuar, dem Gefangenen jede Bequemlichkeit zu geſtatten, welche die Gefängnißordnung erlaubt — auf meine Verantwortung und Garantie. Sorgen Sie dafür, Freund," wandte er ſich dann an den Gensdarmen, „daß das richtig beſtellt und ausgeführt wird."

Während die Leute den jungen Mann abführten, bog ſich Witte zu dem Actuar über und flüſterte ihm etwas zu, womit dieſer nicht recht einverſtanden ſchien, denn er wiegte ein paarmal den Kopf hin und her, ſchrieb auch noch erſt Einiges nieder. Dann wandte er ſich plötzlich an den Lieutenant und ſagte: „Und dürfte ich mir wohl erlauben, Herr Baron, Sie zu fragen, was Sie ſo ſpät, oder vielmehr ſo früh in's Haus geführt hat, da Sie doch ſchon hier waren, ehe der Lärm entſtand, und eigentlich an dem Laden müſſen vorübergegangen ſein, während der Mord im Innern verübt wurde? Haben Sie nichts gehört?"

„Keinen Laut," ſagte Wendelsheim, von der Frage eben nicht erbaut, die Gegenwart des Staatsanwalts genirte ihn. „Als ich vorüberging, war Alles dunkel. Ob die Ladenthür angelehnt oder

geſchloſſen war, weiß ich nicht einmal; ich habe mich nicht danach umgeſehen, auch nicht das geringſte Geräuſch darin gehört, und glaubte deshalb, der alte Salomon befände ſich oben in ſeiner Stube."

„Und wie Sie oben in's Zimmer traten, hörten Sie den Hülferuf?"

„Ja."

„War Jemand in dem Zimmer?"

„Allerdings; die Frau des alten Mannes und das Fräulein da."

„Sie wollten den alten Mann ſprechen?"

„Ich wollte der Familie, mit der ich befreundet bin," ſagte Wendelsheim ernſt, aber entſchieden, „eine Trauernachricht mittheilen, die mich heute betroffen hat — den Tod meines Bruders."

„Der junge Baron Benno iſt geſtorben?" rief Witte raſch. „Ach, das thut mir wirklich recht leid um Sie Alle!"

„Ja," ſagte Wendelsheim leiſe, „es war ein ſchwerer Verluſt, obgleich wir Alle ſchon lange darauf vorbereitet ſein mußten."

„In ſo jugendlichem Alter! Wie alt war Ihr Herr Bruder?"

„Noch nicht achtzehn Jahre."

„Er lebt! Er lebt!" jubelte da plötzlich Re-

bekka, die neben dem Bett des Vaters gekniet und ihr Ohr an ſein Herz gelegt hatte — „was kümmerten ſie die Fragen des Beamten!“

„Es iſt allerdings noch Leben vorhanden, nickte der Arzt, „und die Wunden — wenn nicht im Innern der Hirnſchale mehr Unheil angerichtet iſt, als man von außen beurtheilen kann — ſehen auch nicht gerade zu bösartig aus, wenigſtens nicht ſo, um Ihnen jede Hoffnung zu rauben.“

„Er lebt, Doctor?“ rief aber auch jetzt der Actuar. „Das allerdings würde die Unterſuchung ſehr erleichtern, wenn wir erſt ſeine Ausſage bekommen könnten!“

„Aber doch nicht heute Abend, Herr Actuar,“ ſagte der Arzt ruhig. „Ich muß überhaupt die Herren bitten, dieſes Zimmer jetzt zu verlaſſen, damit der Verwundete kein Geräuſch mehr hört und, wenn er ja ſchneller, als ich vermuthe, ſeine Beſinnung wieder erhält, nicht erſchrickt — ich ſtehe ſonſt für nichts.“

„O, er lebt! Er lebt!“ jauchzte Rebekka leiſe vor ſich hin, und wie ihrer ſelbſt unbewußt, lehnte ſie ihre Hand auf den Arm des jungen Officiers und ſchaute mit ſtrahlendem Antlitz zu ihm auf.

Der alte Staatsanwalt nickte ſtill vor ſich hin

mit dem Kopf, aber der Arzt drang jetzt entschieden auf Räumung des Zimmers. Der Kranke mußte Ruhe bekommen, und nur die Tochter sollte bei ihm bleiben. Er selber versprach aber, vor Mitternacht noch einmal nachzusehen, wie es ginge — er hatte noch einige Krankenbesuche zu machen und durfte die nicht vernachlässigen.

Der Lieutenant von Wendelsheim zögerte, mitzugehen. Der Staatsanwalt faßte ihn aber am Arm und sagte: „Kommen Sie einen Moment mit uns in ein anderes Zimmer oder auf den Hof, Herr Lieutenant. Ich habe den Herren einen Vorschlag zu machen, bei dem ich Sie ebenfalls betheiligt wünsche; Sie können ja nachher immer wieder zurückgehen."

„Einen Vorschlag? Welchen?" fragte der Actuar.

„Bitte — unten; hier nichts weiter. Mein liebes Fräulein," wandte er sich dann an Rebekka, „fassen Sie guten Muth; vielleicht und hoffentlich wird das Schwerste noch von Ihnen abgewandt. Seien Sie aber versichert, daß wir den innigsten Antheil an Ihrem Schicksal nehmen, und was geschehen kann, jene verruchten Buben, welche die That verübt, zur Strafe zu bringen, soll gewiß geschehen."

„Aber jener junge Menſch hat meinen Vater doch gewiß nicht geſchlagen," ſagte Rebekka mit tiefer Wehmuth im Ton.

„Ich bin feſt davon überzeugt, daß er es nicht gethan hat," beſtätigte der Staatsanwalt; „doch das wird die Unterſuchung bald ergeben."

„Und bedenken Sie, daß Sie heute den Laden nicht mehr betreten dürfen," ſagte der Actuar; „er iſt verſiegelt."

„Gott ſoll mich behüten, daß ich den Schreckensort in der Nacht betrete!" ſagte das Mädchen zurückſchaudernd.

„Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie," drängte der Arzt. „Der Kranke regt ſich — ich mache Sie ſonſt für die Folgen verantwortlich" — und die drei Männer vor ſich her ſchiebend, verließ er mit ihnen das Gemach.

„Und was wollten Sie uns ſagen, Herr Staatsanwalt?" fragte der Gerichtsbeamte, als ſie unten im Hof zuſammenſtanden, während der eine Polizeidiener noch draußen am Hofthor Wache hielt. Die alte Magd war mitgegangen, um hinter ihnen das Thor zuzuſchließen.

„Ich habe," ſagte der Staatsanwalt, „ſchon oben meine Ueberzeugung ausgeſprochen, daß der junge Baumann unſchuldig iſt; ich wiederhole

das jetzt, und die Unterſuchung wird es beſtätigen. Wir wiſſen aber noch gar nicht, ob der alte Salomon den oder die Menſchen, die ihn überfallen haben, erkannt hat, wenn er wirklich wieder zum Bewußtſein kommt, denn derartige Schufte ſchwärzen gewöhnlich ihre Geſichter oder brauchen andere Kunſtgriffe. Wir müſſen ſie alſo in den erſten Tagen ſicher machen, daß ſie nichts zu fürchten haben, und das geſchieht am beſten durch das Gerücht von des alten Salomon's Tode. Die Stadt braucht vor der Hand nicht anders zu wiſſen, als daß der alte Mann wirklich erſchlagen oder ſeinen Wunden erlegen ſei, und meinetwegen auch, daß man den Mörder gefangen und eingezogen habe; ein falſcher Verdacht ſchadet dem Namen des jungen Baumann, wenn er denn doch einmal abgeführt iſt und gefangen gehalten wird, auch nicht mehr, und bekommen wir nachher die wirklichen Thäter heraus, ſo wollen wir ihn ſchon wieder weiß waſchen."

„Ich begreife nicht, was Sie damit bezwecken wollen," ſagte der Actuar.

„Ich halte es auch für das Beſte," meinte der Arzt. „Die Verbrecher laſſen ſich dadurch möglicher Weiſe verleiten, mit ihrem Gelde groß zu thun oder mehr zu verzehren, als ihre Bekannten

an ihnen gewohnt ſind — wie viele Diebſtähle und Raubmorde ſind ſchon dadurch an's Tageslicht gekommen!"

„Gut, ich habe nichts dagegen," nickte der Actuar. „Wir können jedenfalls den Verſuch machen, werden aber nichts dadurch erreichen, denn wenn nach drei Tagen die Beerdigung des alten Mannes nicht erfolgt, ſo wird man doch augenblicklich wiſſen, daß er nicht geſtorben iſt."

„Drei Tage ſind eine lange Zeit," ſagte der Staatsanwalt; „wir wollen wenigſtens die uns gegebene Friſt nach beſten Kräften benutzen, und Sie, Herr Lieutenant, bitte ich, im eigenen Intereſſe der Familie, wenn Sie dieſelbe wiederſehen ſollten, ſie zu bitten, Alles zu thun, um das Gerücht aufrecht zu erhalten. Aber jetzt guten Abend, meine Herren! Es iſt ſpät geworden, und ich muß nach Hauſe, oder gehen wir Einen Weg?"

„Jedenfalls anfangs," ſagte der Arzt; „aber das Volk muß dort von dem Thor fort, daß wir keinen Lärm machen."

„Ueberlaſſen Sie das mir, ich werde ſie wegbringen," ſagte Witte.

Sie hatten jetzt den Thorweg erreicht und traten hinaus.

„Nun, wie ſteht's oben?" fragten zahlreiche Stimmen. „Wie geht's dem alten Manne?"

„Geht nach Hauſe, Leute," ſagte der Staatsanwalt, „und ſtört die arme Familie nicht in ihrer Trauer — der alte Salomon iſt todt."

„Gott der Gerechte, und ſo ein Mann — waih geſchrieen!" tönte es von vielen Seiten. „Und die Mörder?"

„Werden ihrer Strafe nicht entgehen, verlaßt Euch darauf; eine ſo nichtswürdige That ſoll nicht ungeahndet hingehen."

„Was iſt der mehr," ſagte ein alter Iſraelit, der daneben ſtand; „werden ſie ihm auch nicht viel thun — war es doch blos ein Jud', der alte Salomon!"

„Er war ein Menſch, und wer Menſchenblut vergießt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden. Aber jetzt geht nach Hauſe — Ihr ſeht, das Thor iſt geſchloſſen, und Ihr könnt durch unnöthigen Lärm nur noch die Familie beunruhigen, die ſo ſchon Schmerz und Sorge genug hat."

Das half. „Jawohl, jawohl!" riefen die Meiſten, und wenig Minuten ſpäter war die Straße menſchenleer.

## 10.

## Verſchiedene Eindrücke.

In Baumann's Haus, im Stübchen neben der Werkſtatt, ſaß die Familie beim Abendbrot; aber der ſonſtige fröhliche Ton herrſchte heute nicht in dem kleinen Kreiſe. Der Alte ſelber war ernſt oder doch wenigſtens nachdenkend und ſprach nicht viel, und an wen er eigentlich die Zeit über gedacht hatte, verriethen die wenigen Worte, denen er endlich Laut gab.

„Jetzt kommt er nicht mehr," ſagte er, während er ſein leergetrunkenes Glas wieder mit Bier füllte; „es muß ſchon lange neun Uhr vorbei ſein. Er iſt jedenfalls nach Hauſe gegangen und hat ſich zu Bett gelegt."

„Zu Hauſe iſt er nicht, Vater," meinte Karl; „ich war vorhin drüben bei ihm und wollte mir

ein Stück Werkzeug borgen, aber der Schlüssel lag, wie gewöhnlich, wenn er ausgegangen ist, unter der Strohdecke."

„Er sollte auch etwas Gescheidteres thun, als ihn dahin legen," sagte die Mutter; „den Platz kennen die Diebe auch, und es ist schrecklich, was in letzterer Zeit wieder in Alburg gestohlen wird."

„Das macht unsere gute Polizei, Mutter," lachte der Schlosser; „denn wenn sich ein Dieb von der fangen läßt, so verdient er schon seiner Dummheit wegen Strafe."

Die Frau seufzte, sagte aber nichts weiter, stand dann auf, nahm sich ein Gesangbuch von dem kleinen Bücherbrett und fing an, darin still vor sich hin zu lesen.

Der alte Schlossermeister war aufgestanden und ging eine Weile im Zimmer auf und ab. Er sah dabei manchmal die Frau an, als ob er sich mit ihr beschäftige — schwieg aber noch immer. Er hatte beide Hände vorn in seinen Hosengurt geschoben und pfiff leise vor sich hin, wie er gewöhnlich that, wenn er in recht tiefen Gedanken war. Die Frau achtete nicht auf ihn — sie las immer weiter, und endlich sah er, als er einmal hinter ihr vorüberging, daß ein im Lam-

penlichte blitzender Thränentropfen in das aufgeschlagene Buch fiel, ohne daß sie ihn wieder weggewischt hätte.

„Höre, Karl," sagte er, indem er vor dem Sohn stehen blieb, „geh' jetzt zu Bett; ich habe mit Deiner Mutter noch 'was zu reden."

„Ja, Vater," sagte Karl, „mir ist's auch recht; ich bin müde, und bei Euch scheint's heute Abend langweilig zu sein. Die Mutter liest und Du pfeifst, da will ich lieber unter die Decke kriechen; morgen müssen wir doch wieder früh heraus — Gute Nacht mitsammen!"

Karl hatte schon lange das Zimmer verlassen, aber der alte Baumann schwieg noch immer. Er war nur stehen geblieben, pfiff nicht mehr und sah seine Frau an, die noch über das Buch gebeugt saß. Aber sie las auch jetzt nicht; ihr Auge flog darüber hin, und es war fast, als ob sie die Anrede des Mannes mit Zagen erwarte.

„Sag' einmal, Alte, was dir eigentlich ist," begann der Schlossermeister, indem er sich mit beiden Händen auf ihre Stuhllehne stützte; Du kommst mir ordentlich wie verwandelt vor. Du sitzest in Dich gekehrt, Du seufzest, liest in einem Gesangbuch, weinst sogar dabei. Hast Du 'was auf der Seele, wem besser könntest Du es

wohl anvertrauen, als mir? Sorgt Dich aber 'was, ei, alle Wetter, dann bin ich auch gerade der Mann, um es Dir abzunehmen! Biſt Du krank, Mutter?"

„Nein, Gottfried," ſagte die Frau leiſe, „ich bin nicht eigentlich krank; aber — ich weiß nicht — es liegt mir etwas ſo ſchwer auf dem Herzen, wie eine Ahnung — als ob uns etwas recht Schlimmes paſſiren müſſe, und ich weiß doch eigentlich nicht, was."

„Du lieber Gott, ja," nickte Baumann, indem er ſich jetzt neben ſie niederſetzte und ihre Hand nahm, „man hat ja wohl ſolche Stunden, und die Doctoren ſagen, es läge im Blut — aber iſt's das auch wirklich, Alte? Sieh', wir ſind jetzt die langen, langen Jahre mit einander verheirathet — unſere ſilberne Hochzeit liegt ſogar hinter uns — und ſo glücklich mit einander geweſen, haben ſo zufrieden mitſammen gelebt, und nie, wie iſt ein unfreundliches Wort zwiſchen uns gefallen. Wenn Du 'was hatteſt, das Dich drückte, ſagteſt Du's mir — wenn ich 'was hatte, that ich ein Gleiches und ſagte es Dir — ſoll das jetzt anders werden!"

„Nein, Gottfried, nein — es wäre ja furcht-

bar!" ſeufzte die Frau und lehnte ihr Haupt an ſeine Bruſt; aber ihre Thränen fielen ſtärker.

„Na, alſo dann heraus mit der Sprache, Mutter," lachte Baumann; „es drückt Dich 'was — ich ſeh's Dir an, und wenn ich der Sache nur erſt einmal auf den Grund komme, wollen wir auch ſchon Rath ſchaffen."

„Ja, aber was ſoll ich Dir denn ſagen?" klagte die Frau; „ich weiß es ja ſelber nicht. Nur ſo ein dumpfes Gefühl liegt mir auf dem Herzen."

„Hm," brummte der Schloſſermeiſter, das iſt genau ſo wie damals, als wir noch nicht lange verheirathet waren und bald nach der Geburt des einen Jungen — war's der Fritz oder Karl? — da machteſt Du dieſelben Geſchichten, und wie lange dauerte das, und wie hab' ich mich damals geſorgt, und nachher war's doch nichts. Nach und nach wurde es beſſer, und alle Deine Ahnungen, wie Du's damals auch nannteſt, fielen in den Sand."

Die Frau nickte leiſe mit dem Kopf, und Baumann fuhr nach einer Weile fort:

„Aber ich weiß ſchon, wo das herkommt. Deine Schweſter, die Heßberger, hat die ganze Zeit den Kopf voll ſolcher Schrullen, und mit

ihrem Kartenlegen und Prophezeien bildet ſie ſich am Ende ſelber ein, daß ſie 'was wüßte; und ein Wunder wär's nicht, wenn ſie ſo viele Gänſe findet, die's ihr glauben — und die hat Dich angeſteckt. Mit all' ihren überirdiſchen Ideen und Einbildungen macht ſie die Leute rein verrückt, und wenn man die ganze Geſchichte bei Lichte beſieht, ſo iſt's nichts als Schwindel und blauer Dunſt. Mir iſt die Verwandtſchaft auch ſchon lange leid, und ich war froh, daß Ihr nicht mehr zuſammenkamt; heute Nachmittag war ſie aber wieder ein paar Stunden da, und von der haſt Du Dich auch nur beſchwatzen laſſen."

„Ach, Gottfried, Du magſt einmal die Schweſter nicht leiden, und ſie hat's doch ſo gut mit mir gemeint!"

„Das iſt möglich," ſagte der Schloſſermeiſter kopfſchüttelnd, „aber wenn's wirklich ſo iſt, jedenfalls verkehrt angefangen. Mit ihren verdammten Schrullen ſollte ſie zu Hauſe bleiben, und der — na, ich will Dir nicht weh thun, Alte, aber unſer Schwager — wenn ich den verfluchten Kerl mit ſeinem „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus" nur ſehe, wird mir ſchon ſteinübel."

„Es iſt ein ſeelensguter Menſch," ſagte die Frau, „und er thut meiner Schweſter, was er

ihr an den Augen abſehen kann; er hat freilich ſeine Eigenheiten, und mir wär's auch lieber, wenn er nicht ſo viel in die Kirche ginge und den lieben Gott immer im Munde hätte. Aber es iſt einmal ſeine ſchwache Seite, und wenn er ſonſt brav und fleißig iſt, ſo haben wir doch gewiß keine Urſache, uns über ihn zu beklagen."

„Meinetwegen," brummte der Schloſſermeiſter, „ich habe nichts dagegen; wenn Deine Schweſter mit ihm auskommt, mir kann's ja recht ſein. Aber mein Mann wär's nicht, und ich weiß auch, daß er mich nicht leiden kann — was ich ihm eben nicht beſonders verdenke, denn viel freundliche Worte hat er von mir noch nicht gehört."

„Du thuſt ihm gewiß Unrecht, Gottfried."

„Ich will's ihm wünſchen," brummte der Mann — „aber wir ſind ganz von dem abgekommen, was ich Dich vorhin fragte. Alſo Du kannſt mir nicht ſagen, was Dir auf dem Herzen liegt, Mutter? Du haſt zu mir kein Vertrauen?"

„Kein Vertrauen zu Dir, Gottfried?" ſagte die Frau herzlich. „Weiß ich denn nicht in den langen, langen Jahren, wie gut und treu und ehrlich Du es mit mir meinſt, und hab' ich je Urſache zu einer Klage gegen Dich gehabt? Ach, Gottfried, Du biſt der beſte Mann, den es auf

der Welt nur geben kann, und Alles, was mich niederdrückt und manchmal ſo weh und traurig ſtimmt, iſt nur das Gefühl — nie ſolch ein Glück verdient zu haben."

„Unſinn," ſagte der Schloſſermeiſter halb verlegen; „Du redeſt gerade, Alte, als ob Du in mich verliebt wärſt und mich zum Mann haben wollteſt. Ein Glück, daß Niemand da iſt, der uns hört; er müßte ſonſt Wunder glauben, was Du an mir hätteſt. Aber das weiß ich denn doch beſſer ..."

Er horchte auf, denn draußen am Laden wurde gepocht. Die Werkſtätte war ſchon verſchloſſen, und durch die in die Fenſterläden eingeſchnittenen herzförmigen Löcher konnte man von außen ſehen, daß noch Licht im Zimmer war.

„Holla," ſagte der alte Baumann, „kommt da noch Beſuch? Wer iſt da?"

„Ich bin's, Meiſterchen," antwortete eine feine Stimme; „machen Sie nur einmal auf."

„Ja, ich bin's, das kann ein Jeder ſagen," brummte der Schloſſer.

„Das muß die Volkert, des Schneiders Frau, ſein — unſere Nachbarin," ſagte die Mutter.

„Sind Sie das, Frau Volkert?"

„Ja, Meiſterchen; ich habe Ihnen eine wichtige Neuigkeit zu bringen."

„Das wird 'was Geſcheidtes ſein, was die alte Schwatzlieſe noch zu nachtſchlafender Zeit hinüber jagt," brummte Baumann leiſe vor ſich hin, und ſetzte dann lauter hinzu: „Na, gehen Sie nur herum an die Werkſtätte; ich mache auf."

Damit verließ er kopfſchüttelnd das Zimmer und hob die Barre zurück, die als einziger Verſchluß vor der Werkſtätte lag. Kaum aber war die Thür weit genug geöffnet, um einem menſchlichen Weſen Zutritt zu geſtatten, als ein kleines, ſchmächtiges Frauchen, ohne Crinoline, ohne Hut oder Haube auf, ohne Ueberrock, ohne Schuhe und Strümpfe, nur einfach im Unterrocke, als ob ſie eben aus dem Bette aufgeſprungen wäre, und ein altes, grün und roth carrirtes Tuch umgebunden, in die Thür hereinſchlüpfte und ſagte: „Ach, Meiſterchen, iſt denn das Fritzchen wohl zu Hauſe?"

„Und deshalb klopfen Sie uns heraus, um das zu erfragen?" ſagte Baumann eben nicht beſonders freundlich. „Warum gehen Sie nicht hinüber, wo er wohnt?"

„Ach, Meiſterchen," ſagte die kleine Frau, „ich bin ja nur ſo von Hauſe fortgelaufen!

Eben wollten wir uns in's Bettchen legen, denken Sie, da kommt das Fränzchen von Homeiers an's Fensterchen und klopft und ruft: He, Meisterchen, wißt Ihr schon, daß sie das alte Salomonchen in der Judengasse todtgeschlagen und das ganze Lädchen ausgeräumt und das eiserne Geldkistchen weggeschleppt haben?"

„Den alten Salomon?" rief Baumann, stutzig gemacht. „Den Henker auch, Fritz hat ihm ja noch heute Abend vor oder mit Dunkelwerden eine Arbeit hingetragen!"

„Na ja, Meisterchen, das Fritzchen soll ihn ja auch todtgeschlagen haben, und zwei Polizeidienerchen haben ihn fortgebracht. Ach, das Unglück!" schrie die kleine Frau und fing bitterlich an zu weinen.

„Was ist das?" rief Frau Baumann, erschreckt aus der Stube herausstürzend. „Was ist mit dem Fritz?"

„Ich weiß nicht," sagte der alte Baumann, indem er sich mit der Hand an den Kopf faßte, „bin ich verrückt, oder ist die Meisterin verrückt — der Fritz soll den alten Salomon erschlagen — aber Unsinn — es ist zu dumm, wie man auch nur einen Augenblick so 'was denken kann — hahahaha, und da kommt die Meisterin im Unter-

rock und mit bloßen Füßen mitten in der Nacht herübergestürzt! Sie haben jedenfalls geträumt, Frau Volkert!"

„Ach Du liebes Gottchen," winselte die Frau, „ich wollte, es wäre so! Aber das Fränzchen hat selber gesehen, daß sie das Fritzchen, mit den Händchen auf den Rücken gebunden, in die Polizei gebracht haben, und das eine Polizeidienerchen sagte, er hätte das Salomonchen umgebracht."

„Wo willst Du hin, Gottfried?" rief seine Frau erschreckt, als er in die Stube ging und dort seinen Rock vom Nagel nahm.

„Zum Fritz hinüber, Alte, und sehen, ob er zu Hause ist, und wenn er nicht da ist, auf die Polizei; ich werde sonst verrückt, wenn ich mich mit dem Unsinn im Kopf die Nacht schlafen legen soll."

Die Frau erwiederte nichts; stumm und schweigend stand sie mit gefalteten Händen und starrte vor sich auf den Boden nieder. Baumann aber, der nicht mit Unrecht fürchtete, daß des Schneiders Frau, wenn sie allein hier blieb, noch ein Unheil mit ihrer Zunge anrichten könne, sagte, gegen diese gewandt: „Und Sie kommen mit, Meisterin; Sie können sich ja auch auf den Tod in Ihren dünnen Kleidern erkälten, denn die Nächte werden schon frisch. Das ist jedenfalls ein

leeres Geſchwätz von dem Franz, und wir wollen der Sache bald auf den Grund kommen."

„Ach Gott, ja, Meiſterchen," ſagte die Frau, „Sie haben recht; mein altes Rheumatismuschen plagt mich ſo immer. Na, gute Nacht, Frau Baumann! Machen Sie ſich nur keine Sorge — ach, Du liebes Himmelchen, mir iſt der Schreck ordentlich in die Gliederchen gefahren!"

Und damit ſchlüpfte ſie wieder wie ein Aal, und auch nicht viel breiter, zu der Thür hinaus, die der Meiſter für ſie offenhielt.

Baumann verließ ſie aber nicht, bis er ſich erſt feſt überzeugt hatte, daß ſie wirklich wieder nach Hauſe zurückgekehrt ſei; dann erſt wandte er ſich und ſchritt zu der nicht fernen Wohnung ſeines Sohnes hinüber. Fritz war aber in der That noch nicht zu Hauſe, und jetzt wirklich beunruhigt, ging er direct auf die Polizei. Es fiel ihm allerdings nicht im Traum ein, auch nur ein Wort von dem zu glauben, was das alte Weib geſchwatzt, denn daß ſein Fritz keinen Menſchen — noch dazu einen alten, ſchwachen Mann — umbringen würde, wußte er gut genug; aber er wollte ſich wenigſtens die Gewißheit holen, daß es eine Lüge geweſen, und dann der Schneidersfrau morgen früh ſchon ſeine Meinung ſa-

gen. Das hatte auch noch gefehlt, daß ſie der Kathrine heute Abend ſolch einen Schreck in die Glieder jagte!

Auf der Polizei fand er nur die gerade die Wache habenden Diener der Gerechtigkeit, und er erſchrak allerdings, als dieſe ihm beſtätigten, daß der alte Jude Salomon heute Abend mit einbrechender Dunkelheit — eigentlich noch in der Dämmerung — überfallen und erſchlagen ſei; auch ein des Mordes verdächtiger Mann ſei verhaftet worden; wie der aber hieß, konnten ſie nicht ſagen. Sie hatten ſeinen Namen nicht gehört und waren nicht da geweſen, als er eingebracht wurde.

Baumann verlangte jetzt ihn zu ſehen; aber das ging natürlich nicht an. Erſtlich durfte überhaupt Niemand zu ihm, bis es der Unterſuchungsrichter erlaubte, und dann wäre es auch jetzt zu ſpät geweſen. Um zehn Uhr Nachts konnte man keinen Beſuch mehr zu einem Gefangenen laſſen.

Aber wenn ſie ſich nur wenigſtens erkundigen wollten, wie er hieß und wer er ſei.

Das ginge auch nicht — ſie dürften hier nicht von ihrem Poſten, um gleich bei der Hand zu ſein, wenn etwas vorfiele, und der Gefängnißwärter ſchliefe ſchon lange. Der revidire ſeine

Zellen regelmäßig jeden Abend um neun Uhr und läge mit dem Schlage halb zehn Uhr im Bett. Er ſolle morgen früh wieder vorkommen, dann könne er den Namen erfahren.

Der arme Baumann ging wie in einem Traum nach Hauſe. Der alte Salomon war in der Dämmerung ermordet worden, wie die Leute beſtätigten, und das genau um die Zeit, in welcher Fritz bei ihm geweſen ſein mußte. Daß er die That nicht verübt, verſtand ſich von ſelbſt — aber welch unglückſeliger Zufall hatte hier gewirkt!

Er ging noch einmal bei Fritzens Wohnung vor; doch das Haus war jetzt verſchloſſen, oben bei ihm aber auch kein Licht — er konnte noch nicht zurück ſein — und jetzt daheim — welche Sorge würde ſich wieder die Frau machen, und war das am Ende die Ahnung, die ſie den ganzen Tag gequält hatte? Jedenfalls würde ſie es ſich einreden. Das verdammte alte Weib, daß die auch noch in der Nacht mit ihrer Hiobspoſt herüberkommen mußte!

Er bekam auch in der That einen ſchweren Stand mit ſeiner Frau, denn dieſe war ſo außer ſich, daß ſie ſich ſelber nur immer anklagte, als ob ſie an dem Allen ſchuld ſei. Sie war furchtbar aufgeregt, und Baumann dankte ſeinem Gott,

als er ſie endlich dazu brachte, zu Bett zu gehen. Der nächſte Morgen fand ſie dann ruhiger und mußte ihnen ja überdies auch Gewißheit des Geſchehenen bringen. Das Uebrige fand ſich Alles von ſelber.

Der Staatsanwalt Witte war, als er Salomon's Haus verließ, noch ein Stück Weges mit ſeinen beiden Begleitern zuſammen gegangen; dann bog er ab, ſeiner eigenen Wohnung zu, und ſchritt ſehr nachdenkend und in eben nicht beſonders freudiger Stimmung weiter. Es war auch in der That Manches, was ihm durch den Kopf ging, und er überlegte ſich dabei hauptſächlich, ob es wohl der Mühe verlohnt hätte, daß er ſich mit ſolchem Eifer der Sache der Frau Müller angenommen. Was ging ihn der Major oder der Rath Frühbach an und die Familie Wendelsheim? Er nickte, während er ging, immer ſtill und nachdenkend vor ſich hin; aber nicht etwa als Beſtätigung eines früher gefaßten Verdachtes, ſondern nur im Geiſt die verſchiedenen übereinſtimmenden Punkte der neu gemachten Entdeckung conſtatirend.

So erreichte er ſein Haus, wo ihn die Familie zum Thee erwartete, denn mit der heutigen Expedition von Briefen war es zu ſpät gewor-

den, und die Schreiber hatten auch schon lange das Büreau geschlossen und den Schlüssel drüben bei der Frau Staatsanwalt abgeliefert.

Er legte draußen Hut und Stock ab und betrat das Zimmer; aber die Frau Staatsanwalt konnte ihr Erstaunen über sein spätes Kommen nicht unterdrücken, denn es gab eigentlich kaum einen pünktlicheren Mann auf der ganzen Welt, als ihren Gatten.

„Liebes Herz," sagte dieser auf ihre deshalb gemachte Bemerkung „ich wäre pünktlich gekommen, wenn mich nicht ein ganz außergewöhnlicher Fall abgehalten hätte. Ich passirte ein Haus, in dem unmittelbar vorher ein Raubmord verübt worden, und mußte der Untersuchung mit beiwohnen."

„Ein Raubmord — bei wem?" riefen beide Damen zugleich aus.

„Ihr kennt die Leute nicht, Kinder; in der Judengasse beim alten Salomon. Der Mann ist erschlagen und jedenfalls beraubt worden."

„Das ist ja entsetzlich! Und hat man die Mörder gefaßt?"

„Man hat allerdings Jemanden gefaßt und abgeführt, aber vor der Hand nur auf einen

Verdacht hin — einen Bekannten von uns, den jungen Fritz Baumann."

„Den Fritz Baumann? Das habe ich mir gedacht," rief die Frau Staatsanwalt, mit der rechten Hand in ihre Linke ſchlagend, „daß der noch einmal zu ſolch einem Ende kommen würde. Das war vorauszuſehen, denn die Unverſchämtheit, die der Menſch hat...."

„O Du großer Gott," ſagte Ottilie, „das wäre ja ſchrecklich — die armen Eltern!"

„Hm," brummte der Staatsanwalt, „ich hatte mir vorgenommen, bei dem alten Baumann einzuſprechen, habe es aber unterwegs ſchändlich vergeſſen. Nun, eine unangenehme Nachricht erfährt man nie zu ſpät."

„Alſo der hat ihn todtgeſchlagen?" fragte die Frau weiter, die eine grimme Genugthuung darin fühlte, den Menſchen gedemüthigt und beſtraft zu ſehen, der es gewagt hatte, zu ihrer Tochter den Blick zu erheben.

„Liebe Thereſe, Du urtheilſt viel zu raſch," entgegnete Witte; „ich habe Dir geſagt, daß er nur auf einen Verdacht hin eingezogen iſt, weil er dort betroffen wurde und Blut an den Kleidern hatte. Das Alles erklärt ſich aber vielleicht

ſehr natürlich, und ich perſönlich glaube auch nicht einmal an ſeine Schuld."

„Der hat's gethan," rief die Frau Staatsanwalt pathetiſch, „der hat es heilig gethan, denn nun er bei uns abgefallen iſt — und das wär' ihm gerade ein warmes Neſt geweſen, wo er ſich hätte hineinſetzen können —, trieb ihn der Ehrgeiz, raſch ein reicher Mann zu werden, um uns zu zeigen, was er könnte, und dazu war ihm kein Mittel zu ſchlecht; lehr' Du mich Menſchen kennen!"

Ottilie ſchwieg. Was die Mutter ſagte, hatte eine Wahrſcheinlichkeit für ſich, aber widerſtrebte doch ihren Gefühlen, es zu glauben. Sie konnte ſich nicht die Möglichkeit denken, daß der immer ſo ſchüchterne Menſch ein ſolches Verbrechen begehen mochte; aber im Herzen war ſie jetzt doppelt froh, ſeine Bewerbung zurückgewieſen zu haben, und ſchon der Gedanke daran ihr entſetzlich.

„Höre, Thereſe," ſagte der Staatsanwalt mit großer Ruhe, indem er ſich am Tiſch niederließ und den für ihn eingeſchenkten Thee nahm, „auf Deine Menſchenkenntniß möchte ich doch nicht zu viel bauen. Was hältſt Du zum Beiſpiel vom Lieutenant von Wendelsheim?"

„Das ist ein durchaus braver, solider Mensch,“ sagte die Frau mit Würde, „ehrlich und rechtschaffen, und wenn der einmal käme, statt des hergelaufenen Vagabunden, und um Ottiliens Hand anhielte, mit Freuden gäbe ich meinen Segen — ein solches Vertrauen setze ich in ihn.“

„Hm — so?“ sagte der Staatsanwalt, seinen Thee langsam umrührend und in die Tasse sehend.

Aber Ottilie war aufmerksam geworden: der Vater hatte noch etwas auf dem Herzen, das sah sie ihm an — hing es mit Bruno von Wendelsheim zusammen? Er ließ sie indeß nicht lange in Zweifel.

„Der Herr Lieutenant von Wendelsheim,“ sagte er, „war heute Abend ebenfalls zugegen und befand sich merkwürdiger Weise, gerade während der Raubmord im Hause des alten Salomon verübt wurde, oben bei den Damen.“

„Bei welchen Damen?“ sagte die Frau Staatsanwalt, hoch aufhorchend.

„Nun, bei den Damen vom Hause, der Frau und Tochter des alten Juden, und ich muß gestehen, daß ich in meinem ganzen Leben kein wirklich schöneres Mädchen gesehen habe, als diese moderne Rebekka ist.“

„Das ist nicht wahr," sagte die Frau Staatsanwalt mit großer Bestimmtheit „und nur wieder eine von Deinen Erfindungen, um mich zu ärgern."

„Wenn Du das so bestimmt weißt," erwiederte Witte, „so brauchen wir auch nichts weiter darüber zu reden. Bitte, Ottilie, reiche mir doch einmal das Brot herüber."

Der Staatsanwalt machte eine Kunstpause, denn er wußte recht gut, daß es seine Ehehälfte jetzt nicht dabei bewenden ließ; aber das so sehr bestimmt ausgesprochene „Das ist nicht wahr" hatte ihn geärgert, und er wollte sie dafür wenigstens dem Zwang einer neuen Anrede unterwerfen.

Die Frau Staatsanwalt ließ es aber ebenfalls an sich kommen, und da Ottilie natürlich keine Frage in dieser delicaten Angelegenheit wagte, so wurde eine ganze Weile nichts gehört, als das Klappern der Messer und Gabeln und das Klirren der Löffel in den Tassen. Endlich aber hielt es die Frau nicht länger aus — ihr Mann war mit seiner Schweigsamkeit in einer so wichtigen Angelegenheit gerade zum Verzweifeln. Mußte sie denn als Mutter nicht darum wissen?

„Was hatte denn aber der Herr Baron von

Wendelsheim in dem Hauſe des Juden zu thun?" brach ſie endlich das Schweigen. „Das iſt doch nicht Sache des Militärs, ſondern nur der Polizei."

„Ich glaube auch nicht, daß er in militäriſchen Angelegenheiten dort vorgeſprochen iſt," ſagte Witte trocken.

„Und was wollte er ſonſt da? Witte, Du biſt heute in einer Laune, um eine Heilige die Geduld verlieren zu machen!"

„Dann ſei ſo gut und unterbrich mich künftig nicht, wenn ich Dir etwas erzähle, mit Deinem kategoriſchen „Das iſt nicht wahr." Wenn ich einmal eine Behauptung aufſtelle, ſo kamſt Du Dich auch feſt darauf verlaſſen, daß ſie wahr iſt, und ſo ſage ich Dir denn noch einmal: der Lieutenant von Wendelsheim war während der Kataſtrophe oben bei den Damen vom Hauſe, bei der Frau und Tochter des alten Salomon."

„Aber was, um Gottes willen, hatte er dort zu thun? War er vielleicht aus Verſehen in ein falſches Haus gekommen?"

„In der Judengaſſe? Sehr wahrſcheinlich," nickte ihr Gatte. „Uebrigens kann das nicht das erſte Mal geweſen ſein, daß er dort „aus Verſehen" hinaufgerathen iſt, denn er wußte außer-

ordentlich gut Beſcheid im Hauſe und leuchtete den Leuten, die ſich dort nicht zurecht zu finden wußten, voran."

„Der Baron von Wendelsheim?"

„Iſt ſehr intim in der Familie, die Verſicherung kann ich Dir geben, Thereſe," ſagte der Staatsanwalt ernſt, indem er ihr einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, „und Deine Menſchenkenntniß hat Dich dieſes Mal, was etwa andere Vorausſetzungen betreffen ſollte, wie mir ſcheint, im Stich gelaſſen."

„Und iſt die Tochter wirklich ſo ſchön?" fragte Ottilie, die einen recht wehen Stich im Herzen fühlte, obgleich ſie ſich die größte Mühe gab, gleichgültig bei der Frage auszuſehen.

„Ich habe nicht übertrieben," verſetzte der Vater. „Sie war allerdings in der Angſt und Aufregung des Moments todtenblaß, aber dennoch nehme ich mein Wort nicht zurück: ich habe noch nie in meinem Leben ein ſo vollkommen ſchönes und dabei in jeder Bewegung edles Weſen geſehen, als jenes Mädchen."

„Und das wird es auch geweſen ſein, was ihn dort hingeführt hat," ſagte die Mutter, aber doch unruhig auf ihrem Stuhl herumrückend; „das hübſche Geſicht hat ihn angelockt. Aber ein

Baron kann doch wahrhaftig im Leben nicht daran denken, ein Judenmädchen zu heirathen."

Witte warf ihr einen ſtrengen Blick zu. „Liebe Frau," ſagte er mit ſcharfer Betonung, „ſobald Du vermutheſt, daß er überhaupt bewogen werden könnte, ſein Ahnenſchild zu vergeſſen, ſo wäre das immer nur ein Schritt weiter. Nach den Verpflichtnugen aber, die er, allem Anſchein nach, in jener Familie eingegangen iſt, hoffe ich, daß er unſer Haus nicht mehr betreten wird. Du haſt mich doch verſtanden, Mutter?"

„Du gehſt zu weit, Dietrich," ſagte die Frau unruhig; „man muß doch Jemanden hören, ehe man ihn verurtheilen darf, und Dir brauch' ich das wohl nicht einmal zu ſagen."

„Nein, aber in manchen Dingen genügt es auch, wenn man Jemanden ſieht, anſtatt ihn zu hören," ſagte der Staatsanwalt, „und ich kann Dir verſichern, daß ich nach dem, was ich heute Abend geſehen habe, vollkommen befriedigt bin. Uebrigens iſt das Thema kein ſo angenehmes, um zu lange dabei zu verweilen; ich habe auch noch zu arbeiten. Gute Nacht, Kinder, ſchlaft wohl! Ihr könnt mir wohl noch eine Flaſche friſches Waſſer in meine Stube ſchicken."

Damit ging er zur Thür hinaus und ließ,

ſeine Frau wenigſtens, in einem unſagbaren Zuſtand von Beſtürzung zurück, da ihr in dieſem Augenblick eine ganze Colonie von Luftſchlöſſern und Phantaſiebauten durch und über einander gepoltert waren.

Der Lieutenant von Wendelsheim — ihr Lieutenant, den ſie ſich ſelber, wie ſie glaubte, ſorgfältig herangezogen, den ſie für ihre Tochter ausgeſucht und beſtimmt, und kein erlaubtes Mittel unverſucht gelaſſen hatte, um ihn heranzuziehen, in der Judenfamilie! Und die Schmach und Schande, wenn ſie an die Frau Appellationsgerichtsräthin dachte, die ſie zu ihrer Vertrauten in allen Herzensangelegenheiten gemacht, und die Frau konnte nicht ſchweigen, das wußte ſie aus Erfahrung!

Ottilie war aufgeſtanden und zum Fenſter getreten; das Herz ſchien ihr zum Zerſpringen voll, aber ſie wagte nicht, ein Wort zu äußern, und an dem Fenſter klopfte ſie in Gedanken eine Melodie und ſchlug dann leiſe mit der rechten Fußſpitze den Tact, erſchrak aber ordentlich und hörte auf, als ihr einfiel, daß das gerade die letzte Française ſei, die ſie mit dem Verräther getanzt hatte.

Aber war denn die Sache wirklich ſo ſchlimm?

Die Frau Staatsanwalt konnte es ſich noch nicht denken, aber darüber auch freilich mit der Tochter keine Rückſprache halten. Wer wußte denn, ob er nicht nur ganz flüchtig durch die Schönheit jenes Mädchens geblendet geweſen und gar nicht daran dachte, eine ernſte Neigung für ſie zu fühlen! Er hatte in der letzten Zeit viel Geld gebraucht — die Erbſchaft wurde erſt in den nächſten Wochen ausgezahlt; der alte Salomon verlieh aber Geld auf Zinſen, und was war natürlicher, als daß er ſich, um den guten Willen des Vaters zu erwerben, ein klein wenig hatte um die Tochter bemühen müſſen. Wenn ſie nur Jemanden gewußt hätte, der ihr darüber nähere Auskunft geben konnte!

Und der Lieutenant ſollte das Haus nicht wieder betreten? Lächerlich! Wer hätte es ihm denn verbieten wollen? Sie gewiß nicht — und ihr Mann? Ja, er gab manchmal, wenn ihn der „Hausherrndünkel“ überlief, wie es die Frau Staatsanwalt nannte, ſolche Befehle; aber ob ſie jedesmal ausgeführt wurden, war eine andere Sache. Sie ſelber erinnerte ſich wenigſtens zahlreicher Beiſpiele, wo ganz entſchieden befohlene Anordnungen in das genaue Gegentheil um-

geſchlagen waren. Möglich, daß es auch diesmal der Fall ſein konnte.

Anders traf Ottilie die Nachricht; ſie war wirklich nicht allein im innerſten Herzen, ſondern auch in ihrem Stolz und Ehrgeiz verwundet, und ſelbſt die Rückerinnerung an Vergangenes bot ihr keinen Troſt. Sie hatte geglaubt, daß Bruno ſie liebe; aber ſie mußte ſich jetzt ſelber geſtehen, daß er ihr nie Gelegenheit geboten habe, es beſtimmt zu wiſſen. Er war immer freundlich und artig gegen ſie geweſen — aber nie mehr. Er hatte ihr Schmeicheleien geſagt, ja — aber nicht anders als all die gewöhnlichen ſchalen Redensarten lauten, mit denen junge Herren nur zu häufig eine Unterhaltung führen. Wenn ſie denen aber eine andere Auslegung gegeben, war das nicht ihre Schuld geweſen? Und ſie hätte jetzt weinen, bitterlich weinen mögen, wenn ſie daran dachte, daß ſie nur einen Augenblick den „Falſchen" für werth gehalten, ihm mehr zu ſein als eine flüchtige Ballbekanntſchaft.

Das Thema eignete ſich aber heute Abend für beide Theile nicht zur Unterhaltung, und wenn auch Ottilie mit ihrem Urtheil über den Baron von Wendelsheim viel mehr im Klaren war als ihre Mutter, die noch immer nach verſchiedenen

Seiten hin einen Anhalt ſuchte, ſo fühlte ſich doch weder Mutter noch Tochter dazu aufgelegt, die Sache augenblicklich weiter zu erörtern.

Ottilie ging noch zum Flügel, phantaſirte anfangs etwas ſchwermüthig, und ging dann wie zum Trotz in Strauß'ſche Walzer über. Die Mutter dagegen ſaß ſtill brütend in einer Ecke, hörte gar nicht auf das Spiel und fing langſam an, die eingeſtürzten Schlöſſer wieder aufzubauen.

## 11.
## Rath Frühbach.

Am nächsten Morgen war der alte Schlossermeister schon vor Tagesanbruch auf den Füßen; er hatte keine Ruhe, und die Minuten wuchsen ihm zu Stunden, bis er hinaus und den „verlorenen Sohn" aufsuchen konnte. Mit fabelhafter Schnelle hatte sich aber indessen das Gerücht über den Raubanfall auf den alten Salomon und den vermeintlichen Mörder in der Stadt verbreitet, und schon als Baumann vorher noch einmal nach seines Sohnes Wohnung ging, in der kaum gewagten Hoffnung, ihn dort anzutreffen, begegnete er Leuten in der Straße, die ihn zu trösten versuchten und meinten, der alte Jude habe sich gewiß ungebührlich gegen den jungen, heißblü-

tigen Mann gezeigt und dieſer ihn nur im Jähzorn verwundet.

Er durfte nicht mehr an der Wahrheit des furchtbaren Gerüchts zweifeln, noch dazu, da er auch in dem Hauſe die Gewißheit bekam, daß Fritz geſtern Abend nicht heimgekehrt ſei und auswärts geſchlafen haben müſſe; dort wußten ſie nämlich noch nichts von dem verübten Mord und deſſen Folgen.

Mit flüchtigen Schritten eilte er jetzt zum Polizeigebäude, wo die in Unterſuchungshaft befindlichen Verbrecher ſaßen. Er hörte hier allerdings die Beſtätigung, daß Friedrich Baumann, Mechanikus aus Alburg, geſtern Abend gefänglich eingebracht ſei, wurde aber ganz kurz und bündig abgewieſen, als er nur die Bitte ausſprach, den Sohn zu ſehen und zu ſprechen. Darüber hatte der Unterſuchungsrichter zu beſtimmen, der keinesfalls vor zehn Uhr kam; aber ſelbſt dann, wie der Gefängnißwärter meinte, ſolle er ſich keine Hoffnung machen, eine derartige Erlaubniß zu bekommen, bis nicht wenigſtens der Angeklagte bekannt hätte. Nachher, jawohl, würde es keine weiteren Schwierigkeiten haben, und er möge ſich dann wieder melden.

Der Schloſſermeiſter lief jetzt in ſeiner Ver-

zweiflung zu des alten Salomon Haus, um dort vielleicht etwas Näheres zu erfahren; aber auch dort wurde er nicht einmal eingelaſſen, denn die Thür war mit Polizei beſetzt, da gerade eine beſonders dazu gewählte Commiſſion den geſtern verſiegelten Laden unterſuchte, um vielleicht noch weitere Spuren aufzufinden. Ja, als er ſelbſt ſeinen Namen nannte und ſagte, er ſei der Vater des jungen Mannes, gegen den ein ſo furchtbarer Verdacht vorliege, meinte der eine Polizeidiener, dann ſolle er nur ein klein wenig Geduld haben, denn in dem Falle könne er ſich feſt darauf verlaſſen, daß er ſchon ſelber vorgeladen würde, um über das frühere Leben des Verhafteten Aufklärung zu geben.

Ein letzter Verſuch, den er machte, war beim Staatsanwalt Witte, denn er hatte zufällig gehört, daß dieſer geſtern Abend mit in der Wohnung des Ermordeten geweſen ſei; aber er traf ihn nicht mehr zu Hauſe, er war ſelber früh aus- und ſeinen Geſchäften nachgegangen.

Ganz gebrochen kehrte der alte Mann in ſeine eigene Heimath zurück, und wenig genug Troſt fand er dort. Seine Frau fiel ihm, als er nur die Werkſtätte betrat, um den Hals und ſchluchzte laut; die kleine Elſe weinte, weil ſie die Mutter

weinen ſah, und Karl, ſein zweiter Sohn, ſtand verdroſſen bei der Arbeit. Drei, vier verſchiedene Leute waren aber auch ſchon wieder dageweſen und hatten alle von der Schreckensgeſchichte geſprochen und Näheres darüber natürlich in Baumann's eigenem Haus erfahren wollen, und wie das die Mutter aufregen mußte, ließ ſich denken.

So verging der ganze Tag und die Nacht und der nächſte Tag. Der Gefangene hatte indeſſen zwei Verhöre zu beſtehen, war aber auf das beſtimmteſte bei ſeiner erſten Ausſage, von welcher er durch keine Kreuzfragen abgebracht werden konnte, geblieben. Dann wurde auch ſein Vater vorgefordert, aber nicht mit dem Sohn confrontirt. Man wollte nur hören, ob, was er über des jungen Mannes Weg zum alten Salomon ausſagte, mit dem übereinſtimme, was der Gefangene angegeben, und das war allerdings genau der Fall. Zeit wie Angabe trafen mit der Ausſage überein, und daß mehrere Bewohner der Judengaſſe erklärten, ihn in der Dämmerung geſehen zu haben, wie er mehr gelaufen als gegangen ſei und etwas unter dem Arm getragen habe, ſprach eben ſo wenig gegen ihn, denn er leugnete das gar nicht ab und erklärte es einfach dadurch,

daß er gefürchtet habe, den Laden des alten Mannes ſchon verſchloſſen zu finden.

Auch das Alarmiren der Hausbewohner durch Anklopfen und Hülferufen konnte auf keinen Andern zurückgeführt werden, als auf ihn ſelber, und hatte er das wirklich gethan, ſo war es natürlich nicht wahrſcheinlich, daß er nach eben verübtem Verbrechen ſelber Lärm machen und die Verfolger auf ſeine Fährte hetzen würde.

Nichtsdeſtoweniger zögerte man noch immer, ihn zu entlaſſen, denn die Polizei geſteht nur ſehr ungern und im äußerſten Nothfall zu, daß ſie einen Mißgriff gemacht. Irgend Jemanden mußten ſie ja doch auch einſtecken, und er war der einzig Verdächtige, den ſie finden konnten. Jedenfalls beſchloß der die Unterſuchung führende Aſſeſſor, den Angeklagten ſo lange in Haft zu halten, bis ſich Salomon wieder ſo weit erholt habe, um ſelber eine Ausſage zu machen — möglich ja doch, daß er den kannte, der ihn angegriffen, und der alte Mann ſchien ſich wirklich zu erholen, wenn man auch in der Stadt nichts davon erfuhr.

Witte's Rath war nämlich ſtreng befolgt und das Gerücht abſichtlich verbreitet und unterhalten worden, der Ueberfallene, der allerdings noch im-

mer in Lebensgefahr ſchwebte und ſelbſt noch in den erſten vierundzwanzig Stunden ohne Beſinnung blieb, ſei ſeinen Wunden erlegen. In ſeiner eigenen Wohnung aber wurde er indeſſen mit der größten Liebe und Sorgfalt gepflegt; Rebekka beſonders wich Tag und Nacht nicht von ſeinem Lager.

Die Polizei hielt allerdings die ſtrengſten und ſorgfältigſten Nachforſchungen nach allen Richtungen hin, um nur irgendwo eine andere Spur zu finden, der ſie folgen könne — freilich ohne das geringſte Reſultat. Wenn der Gefangene die That wirklich nicht vollbracht hatte — und der Unterſuchungsrichter zweifelte jetzt ſelber daran —, ſo ſchien ſich der wirkliche Thäter dem ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit ſo ſchlau entzogen zu haben, daß ſein Auffinden von Tag zu Tag ſchwerer und unwahrſcheinlicher wurde; denn wie raſch konnte er bei der Leichtigkeit der Verbindungen Stadt und Land verlaſſen, und hatte das möglicher Weiſe auch vielleicht ſchon lange gethan. Was half es, daß fortwährend zwei Polizeibeamte am Bahnhofe ſtationirt blieben und alle Reiſenſenden ſcharf muſterten — jeden ausgehenden Koffer konnte man doch nicht viſitiren und am Geſichte auch nicht ſo leicht einem Menſchen an-

ſehen, ob er ein Verbrechen begangen habe oder nicht — es liefen ſonſt nicht ſo viele Miſſethäter frei umher!

Auch Rath Frühbach entwickelte in dieſer Zeit eine ganz beſondere, wenn auch negative Art von Thätigkeit. Er lief nämlich von Morgens früh bis Abends ſpät auf der Straße herum und hielt Unglückliche, denen er begegnete, von ihren Geſchäften ab, indem er ihnen Criminalgeſchichten aus Schwerin erzählte, die mit der jetzigen in ſofern Aehnlichkeit hatten, als ſie ſämmtlich ohne Reſultat blieben. Leider aber kam er nur ſelten über die Einleitung hinaus, denn er war ſchon in der Stadt bekannt geworden, und wer irgend konnte, wich ihm aus. Ja, unter den Händen brachen ſie ihm manchmal aus und ließen ihn mitten in einer Erzählung ſtehen, deren Pointe er gewöhnlich ſelbſt nicht wußte, und deren Anfang er vergeſſen hatte.

Dadurch wurde ſeine Laune aber nicht gebeſſert; er fing an die Menſchen in ſeinem Herzen des Undanks zu beſchuldigen und ſich ähnlicher Fälle aus Schwerin zu erinnern, und war froh, als es endlich Mittag wurde, daß er nun doch nach Hauſe gehen, eſſen und ſich darauf wie gewöhnlich ſchlafen legen konnte. Er verſäumte

auch nichts, wenn er ſchlief, und andere Menſchen gewannen Zeit, alſo war es ein doppelter Vortheil, den er erzielte. Leider ſollte er aber ſelbſt in ſeiner Behauſung heute keine Ruhe finden.

„Männi," ſagte die Frau Räthin, als er in's Zimmer trat und ſich, wie immer in Transſpiration, die Stirn abwiſchte, „der Schneider war wieder da, um das Zeug abzuholen, wovon Du Dir die neuen Beinkleider machen laſſen wollteſt — ich habe es aber nicht finden können; gieb es doch heraus."

„Das Zeug?" ſagte der Rath, indem er verwundert mitten in der Stube ſtehen blieb. „Aber, mein liebes Herz, das habe ich Dir ja ſchon vorgeſtern Morgen draußen in den Vorſaal gelegt und Dich dringend gebeten, es augenblicklich fortzuſchaffen, da ich ſo abgeriſſen bin, daß ich mich kaum noch auf der Straße ſehen laſſen kann! Die Leute weichen mir überall aus."

„Ja, ich erinnere mich wohl, Männi," ſagte ſeine Frau zärtlich, „daß Du mir das geſagt haſt; aber wie Du fort warſt, konnt' ich es nirgends finden, und nachher kam die ſchreckliche Geſchichte mit dem alten Salomon dazwiſchen, und ich habe gar nicht wieder daran gedacht."

„Dann liegt es am Ende jetzt noch draußen?"

„Nein, gewiß nicht; die Henriette und ich ſind überall herumgekrochen, aber es iſt nirgends zu finden. Du haſt es gewiß wieder in Gedanken eingeſchloſſen, Männi — Du biſt manchmal ſo zerſtreut.“

„Ja, lieber Schatz,“ ſagte der Rath, der ſich doch nicht ganz ſicher fühlte, „möglich wäre es allerdings, denn ich habe jetzt ſo viel zu denken, daß ich oft ſelber nicht weiß, wo mir der Kopf ſteht. Die Leute hier in Alburg ſind furchtbar weit in der Cultur zurück; es iſt merkwürdig, ſie wiſſen ſich gar nicht zu helfen, und alle Augenblicke werde ich bald von der, bald von jener Seite um Rath gefragt.“

„So ſieh' nur einmal nach, Männi, und nachher kann es die Henriette gleich hinübertragen, daß er es ſchnell macht.“

„Ja wohl, mein Täubchen,“ erwiederte Frühbach, indem er den Schlüſſel aus einer ſeiner Taſchen herausarbeitete und erſt die oberſte, dann die zweite und dritte und vierte Schublade aufſchloß, um das geſuchte Stück Zeug zu finden — aber es war nicht da. Er war niedergekniet und hatte jetzt einige Mühe, ſich wieder aufzurichten, ſchüttelte aber dabei ununterbrochen mit dem Kopf und ging, aber mit nicht beſſerem Er-

folg, an seinen Kleiderschrank, an den Schreibtisch, an eine andere Commode, kurz überallhin, wo sich ein solches Stück Tuch möglicher Weise hätte aufbewahren lassen — aber immer umsonst.

Die Henriette meldete, daß das Essen aufgetragen wäre und kalt und der unvermeidliche Aepfelwein warm würde — umsonst. Der Rath Frühbach suchte an den unmöglichsten Plätzen, die man gar nicht einmal alle nennen kann, nach seinem Stück Hosenzeug und kam zuletzt, aber auch erst ganz zuletzt, zu der Schlußfolgerung, daß es entweder verschwunden oder gestohlen sein müsse.

Mit der Ueberzeugung setzte er sich zu Tisch, und daß ihm dabei kein Bissen und kein Trunk schmeckte, läßt sich denken. Auch von dem Nachmittagsschlaf sah er ab, denn das Hosenzeug, groß carrirt, mit rothen, blauen und grünen Streifen, hatte drei Thaler zwanzig Groschen gekostet und war nicht so leicht aufzugeben. Jedenfalls mußte augenblicklich die Anzeige auf der Polizei gemacht werden, um dem Dieb wo möglich auf die Spur zu kommen.

Bei Tisch stellte der Rath aber noch eine genaue Untersuchung an, um zu erfahren, wer in den letzten Tagen bei ihnen gewesen wäre,

und ob vielleicht auf eine oder die andere Perſon ein Verdacht fallen konnte — aber, Du lieber Gott, wie war es möglich, ſich noch auf all' die Leute zu erinnern, die in ſolch einer Wirthſchaft ein und aus gingen! Der Schneider war dage-weſen und der Schuſter, Leute, die Rechnungen brachten, der Briefträger, Bettler, die noch nicht wußten, daß in der erſten Etage nichts gegeben wurde, die Chorknaben, die Apfelſinen- und Bücklingsfrau und eine wahre Unzahl von Obſt- und Gemüſeweibern — es wäre ein hoff-nungsloſes Unternehmen geweſen, zwiſchen denen nach einer Spur zu ſuchen. Aber das war auch, wie er mit Beſtimmtheit erklärte, gar nicht ſeine Sache, ſondern die der Polizei, und ihm blieb deshalb nichts übrig, als eben nur die einfache Anzeige zu machen. Sein Hoſenzeug mußte ihm die Sicherheitsbehörde wiederſchaffen, denn dafür zahlte er ſein Schutzgeld und ſeine Steuern.

Frühbach war wirklich in einer verzweifelten Stimmung; noch während des Eſſens tanzten ihm fortwährend die roth-blauen und grünen Carrés ſeines Hoſenſtoffes vor den Augen umher, und er konnte die Zeit kaum erwarten, wo er dem Actuar oben auf der Polizei erzählen durfte, daß er ſich auf einen ganz ähnlichen Fall in

Schwerin beſinne, wo ihm ebenfalls noch ganz neues Leder zu einem Paar Stiefel, das er ſich beſonders zu dieſem Zweck aus Rußland hatte kommen laſſen, geſtohlen worden ſei. Er machte denn auch augenblicklich die Anzeige, und es wurden vier oder fünf Menſchen, die nichts davon wußten, darüber vernommen. Nachher war er abgereiſt, aber ſein Stiefelleder ſollte er noch heute wiederbekommen.

Das Alles ſchadete aber nichts, die Anzeige mußte gemacht werden, das war er ſich und ſeinen Mitmenſchen ſchuldig. Die Unſicherheit in der Stadt nahm ja auch wirklich einen ſo bedenklichen Charakter an, daß man ſeines eigenen Lebens nicht mehr ſicher war: Einbruch mit Todtſchlag, Raub, Diebſtahl in der eigenen, durch eine Vorſaalthür verſchloſſenen und mit einer Klingel verſehenen Wohnung — das ſtreifte ſchon an die Grenze des Unerhörten, und er nahm ſich deshalb auch wirklich kaum Zeit, nach dem Eſſen eine Taſſe Kaffee zu trinken, als er ſchon wieder ſeufzend zu Hut und Stock griff und hinaus auf die Straße eilte.

Daß Einen auch die Menſchen nicht in Ruhe ließen! Legte er wohl je irgend Jemandem etwas in den Weg? War er nicht freundlich und gut=

müthig mit Allen, ja, opferte er ihnen nicht oft aus reiner Gefälligkeit seine Zeit? Und das war sein Dank — Hosenzeug stehlen, was er noch nicht einmal bezahlt hatte!

In der Entrüstung dieses Bewußtseins beschleunigte er seine Schritte und schlug den geraden Weg nach dem Polizeigebäude ein, als er plötzlich einen kleinen, etwas corpulenten Mann vor sich hergehen sah, der — er nahm schnell die Brille ab und wischte sie aus, denn er glaubte, daß er sich geirrt haben müsse; das Muster des Hosenzeuges war ihm die ganze Zeit so vor den Augen herumgeschwebt, daß er es jetzt wahrscheinlich an allen ihm begegnenden Menschen entdeckte — aber nein, beim Himmel! der Mann da vor ihm trug, so wahr er lebte, *seine* Hosen, und Glück oder Zufall — es war ihm jetzt ganz gleichgültig — hatten ihn auf die rechte Spur geführt, oder ihm vielmehr den Uebelhäter gleich in die Hände geliefert.

Einige Schwierigkeiten hatte es allerdings noch, bis er den „Räuber seines Eigenthums" einholen konnte, denn er schritt genau so rasch aus, wie er selber — sollte er ihn vielleicht schon erkannt haben und jetzt absichtlich ihm aus dem Wege zu schlüpfen suchen? Aber das gelang ihm

nicht: Frühbach war entſchloſſen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren; und wenn er noch mehr ſchwitzte, als er jetzt ſchon that, der kam ihm nicht mehr aus.

So waren ſie etwa zwei Straßen in einem gelinden Sturmſchritt hinabgelaufen, Frühbach immer etwa zwanzig Schritt hinter ſeiner Beute, ohne im Stand zu ſein, etwas an ihm zu gewinnen, als der vor ihm Gehende plötzlich vor einem Schuhladen ſtehen blieb und das ausgeſtellte Schuhwerk im Fenſter betrachtete. In wenigen Secunden war der Rath an ſeiner Seite und erkannte jetzt ebenfalls zu ſeinem unbegrenzten Erſtaunen in dem Träger ſeiner Hoſen, wie er meinte, den Schuhmacher Heßberger, der auch für ihn arbeitete und gerade in der letzten Zeit öfter in ſeinem Hauſe geweſen war.

„Hallo, Meiſter," ſagte der Rath, wirklich auf's äußerſte überraſcht, indem er neben ihm ſtehen blieb und ihn betrachtete, als ob er eben aus dem Mond heruntergeſtiegen wäre, „wo kommen Sie denn her?"

„Ich? — Ach, ſchönſten guten Morgen, Herr Geheimer Rath! Hätte Sie beinah' nicht erkannt! Herr Du meine Güte, ſchwitzen Sie — tragen aber auch noch ſo einen dicken, warmen Sirtut

bis obenhin zugeknöpft — wo ich herkomme? Von zu Haus. Ich bin ja nicht verreist gewesen. Hatte ja noch gestern die Ehre, Frau Geheime Räthin ein Paar Regluschehschuhe zu bringen — passen doch hoffentlich, wenn ich fragen darf?"

Der Rath wußte nicht gleich, wie er die Sache anfangen solle, um den nichtswürdigen Schuhmacher zu einem Geständniß zu bringen. Er hatte allerdings im ersten Moment Lust, es ihm auf den Kopf zuzusagen; aber die bittere Erfahrung, die er damit in Vollmers gemacht, schien ihn doch ein wenig eingeschüchtert zu haben. Er getraute sich nicht damit heraus und begann nun hintenherum die Sache auf eine schlaue Weise anzufangen, was allerdings seine schwache Seite war.

„Ja wohl, Herr Heßberger," sagte er deshalb vor der Hand auf die Frage, die er nicht einmal recht verstanden hatte, „von Herzen gern — aber — wenn Sie mir erlauben — Sie tragen da ein Paar famose Beinkleider, prächtiges Muster — so ein Paar habe ich mir eigentlich längst gewünscht. Sind die hier gekauft?"

„Sehr schmeichelbar, Herr Geheimer Rath, wenn sie Ihnen gefallen," sagte Heßberger mit

ſelbſtgefälliger Miene — „eigener Guh — ſelber ausgeſucht. Wiſſen Sie, Unſereiner, der nur für die Mode arbeitet, muß doch auch ein bis=chen passé darin bleiben.“

„Ja wohl, Herr Heßberger, gewiß,“ ſagte Frühbach, der aber geglaubt hatte, den Schuh=macher durch dieſe Frage in Verlegenheit zu bringen, und ſich darin vollkommen getäuſcht ſah. Heßberger war unbefangen wie ein neu=geborenes Kind, der Rath aber nicht der Mann, ſich ſo leicht abſchütteln zu laſſen, und er inqui=rirte deshalb unverdroſſen weiter, wenn auch wieder auf einem Umweg.

„Möchte mir wohl auch ſo ein Paar Hoſen kaufen — ganz famoſer Stoff — erlauben Sie, wohl Wolle, wie?“

„Halb und halb, denk' ich,“ ſagte Heßberger, durch das ſeinem Kleidungsſtück geſpendete Lob ordentlich geſchmeichelt — „etwas Baumwolle mank. Eigentlich trage ich nicht ſo theure Klei=der, aber man kann doch nicht gut wie Preti und Kleti herumlaufen.“

„Und wo haben Sie dieſelben gekauft, wenn ich fragen darf?“ ſagte Frühbach, denn er merkte wohl, daß er auf Umwegen nicht in einer Stunde zum Ziel gekommen wäre.

„Das Zeug? Hier gleich um die Ecke, Herr Geheimer Rath, beim Kaufmann Magnus — hat immer die beſten Stoffe, und ich kaufe Alles dort, was ich für Damenſchuhe brauche.“

Das war wieder ein Strich durch Frühbach's Rechnung, denn er hatte erwartet, daß Heßberger jetzt einen ganz entfernten Ort, vielleicht ſogar eine andere Stadt als Kaufplatz angeben würde, wonach er dann ſicher geweſen wäre, ſeinen einmal gefaßten Verdacht beſtätigt zu finden. Statt deſſen gab er einen Ort an, der kaum fünfzig Schritt von ihnen entfernt lag, eine Entdeckung irgend eines Betrugs alſo in wenigen Minuten herbeigeführt werden konnte. Aber ſelbſt das hielt den außerordentlich zähen Rath nicht ab, der Sache weiter nachzuforſchen. „Hören Sie, lieber Herr Heßberger,“ ſagte er, „hätten Sie vielleicht einen Augenblick Zeit, mit in den Laden zu gehen, nur damit ich den Leuten dort das Muſter zeigen kann? Ich werde Sie nicht lange aufhalten, ich möchte mir nur gern ein ebenſolches Paar beſtellen.“

Der Rath erwartete jetzt ſelbſtverſtändlich, daß der Schuhmacher irgend eine Ausflucht ſuchen würde, um dieſem Dilemma zu entgehen. Er konnte ja Geſchäfte oder ſonſt etwas Der-

artiges vorſchützen. Aber Gott bewahre — nichts dem Aehnliches geſchah, ſondern der kleine höfliche Mann ſagte in der unbefangenſten Weiſe:

„Mit dem größten Pleſirvergnügen, Herr Geheimer Rath, wenn Sie ſich nur gefälligſt hier mit herbemühen wollen. Sehen Sie, dort drüben können Sie ſchon das Schild von Magnuſſen abſolviren — werden gleich dort ſein — kann Ihnen auch das Geſchäft wirklich ehcommodiren, ſehr curlante Leute. Gleich da drüben iſt noch ein Laden von Peters und Emmermann, kaufe da aber nie etwas; der Peters iſt ein Mowäh Schuſſeh, hat immer die ſchlechteſten Waaren und die höchſten Preiſe und dabei ein ganz conſtipirter Menſch, ein ordentlicher Fantiſt, der glaubt, man könne nur bei ihm kaufen. Sehen Sie, da ſind wir ſchon — bitte, ſeien Sie ſo frei und treten Sie näher — ſollen gleich bedient werden.“

Rath Frühbach war ganz wie ausgewechſelt. Sonſt, wenn er mit Jemandem ging, führte er immer allein das Wort; heute ſprach er faſt keine Silbe, und Heßberger mußte ihn unterhalten. Etwas Aehnliches war noch gar nicht dageweſen. Das hatte freilich auch ſeinen Grund: früher zeigte die Magnetnadel ſeines Geiſtes und Er-

innerungsvermögens nur immer ununterbrochen nach Schwerin, und er steuerte dabei unbesorgt seinen Cours; jetzt aber hatten sich die großcarrirten Hosen dazwischengeworfen, sein Pol war ihm für einen Moment vollkommen entschwunden; denn etwas Aehnliches hatte selbst er noch nicht erlebt, und seine Nadel zeigte keinen Cours mehr.

Heßberger dagegen benahm sich so unbefangen als möglich. „Der Herr Geheime Rath," sagte er, „wünschen gern von dem Zeug zu ein Paar Bandellongs zu haben, wo ich vorige Woche von gekauft habe — bitte, dieses Muster — sehr geschmackvoller Stoff, so hammonische Farben. Bitte, Herr Geheimer Rath, werden gleich bekommen."

Dem Rath Frühbach war es nicht ganz recht, für sich in einem Laden, wo er noch dazu Geheimer Rath genannt wurde, ein Paar Beinkleider nach demselben Muster auszusuchen, wie es der Schuhmacher Heßberger trug, und was auch früher sein Geschmack gewesen sein mochte, er verleugnete ihn jetzt und wählte, da ihm verschiedene Stücke vorgelegt wurden, etwas Anderes. Er gab auch die Ordre, den Stoff, den er gleich bezahlte, in sein Haus zu schicken, ließ

ſich aber doch eine Probe von dem geben, was Heßberger anhatte, und ſteckte ſie in die Taſche. — Er war noch nicht recht mit ſich im Klaren, was er thun ſolle. Heßberger wich ihm auch dabei nicht von der Seite, und da ſich Frühbach nicht einmal von Schwerin her eines Beiſpiels erinnerte, daß er von einem Menſchen loszukommen geſucht hätte, ſo war er dadurch vollkommen aus ſeinem Fahrwaſſer gebracht, ja ertrug die Begleitung des kleinen geſchwätzigen Burſchen noch wenigſtens drei oder vier Straßen lang, wo dann Heßberger ſelber glücklicher Weiſe Geſchäfte hatte und in eine Nebengaſſe einbiegen mußte.

Der Rath blieb mitten in der Straße ſtehen und ſah ihm nach. Dort ging der Burſche mit ſeinen Hoſen ſo unverſchämt wie möglich hin, und er hatte ſich ein Paar andere kaufen müſſen. Und waren es auch wirklich ſeine? In dem Laden benahm er ſich genau ſo, als ob er ſie dort gekauft hätte, und die Leute da drinnen widerſprachen ihm auch nicht. Frühbach war ganz irre geworden, und doch hätte er darauf ſchwören mögen, daß der kleine verſchmitzte Schuſter, der ſich gerade in der letzten Zeit häufig

bei ihm zu thun gemacht, das Zeug aus seinem Vorsaal mitgenommen.

Jedenfalls beschloß er auf die Polizei zu gehen und die Anzeige zu machen; das war überhaupt seine Pflicht, denn wenn die Polizei gar nicht erfuhr, daß gestohlen wurde, so konnte sie auch nicht nachforschen, und hätte dann — ein unbenklicher Zustand — nichts zu thun gehabt. Mit dem Entschlusse bog er deshalb direct in die nächste Straße ein, um seinen Vorsatz augenblicklich zur Ausführung zu bringen.

## 12.
## Die Nachbarin.

Dies war der dritte Tag nach dem Ueberfall, und auf dem Judenkirchhof hatte der Todtengräber, obgleich ihm merkwürdiger Weise kein Auftrag dafür geworden, schon ein Grab für den alten Salomon ausgeworfen; denn selbst in der Judengasse wußte man nicht anders, als daß er dort drüben in seiner Stube, wo auch die Fenster den ganzen Tag über geöffnet standen, ausgestreckt als Leiche auf dem Bett liege.

Am ersten Tage waren einige seiner nächsten Bekannten hinauf gelassen worden, um ihn noch einmal zu sehen, und damals lag er auch in der That wie ein Todter da und rührte und regte sich nicht, und die Leute waren an der Thür, ihre Gebete murmelnd, stehen geblieben. Später aber

ließ man Niemanden mehr ein; es hieß, die alte Frau sei selber so krank geworden und bedürfe der Ruhe, und etwas Natürlicheres gab es ja nicht. Daß sie es überhaupt so lange ertragen, war ein Wunder. Der Arzt ging denn auch noch häufig aus und ein, und wenn er heraus=kam, fragten ihn die Leute nur immer, wie es der alten Frau ginge — nach Salomon erkun=digte sich Niemand mehr.

Uebrigens schien die Vorsichtsmaßregel mit seinem fingirten Tode ganz unnöthiger Weise gebraucht zu sein, da Tag nach Tag verstrich, ohne daß die Polizei auch nur irgendwo den geringsten Anhaltspunkt für die That gefunden hätte, und selbst Salomon, als er wieder zur Besinnung kam, konnte ihr keine weitere Aus=kunft geben.

Am zweiten Tag schon schlug er die Augen auf und erkannte seine Frau und Tochter, und der stille Jubel im Hause läßt sich denken, als ihnen der Arzt erklärte, er hoffe ihn jetzt, wenn nicht etwas ganz Besonderes vorfiele, durchzu=bringen. Aber in den ersten Stunden durfte man ihn natürlich nicht mit Fragen quälen, ja selbst die Erinnerung an das Erlebte mußte, so viel als irgend möglich, ferngehalten werden.

Der Actuar war allerdings noch an dem Abend da und wünſchte ihn zu ſprechen; aber der Doctor ließ ihn nicht hinein. Morgen vielleicht oder übermorgen, wenn er eine recht ruhige Nacht gehabt, möchte er wieder vorfragen, aber bis dahin nicht.

Dieſe Vorſicht erwies ſich als ganz vortrefflich, denn der überhaupt zähe Körper des alten Mannes kräftigte ſich durch die nothwendige Ruhe ſo raſch, daß er ſchon am andern Morgen wieder in ſeinem Bett aufſaß und jetzt ſelber von dem Ueberfall jenes Abends zu ſprechen begann.

Rebekka ſelbſt ſchrieb jetzt ein paar Zeilen an den Actuar, der ihnen ſchon zu dem Zweck ſeine Adreſſe dagelaſſen hatte, und dieſer kam ungeſäumt, um einen ſo günſtigen Zeitpunkt nicht zu verpaſſen. Aber wenig genug war es, was ihm Salomon über die Perſon des Räubers ſagen konnte, denn ſo genau er ihn im Geſicht kannte und erklärte, ihn unter Tauſenden herausfinden zu wollen, ſo wußte er doch ſeinen Namen nicht und konnte auch nicht ſagen, ob er in Alburg ſelber oder in der Nachbarſchaft wohne. Drei- oder viermal war er allerdings ſchon bei ihm geweſen; das erſte Mal, um ihm eine Partie ſilberner Löffel zum Kauf anzubieten, den er

aber verweigert habe, weil er die Sachen für gestohlen hielt und keine Unannehmlichkeiten haben wollte. Das zweite Mal war er unter dem Vorwand gekommen, selber ein silbernes Besteck zu kaufen, und hatte sich dann verschiedene Sachen zeigen lassen — natürlich nur in der Absicht, wie sich jetzt herausstellte, um die Gelegenheit auszukundschaften. Er kaufte auch damals nichts, versprach aber wiederzukommen, und erhandelte das dritte Mal wirklich einen silbernen Servietten-ring, wofür er eine Zehnthaler-Note auf den Tisch legte. Das war an jenem Abend, kurz vor der Dämmerung. Wie aber Salomon leichtsinniger Weise an seinen Geldschrank ging und ihn öffnete, um die Note zu wechseln, sprang der Fremde plötzlich mit einem Satz über den Ladentisch und hatte ihn an der Gurgel. Er wollte schreien, aber er konnte nicht, der Schreck und die eiserne Faust des Räubers verhinderten ihn daran, und ehe er im Stande war, sich dem Griff zu entwinden, fühlte er einen schweren, dumpfen Schlag auf seinem Kopf, und was dann weiter mit ihm geschehen, vermochte er nicht mehr anzugeben.

Und wie sah der Mann aus?

Ja, genau konnte er das auch nicht sagen;

er war die drei verſchiedenen Male — wenigſtens die beiden letzten, denn das erſte Mal erinnerte er ſich nicht mehr deutlich — nur in der Dämmerung zu ihm gekommen. Es ſollte eine nicht große, aber ziemlich kräftige Geſtalt ſein, mit einem breiten Geſicht und kleinen verſchmitzten Augen. Er trug — ja genau konnte er das auch nicht angeben —, er glaubte, einen grauen oder ſchwarzen kurzen Rock; er wußte nicht einmal, ob er einen Hut oder eine Mütze aufgehabt, denn er verſicherte, daß er ihm immer hätte in die kleinen tückiſchen Augen ſehen müſſen.

Und ſonſt war er ihm nie hier in der Stadt begegnet?

Lieber Himmel, der alte Mann kam ja faſt nicht vor ſeine Thür! Seit nun zehn Jahren, wo er nach Alburg gezogen war und das Haus da kaufte, war er kaum irgendwo anders hin, als zur beſtimmten Zeit auf die Börſe und vielleicht einmal mit ſeiner Familie an einem ſchönen Tag hinaus in den Wald gekommen. Wirthshäuſer beſuchte er gar nicht. Geſchäftswege hatte er ebenfalls nicht; wer Geſchäfte mit ihm machen wollte, kam zu ihm, und bis dahin erinnerte er ſich nicht, den Menſchen je geſehen zu haben.

Und war der junge Baumann jemals mit dem Menſchen zuſammen bei ihm geweſen?

Der junge Baumann — der Mechanikus? Nie.

Und er glaubte alſo nicht, daß jener Baumann bei dem Ueberfall betheiligt geweſen?

„Der junge Baumann? Gott der Gerechte,“ rief der alte Mann aus, „würd' ich ihm anvertrauen meinen ganzen Laden mit Schlüſſel und Schränken, als ich hab' die Beweiſe, daß er iſt ein ehrlicher, braver Menſch, der junge Baumann!“

Der Actuar erzählte dem Alten jetzt, daß man gerade dieſen in Verdacht gehabt habe, der Mörder zu ſein, da er im Hofe unmittelbar nach der That und mit Blut bedeckt angetroffen worden ſei; aber Salomon gerieth faſt außer ſich, als er hörte, daß man ihn noch auf den Verdacht hin gefangen halte.

„Der junge Baumann,“ rief er, „wär' er dabeigeweſen, der böſe Menſch hätte nie wagen dürfen, Hand an einen alten Mann zu legen! Er kam immer allein, und wenn ich es hätte für möglich gehalten, daß etwas Derartiges könnte paſſiren mitten in einer großen Stadt und wo die Straßen ſind noch belebt und die Häuſer offen, ich würde geweſen ſein vorſichtiger — aber der junge Baumann — Gott ſoll behüten

— wegen meiner im Gefängniß! Laſſen Sie den Mann los, Herr Actuar, denn wer weiß, wenn er nicht wär' dazugekommen und den Räuber verjagt hätte, ob ich noch lebte und erzählen könnte!"

Das war nun Alles ſchon recht, aber dem Actuar nicht im mindeſten damit gedient, denn wenn er den Baumann losließ, hatte er keinen Andern dafür und mußte zugleich dabei eingeſtehen, daß er ſich geirrt. Und war der alte Mann überdies auch wirklich ein genügender Zeuge, um den Gefangenen von jeder Schuld loszuſprechen? War es überhaupt denkbar, daß irgend Jemand allein einen ſolchen Ueberfall unternommen hätte, wo er jeden Augenblick von außen geſtört werden konnte und jeden Weg zur Flucht dann abgeſchnitten ſah? Zwei Gehülfen wenigſtens durfte man bei einer ſolchen, jedenfalls vorher reiflich überlegten That annehmen, und während der eine den Ueberfall ausführte, ſtand der andere natürlich indeſſen Wache und half nur vielleicht im entſcheidenden Augenblick. Daß Salomon dann den Zweiten, der anfangs vor der Thür ſtand, nicht geſehen hatte, ließ ſich leicht erklären. Unter jeder Bedingung mußte aber der Verſuch gemacht werden, den Gehülfen zu einem Geſtändniß zu bringen und dadurch den wirklichen Mör-

der herauszubekommen. So leicht ließ die Polizei Niemanden wieder frei.

Morgens um zehn Uhr, an dem nämlichen Tag, wurde der Schlossermeister noch einmal vorgeladen. Man hatte vergessen, ihm das Tuch zu zeigen, welches im Laden gefunden worden; er sollte bestätigen, daß es seinem Sohn gehöre, und sagen, ob er es schon in seiner Werkstätte, als er an dem Abend von ihm fortging, über die kleine Maschine, die sich allerdings im Laden gefunden, gedeckt hätte.

Schlossermeister Baumann mußte außerdem, ehe er vorkam, eine volle Stunde draußen auf der Galerie warten und konnte nachher auch nichts Bestimmtes aussagen. Seiner schlichten Meinung nach blieb sich ja das auch vollkommen gleich, ob das Tuch in der Werkstätte oder auf der Straße übergedeckt gewesen wäre; er begriff sogar nicht, wie man ihn nur einer solchen Bagatelle wegen wieder vorfordern und noch dazu so lange warten lassen konnte. Aber auf den Gerichten hat das Alles seine bestimmte Zeit, und die jungen Actuare, während sie selber nur für die gesetzlichen Stunden an das Büreau gebannt sind, verfügen gewöhnlich auf das willkürlichste über ihre vorgeladenen Zeugen. Dürfen

ſich dieſe doch nicht einmal darüber beſchweren, ohne ſich gleich einer Mißachtung des ganzen Inſtituts ſchuldig zu machen.

Auf das dringendſte erneuerte er aber dabei ſeine Bitte, den gefangenen Sohn ſprechen zu dürfen — es ging nicht an; der Gefangene hatte noch nichts geſtanden, und es war da ſehr leicht möglich, daß er von außen her Warnungen oder Nachrichten bekam, die auf den Lauf der Unterſuchung ſtörend hätten einwirken können. Die Gefühle eines Vaters durften dabei nicht in Betracht kommen.

Indeſſen wurde in ganz Alburg faſt von nichts als dem Raubmord und hauptſächlich von dem Raubmörder Fritz Baumann geſprochen, denn als ſolcher galt er den Leuten, wie ſich das von ſelbſt verſteht. Den alten Salomon perſönlich kannten auch faſt nur ſolche, die ihn in ſeiner eigenen Wohnung aufgeſucht, denn in der eigentlichen Stadt ließ er ſich nie blicken. Alles, was man von ihm wußte, war, daß er ein ſehr reicher Jude ſei, der aus Geiz ganz entſetzlich ärmlich lebe — zu welchem Gerücht vielleicht das unſcheinbare Aeußere ſeines Hauſes den Grund gegeben — und mehr aus Liebhaberei, als irgend eines beſondern Vortheiles wegen

den Antiquitäten-Laden gehalten und fortgeführt habe. Der war jetzt todt, und man intereſſirte ſich nicht mehr viel für ihn, deſto mehr aber für den jungen Baumann; denn die Frau Appellationsgerichtsräthin, der es die Frau Staatsanwalt, natürlich unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit, anvertraut, daß der junge Baumann gerade die Frechheit gehabt habe, um die Hand ihrer Ottilie anzuhalten, ſchien ſich verpflichtet gefühlt zu haben, der Frau Präſident Beckhaus die wichtige Nachricht mitzutheilen, und da ſich dort zufällig an dem nämlichen Nachmittag ein kleiner, aber gewählter Cirkel von Damen „aus den höheren Ständen" zuſammenfand, ſo konnte die Folge davon nicht gut ausbleiben. An dem nämlichen Abend wußte die ganze Stadt, daß der junge Mechanikus Baumann von der Tochter des Staatsanwalts Witte einen Korb bekommen habe, da Fräulein Ottilie nächſtens Baronin von Wendelsheim werden würde, und die Comteſſe unterhielt ſich über dieſes höchſt intereſſante Thema nicht eifriger beim Auskleiden mit ihrer Zofe, als die Mägde am Brunnen oder die Nachbarsfrauen an den verſchiedenen Parterrefenſtern das nämliche Thema beſprachen.

Der kleinen Schneidersfrau neben Baumanns

hatte es ebenfalls faſt das Herz abgedrückt, ſich mit der Mutter des Gefangenen über die Haupt- und Staatsangelegenheit zu unterhalten; der alte Schloſſermeiſter ſchnitt ihr aber jedesmal die Möglichkeit dazu ab. Wie er ihrer nur anſichtig wurde, fuhr er ſchon auf ſie ein und fragte ſie, ob ſie nicht wieder ein Unglück mit ihrem „Maul" anrichten wollte, und ſie fürchtete ihn wie den Gottſeibeiuns. Heute gegen Mittag ſah ſie ihn aber wieder in ſeinem guten Rock am Fenſter vorbeigehen; er mußte ſicher auf's Gericht, wo er nicht ſo bald mehr herunterkam, und die Zeit durfte ſie nicht unbenutzt verſtreichen laſſen. Hatte ſie doch auch in den letzten Tagen ſo viel Stoff in der Stadt angeſammelt, daß ſie eine volle Stunde davon erzählen konnte. Das mußte ſie von ſich abwälzen und wenn ihr „Meiſterchen" auch ein wenig länger auf das Eſſen warten ſollte.

Kaum ſah ſie alſo die Luft rein, als ſie wie ein Schatten hinaus aus ihrem Haus und hinüber in die Werkſtätte huſchte, wo ſie erſt die Geſellen fragte, ob ſie es auch ſchon gehört hätten, daß das „Fritzchen" Alles eingeſtanden hätte und am Freitag geköpft werden ſollte; und als ihr dort Karl drohte, er würde ihr das „Häm-

merchen", ein Stück Eisen von etwa drei Pfund Schwere, an den Kopf werfen, wenn sie den Mund noch einmal aufthäte, fuhr sie in die Stube selber hinein, wo die Meisterin an ihrem Spinnrad saß.

Es ist eine traurige Thatsache in der Welt, daß eine einzige Zunge oft so viel Unheil anrichten kann. Wenn wir armen, kurzsichtigen Menschenkinder nur überhaupt immer wüßten, was uns zum Unheil oder zum Heil gereicht. Manches halten wir für ein Glück, was sich in späterer Zeit als unsern größten Fluch herausstellt, und dann wieder sehen wir den Himmel nur mit schwarzen, drohenden Wolken umzogen, wenn dahinter schon die helle, freundliche Sonne lacht und nur auf den Moment wartet, wo sie das düstere Gewölk durchbrechen und unsern Pfad mit ihren lieben Strahlen erhellen soll. Nur der Augenblick liegt uns erschlossen, alles Uebrige aber in Gottes Hand.

„Ach, liebe Frau Meisterin," sagte die kleine, förmlich eingetrocknete Frau, indem sie wie ein Wiesel zur Thür hineinschlüpfte, das Schloß eindrückte und sich dann gleich auf eine dort stehende Fußbank niederkauerte, „erschrecken Sie nur nicht; aber erfahren müssen Sie es ja doch einmal, und

das Unglück, ach Du liebes Gottchen, das Unglück!" Und die Schneidersfrau zog ihre Schürze über's Geſicht und ſchluchzte laut.

„Hören Sie einmal, Frau Volkert," ſagte die Frau Baumann, „wenn Sie mir etwas Beſtimmtes mitzutheilen haben, ſo thun Sie es; aber ſchneiden Sie mir das Herz nicht nach einander in kleinen Stücken ab. Mir iſt ſo angſt und weh genug zu Sinn, machen Sie's nicht noch ärger, und was ich erfahren muß, je eher, deſto beſſer, denn die Ungewißheit nimmt Einem ſonſt noch das bischen Verſtand ganz mit fort."

„Ach, das Fritzchen, das Fritzchen," klagte die arme kleine Frau, „nein, daß er auch ſo 'was nur thun konnte, daß er auch ſo 'was nur thun konnte — und ſo braver Leutchen Kind, ſo braver Leutchen Kind!"

„Aber Sie glauben doch nicht etwa, daß mein Fritz die furchtbare That begangen haben kann, Meiſterin?" rief die Frau Baumann wirklich halb außer ſich.

„Aber es hat's ja ſchon geſtanden," klagte die kleine Frau wieder, „es hat's ja ſchon geſtanden; die ganze Stadt weiß es ja, und das Fränzchen kam vorhin noch ganz beſonders zu uns herüber, um uns das ſchreckliche Geſchichtchen zu

erzählen. Ach Du lieber Gott, Du lieber Gott, und übermorgen, noch dazu an einem Freitag, ſoll ihm das Köpfchen heruntergeſchlagen werden."

„Volkert," ſtöhnte die Meiſterin, indem ſie von ihrem Stuhl aufſprang und ihr Herz mit beiden Händen faßte, „treibt Ihr auch noch Euren Spott mit mir?" Aber der Verdacht war gewiß unbegründet, denn die kleine Frau weinte ſelber ſo bitterlich, als ob ihr das eigene Herz darüber brechen ſollte.

Des Schloſſers Frau ſtand ſtarr und unbeweglich neben ihr; das Antlitz war ihr todtenfahl geworden, ihre Glieder zitterten, ihr Auge haftete ſtier und gläſern an der Unglücksbotin. Endlich ſagte ſie mit leiſer, heiſerer Stimme: „Aber es kann ja gar nicht ſein, Volkert; wenn der Fritz wirklich die ſchreckliche That verübt hat — und es müßte das in der Verzweiflung geſchehen ſein, denn an dem Tage war er ſeiner Sinne kaum mächtig —, wenn er den Juden wirklich erſchlagen hat, ſo iſt es im Zorn, in der furchtbaren Aufregung geſchehen. Wer weiß auch, wie ihn der Mann gereizt, ob er ihn nicht gar vielleicht ſeines Unglücks wegen verſpottet hat, daß der Fritz gegen ihn die Hand erhoben, und dann — dann können und dürfen ſie ihn

doch nicht am Leben ſtrafen. Es iſt nicht möglich! Denken Sie nur, Volkert, wie vor noch gar nicht ſo langer Zeit jener Officier den Mann erſtochen hatte, und der war nur vom Wein aufgeregt geweſen, da bekam er zwei Jahre Feſtungsſtrafe, wurde aber nach dem erſten Jahre ſchon begnadigt und kam wieder frei. Sie können und werden doch meinen Fritz nicht ärger ſtrafen als Jemanden, der eine ſolche That im Trunk verübt?"

„Ja, aber liebe, beſte Frau Baumannchen," winſelte die kleine Frau hinter ihrer naßgeweinten Schürze vor, „das war doch auch ganz 'was Anderes; das war ja doch auch ein Gräfchen, das den armen Menſchen erſtochen hatte, ein ganz vornehmes Gräfchen, und ſein Vater war Miniſterchen oder ſonſt ſo 'was. Ja, wenn das Fritzchen ein vornehmes Gräfchen oder ein Barönchen wäre und ſein Vater kein Schloſſerchen, dann könnten Sie recht haben, und er käme vielleicht ein Jährchen oder ſo in die Feſtung, und nachher wäre das Geſchichtchen aus und würde kein Wörtchen mehr darum geſprochen. Aber ſo, ach Du mein liebes Himmelchen, wenn ſie dem Herzen von einem Menſchen das Köpfchen herunterſchlagen!"

Die Frau Baumann hörte gar nicht mehr, was ſie zuletzt ſagte, und wie von einem neuen und plötzlichen Gedanken ergriffen, ſtarrte ſie die Schneidersfrau mit einem Blick an, daß dieſe jedenfalls darüber zu Tode erſchrocken wäre, wenn ſie nur hätte vor lauter Schluchzen aus den Augen ſehen können.

„Und Ihr glaubt, Volkert, daß er frei käme, wenn es ein Baron oder Graf wäre?“ ſagte ſie mit heiſerer, faſt tonloſer Stimme.

„Ach, gewiß glaub' ich's,“ wimmerte die kleine Frau; „und die Homeier war auch heute Morgen bei mir, und wir haben darüber geſprochen, und der ihr Männchen hatte daſſelbe geſagt, und der verſteht es, denn er iſt Bote bei den Gerichtchen und hat immer die Actenſtückchen von einem der Herren zum andern zu tragen. Aber ein Handwerkerchen, ach Du liebes Gottchen, das iſt ja gar nichts! Deren giebt's die Hülle und die Fülle, und ſo ein armes Schloſſerchen oder Schneiderchen, oder was es auch ſonſt iſt, mit dem machen ſie keine Umſtände und laſſen dem Geſetzchen ſeinen Lauf.“

„Ja, ja,“ nickte die Schloſſersfrau, „es iſt wahr; „wir ſollen Alle vor den Geſetzen gleich ſein, ſo ſteht's in den Büchern und ſo ſagen's

die Leute. Aber es iſt nicht ſo: den Vornehmen laſſen ſie eine Hinterthür offen, und die ſchlüpfen durch, und mit den Armen und Gedrückten füllen ſie ihre Zuchthäuſer und Gefängniſſe — und wer verdient mehr Strafe, wenn er ein Verbrechen begeht, der Reiche und Vornehme, der Alles, was er braucht, im Ueberfluß hat und im Uebermuth braucht, oder der Arme und Gedrückte, den oft Noth und Verzweiflung dazu treiben?"

„Aber wir machen's nicht beſſer, Frau Baumännchen," klagte die Kleine; „wir ändern die Welt nicht, und dürfen noch nicht einmal ein Muckschen thun, ſonſt werden wir ebenfalls eingeſteckt."

„Ja, wenn es ein Graf oder Baron wäre," ſagte die Schloſſersfrau, noch immer vor ſich hinſtierend.

„Aber er iſt es nicht," winſelte die Kleine; „das Fritzchen iſt ja nur ein Mechanikuschen, und noch ein ganz junges, und wenn's auch nur ein Jude war, den es todtgeſchlagen hat, jetzt hetzen ſie Alle dahinter her, bis ſie ihn unten haben. O, mein Männchen ſollten Sie darüber reden hören, Frau Nachbarin, der kann's! Die Härchen ſtehen Einem zu Berge, wenn er davon ſpricht, daß alle die Kaiſerchen und Fürſt=

chen ſterben müßten, und das Völkchen allein zu ſagen hätte, was es will. Aber er thut es nur immer, wenn wir allein mit einander ſind, denn ſie haben ihn ſchon einmal deswegen eingeſteckt. Ja wahrhaftig, 's iſt wahr," ſetzte ſie hinzu, als die Frau ſie mit ihrem ſtieren Blick wie fragend anſchaute; „ſechs Wöchelchen hat er brummen müſſen bei Waſſer und Rübenſuppe. Ach, und wie er wieder herauskam, war er ſo dünn geworden, man hätte ihn durch ein Nadelöhrchen fädeln können!"

„Und wer hat Euch geſagt, Nachbarin, daß der Fritz am Freitag ſchon hingerichtet werden ſollte?"

„Wer? das Fränzchen; expreß iſt es zu uns herübergelaufen gekommen. Und der Herr Staatsanwalt Witte hat ſich die größte Mühe gegeben, um ihn frei zu bekommen, und gleich von Anfang an verſprochen, daß er ſeine Partei nehmen wollte; aber wenn das Fritzchen nun geſtanden hat, da iſt freilich Alles vorbei."

„Der Staatsanwalt Witte hat ſeine Partei genommen?"

„Ja, gewiß; das Fränzchen war ja an dem Abend dabei in der Judengaſſe, wo ſie das Sa-

lomonchen im Laden fanden, und hat's mit ſeinen eigenen Oehrchen gehört."

„Der Staatsanwalt Witte?" wiederholte die Frau kopfſchüttelnd.

„Das iſt ein braver, rechtlicher Mann," beſtätigte die Schneidersfrau, „und wenn ein armes Teufelchen zu ihm kommt, dem Jemand Unrecht thun will, da ſpringt er mit beiden Füßchen in die Sache hinein, und ruht nicht, bis er ihn frei gemacht, und nimmt nachher auch noch nicht einmal ein Gröſchchen Geld dafür."

„Der Staatsanwalt Witte?" murmelte die Schloſſersfrau noch einmal.

„Ja, und wie hat er ſich neulich der Frau Müller aus Vollmers angenommen," fuhr die redſelige kleine Schneidersfrau fort. „Sie war noch bei uns, ehe ſie wieder nach Vollmers hinausfuhr, und hat uns das ganze Geſchichtchen erzählt. Da war ein Majorchen und ein Räthchen zu ihr gekommen, lauter vornehme Leutchen mit großen Titelchen, und hatten ſie in ihrem eigenen Hauſe ſchlecht gemacht und ihr einen Kindertauſch bei Wendelsheims draußen und Gott weiß was Alles vorgehalten. Aber ſie ging an die rechte Schmiede. Der Herr Staatsanwalt hat ihr geſagt, daß ſie ſich nicht vor den Leuten zu

fürchten brauchte; Abbitte müßten ſie thun vor den Gerichtchen oder Beweischen bringen; und nun will er ſie vorkriegen, und das wird ein ſchöner Skandal im Städtchen werden, wenn ſo ein paar große Herrchen vorgefordert werden und Beweischen bringen ſollen — Herr Du mein Gottchen," unterbrach ſich aber die Frau plötzlich, als ſie zufällig aus dem Fenſter ſah und den zurückkehrenden Baumann bemerkte, „da kommt das Schloſſermeiſterchen wieder, und wenn der mich hier findet, drückt er mich armes Weibſen todt. Er kann mich ſo nicht leiden, und hat mir verboten, daß ich wieder herüberkomme."

„Ja," nickte die Frau ſtill vor ſich hin, „ſie werden die Beweiſe bringen — aber zu ſpät, zu ſpät! Heute iſt Mittwoch — übermorgen, o mein Gott, mein Gott!"

„Nachbarin, ich rutſche durch die Küche auf das Höfchen," ſagte die Frau, die in dem Augenblick noch faſt um ſechs Zoll kleiner und ſchmächtiger ſchien; „wenn er mich findet, giebt's ein Unglück!"

Und ohne eine weitere Erlaubniß abzuwarten, fuhr ſie durch die Hinterthür in die Küche hinein und verſchwand dort in demſelben Augenblick, als Baumann, ſeinen Hut noch auf dem Kopf

und mit finſter zuſammengezogenen Brauen in's Zimmer trat. Sie hatte auch in der That recht gehabt, ihm in dieſer Stimmung aus dem Weg zu gehen; freundlich wäre ſie keinenfalls von ihm empfangen worden.

„Wieder nichts!" ſagte er, als er ſelbſt ohne Gruß an ſeiner Frau vorüberging und an's Fenſter trat. „Es iſt rein um verrückt zu werden, daß ſie Einem nicht einmal erlauben wollen, ihn nur zu ſehen oder zu ſprechen, und dabei erzählt ſich das wahnſinnige Volk in der Stadt ſchon die tollſten und albernſten Geſchichten!"

Seine Frau war im Zimmer; er hatte ſie geſehen, als er an ihr vorüberging. Aber ſie erwiederte kein Wort, richtete keine Frage an ihn, und mehr erſtaunt als beunruhigt über dieſes Schweigen, drehte er ſich nach ihr um.

Seine Frau ſtand mitten im Zimmer; aber ihr Blick begegnete dem ſeinigen und hing mit unendlicher Liebe, aber auch einem unſagbaren Schmerz an ihm, ſo daß er ſie ganz verwundert deshalb anſtarrte.

„Nun," ſagte er endlich erſtaunt, „was haſt Du denn, Alte? Du ſiehſt mich ja ſo merkwürdig an. Iſt etwas vorgefallen?"

„Gottfried," flüſterte die Frau mehr als ſie

ſprach, ging auf ihn zu und lehnte langſam ihr Haupt an ſeine Bruſt, „Gottfried, mein braver, braver Gottfried, ich danke Dir für alles Liebe und Gute, das Du mir gethan, ſeit ich ſo glücklich wurde Dein Weib zu werden; ich danke Dir dafür viel tauſend- und tauſendmal, und möge Dich der Himmel dafür ſegnen!"

„Aber was haſt Du nur?" ſagte der Schloſſermeiſter faſt wie verlegen. „Was ſoll denn all' die Feierlichkeit? Und mit Bedanken? Ei, da glaub' ich, hat Einer von uns gerade ſo viel Urſache als der Andere."

„Nein, Gottfried," flüſterte die Frau wieder, „nein; Du weißt es nicht, und ich kann's Dir auch jetzt nicht ſagen. Aber Du wirſt's bald erfahren — bald — vielleicht heute noch, und dann — dann ſei mir ja nicht ſo böſe — denk' nicht, daß ich ſchlecht war, Gottfried, denk' es nicht — ich bin's nie geweſen! Nur übergroße, thörichte Liebe hat mich dazu getrieben. Wenn es mich aber auch die langen, langen Jahre gepeinigt und gequält, und ich größere Strafe dadurch erlitten habe, als wenn ſie mir die Glieder mit Ketten zuſammengeſchnürt hätten, an Dir hab' ich doch geſündigt, an Dir und an ihm, und

Alles, was jetzt in meinen Kräften steht, ist, das zu sühnen."

„Aber, Mutter," rief Baumann erschreckt, denn er glaubte im ersten Augenblick nicht anders, als daß sie über die Angst um den Sohn den Verstand verloren habe, „so schlimm ist's ja noch gar nicht, es kann noch Alles besser werden; habe nur guten Muth."

„Den hab' ich, Gottfried, recht aus vollem Herzen," nickte die Frau, und ihr Auge glänzte dabei von einem unheimlichen Feuer; „recht guten Muth hab' ich, denn ich bin jetzt auf dem richtigen Weg, und wollte Gott, o wollte Gott, ich wäre ihn früher gegangen, viel Unheil wäre dadurch Allen von uns erspart worden!"

„Komm, Alte, sei gut, mach' Dir deshalb keine Sorgen," sagte Baumann freundlich, denn er gedachte sie jetzt nur zu beruhigen, damit sie die quälenden Gedanken fahren ließe. „Ist denn die Else noch nicht aus der Schule zurück? Es muß doch schon lange zwölf Uhr vorbei sein. Du hast auch noch nicht einmal den Tisch gedeckt?"

„Es muß sein, Gottfried," nickte die Frau, die auf die letzten Worte gar nicht gehört oder geachtet hatte; „aber ich allein werde die Strafe erleiden, weil ich sie verdient habe — nicht Ihr

— nicht er — es muß ſein! Leb' denn wohl, Gottfried — Gott ſegne Dich viel tauſendmal, und wenn Du ...."

Die Aufregung war zu viel für ſie. Sie wurde todtenbleich, und Baumann konnte ſie noch eben mit ſeinem Arm auffangen, ſonſt wäre ſie zu Boden geſunken. Jetzt wurde der alte Schloſſermeiſter aber wirklich beſorgt um den Zuſtand der Frau. Ihr tiefſinniges, zerſtreutes Weſen, das entſchieden nicht in ihrer Art lag, war ihm ſchon die letzten Tage aufgefallen, und die Urſache dafür ſuchte er natürlich nur in der Verhaftung des Sohnes. Aber er hatte nie geglaubt, daß es bei der nervenſtarken Frau ſo gefährlich überhand nehmen könne. Er ſelber wußte auch in dem Augenblick gar nichts mit ihr anzufangen, als ſie eben auf das Sopha zu legen; aber ein Arzt mußte her, vielleicht half ein Aderlaß oder irgend etwas Anderes, das der verordnen würde. Raſch entſchloſſen drückte er ſich auch den Hut in die Stirn, rief dem in der Werkſtätte arbeitenden Karl nur zu, einmal nach ſeiner Mutter zu ſehen, es ſei ihr unwohl geworden, er ſelber käme gleich wieder, und eilte dann, was er konnte, auf die Straße hinaus, um nach dem Arzt zu

laufen und dieſem gleich ſelber unterwegs die Krankheits-Symptome anzugeben.

Den nächſten Arzt fand er nicht zu Hauſe; aber der Medicinalrath Bennigs wohnte nur ein paar Straßen weiter, und den traf er glücklich gerade beim Frühſtück an. Er mußte auch hereinkommen und dem alten Herrn, während er aß, den Fall genau erzählen, und der Arzt beruhigte ihn dabei. Es ſei, wie er ſagte, eine Nervenüberreizung, die ſich wohl bald wieder geben würde; er wolle aber gleich ſelber mit ihm hinübergehen und die Kranke unterſuchen — Sorge brauche er ſich deshalb nicht zu machen.

Die beiden Männer waren auch bald wieder unterwegs, und Baumann beruhigte ſich ſchon, als er, in der Nähe ſeiner Werkſtätte angekommen, die Hämmer ſo luſtig gehen hörte. Die Frau war jedenfalls wieder zu ſich gekommen. Er hielt ſich auch gar nicht da drinnen auf, ſondern wollte gleich mit dem Medicinalrath durch die Werkſtätte in die Stube gehen, als ihn Karl anrief.

„Vater, die Mutter iſt nicht drin.“

„Nicht drin?“ ſagte Baumann erſtaunt und ſah ſich nach ihm um.

„Ach,“ meinte Karl, „es war ihr vorhin ein

bischen schlecht geworden, und als sie wieder zu sich kam, meinte sie, sie wolle ein wenig an die frische Luft gehen, sie käme bald wieder."

„Was," rief Baumann erschreckt, „allein ist sie fort?"

„Ja," sagte Karl, „natürlich; aber sie war so sonderbar. Die Else, die gerade aus der Schule kam, hat sie geherzt und geküßt, als ob sie auf ewig von ihr Abschied nehmen wolle, und auf mich ist sie auch zugegangen und hat mich an sich gedrückt und mir einen Kuß gegeben trotz meinem schwarzen Gesicht."

„Großer Gott," rief Baumann, jetzt zu Tod erschreckt, „was ist da vorgegangen und wo hinaus ist sie?"

„Ja, sie bog links um und ging die Straße hinunter."

„Dort hinzu liegt der Fluß!" stöhnte Baumann, während Leichenbläſſe seine Züge deckte. Aber er war kein Mann, der sich lange einer Schwäche hingegeben hätte. „Fort, Karl, rief er rasch, „setz' Deine Mütze auf und lauf', was Du kannst, da hinaus zu und suche die Mutter, und wenn Du sie findest, gehst Du ihr nicht von der Seite!"

„Aber, Vater ...."

„Lauf', ſag' ich, was Du laufen kannſt — und Ihr Uebrigen alle auch — die Meiſterin iſt krank — ſie war vorhin ohnmächtig geworden — es kann ihr ein Unglück geſchehen, wenn Niemand bei ihr iſt! Wo iſt die Elſe?"

„Drinnen in der Stube, Vater. Sie weint, weil die Mutter weinte, als ſie fortging."

„Ich werde Sorge für das Kind tragen, Meiſter, und es in der Nachbarſchaft unterbringen," ſagte der Medicinalrath; „ſorgen Sie ſich nicht deshalb und eilen Sie, ſelber Ihre Frau aufzuſuchen, denn in einem ſolchen exaltirten Zuſtand kann man allerdings für nichts einſtehen."

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor," rief der Mann; „aber wir dürfen auch keinen Augenblick Zeit verlieren!" Und ohne weiter den Blick zu wenden, ſprang er zur Thür hinaus und eilte, von Karl und den Uebrigen gefolgt, die ſich bald nach verſchiedenen Richtungen hin vertheilten, die Straße hinab und jetzt vor allen Dingen dem Ufer des Fluſſes zu, denn er fürchtete das Entſetzlichſte.

## 13.
## Das Geſtändniß.

Die Frau des Schloſſermeiſters Baumann hatte, wie Karl auch geſehen, das Haus verlaſſen und ſich die Straße hinabgewandt; aber Baumann's Furcht, daß ſie in Angſt und Aufregung beabſichtigen könne, ſich ein Leides anzuthun, war unbegründet. Sie folgte allerdings eine kurze Strecke der Straße, die ſich dem Fluß und einer darüber führenden Brücke zuzog, drehte dann aber rechts ab in einen Seitenweg hinein, bis ſie das Haus des Staatsanwalts Witte erreichte. Aber ſchon unterwegs zog ſie die Blicke der Vorübergehenden auf ſich, denn ſie ſchien Niemanden zu ſehen, ſprach dabei mit ſich ſelber und nickte dazu, während ſie ſich mit beiden Hän-

den die Ellbogen hielt, als ob ſie fröſtele, ununterbrochen mit dem Kopfe.

Erſt auch in dem Hauſe angelangt, kam ſie ordentlich wieder zur Beſinnung, denn bis dahin war ſie wie in einem Traum fortgeſchritten. Sie blieb auf dem Hausflur ſtehen, ſtrich ſich die Haare aus der Stirn, ordnete ihr Tuch etwas beſſer und ſah nach ihrem Kleid, als ob ſie irgendwo einen Beſuch machen wolle, und ſtieg dann langſam, aber ohne irgend ein Zögern die Treppe hinauf.

Oben blieb ſie ſtehen. Die eine Thür zeigte allerdings deutlich genug durch ein Schild das Bureau des Staatsanwalts an; aber ſie wußte auch, daß dort viele Schreiber ſaßen, und ſie wollte ihn allein ſprechen. Ging ſie lieber hinüber zu einer der in die Wohnung führenden Thüren? Aber nein, dort mußte ſie fürchten, jenem Mädchen zu begegnen, das ihrem Fritz ſo weh gethan und ihn vielleicht gar zu der ſchwarzen That getrieben. Lieber zu den fremden Männern in die Stube — dort wurde ſie doch nicht verachtet uud zurückgeſtoßen, und ohne ſich länger zu beſinnen, ſchritt ſie auf die bezeichnete Thür zu und klopfte an.

„Herein!“ rief die monotone Stimme des

einen der Schreiber, und die Frau ſtand auf der Schwelle und warf den Blick ſcheu in dem engen Raum umher.

„Iſt der Herr Staatsanwalt zu Hauſe?“

Der Schreiber deutete, ohne eine weitere Antwort für nöthig zu halten, mit der Feder nach der Stube deſſelben.

„Iſt er allein?“

„Ja, aber er wird nicht viel Zeit haben, er muß bald fort.“

„Ich muß ihn ſprechen.“

„Gut, verſuchen Sie es — da drinnen iſt er“ — und wieder kritzelten die Federn über das Papier.

Die Frau ſchritt der Thür zu, und einer der Leute blickte über ſein Heft nach ihr hin — wie merkwürdig blaß ſie ausſah! Aber ſie waren ja gewohnt, hier von allen Leidenſchaften bewegten Menſchen zu begegnen — wer wußte denn, was ſie hatte! Drinnen der Staatsanwalt würde die Sache ſchon in Ordnung bringen.

„War das nicht die Baumann?“ flüſterte einer der jungen Leute über ſein Stehpult hinüber, „deren Sohn wegen der Salomon'ſchen Geſchichte ſitzt?“

„Ich glaube, ja,“ ſagte ein Anderer. „Der

alte Salomon ſoll ja wohl heute beerdigt werden — ſo eine Judenleiche möchte ich gern einmal ſehen...."

„Ja, aber ſie laſſen Einen nicht dazu," meinte der Erſte wieder; „in den Kirchhof darf man nicht hinein."

„Und was machen ſie mit dem Baumann?"

„Bah, ſie haben ja gar keine Beweiſe gegen ihn und müſſen ihn wieder laufen laſſen! In der Zeit, wo er vorher geſehen iſt, kann er die That gar nicht verübt haben, und iſt auch ſonſt ein ganz anſtändiger Kerl!"

Die jungen Leute hatten weiter kein Intereſſe an der Sache und ſchrieben weiter, denn der Staatsanwalt konnte jeden Augenblick herauskommen, und es gab heute Morgen entſetzlich viel zu thun.

Drinnen im Zimmer des Staatsanwalts ſpielte indeß eine andere Scene.

„Frau Baumann?" ſagte Witte, als er ſie erkannte und ſich wohl denken konnte, weshalb ſie kam — des gefangenen Sohnes wegen. „Ja, es thut mir leid, aber ſo ſchnell geht die Sache nun einmal nicht mit unſeren Gerichten. Uebrigens...."

„Kann ich ein paar Worte allein, ganz allein

mit Ihnen sprechen, Herr Staatsanwalt?" unterbrach ihn die Frau, indem sie ihn mit ihren großen Augen scharf und doch bittend ansah. „Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen, aber es darf mich Niemand weiter hören, als Sie — und Gott," setzte sie leise und kaum hörbar hinzu.

„Etwas sehr Wichtiges?" sagte Witte erstaunt.

„Etwas sehr Wichtiges," wiederholte die Frau, „und Sie werden die Zeit nicht bereuen, die Sie darauf verwenden."

„Hm" — Witte sah nach der Uhr; er hatte allerdings nicht viel Zeit, weil er zu einer wichtigen Besprechung auf das Criminalamt mußte. Wäre es aber wirklich etwas Wichtiges gewesen, so konnte er auch einen seiner Schreiber hinaufschicken und die Sache um eine halbe Stunde aufschieben lassen. Frauen hielten nur zu gewöhnlich eine Menge von Dingen für wichtig, die an sich unbedeutend genug waren — nun, er konnte wenigstens hören, was sie wollte.

Für solche Fälle, die auch gar nicht etwa so selten vorkamen, benutzte er gewöhnlich eine kleine, hinter seinem Arbeitszimmer befindliche Stube, in welcher nur eine Anzahl von Bücher-Regalen mit wenig gebrauchten Büchern und alten Acten und ein Tisch wie ein paar Stühle

ſtanden. Das Zimmer ſah auf den Hof hinaus und lag ſo abgeſchieden, daß kein darin geſprochenes Wort durch die Wände drang.

„Witte ſtand auf und öffnete die Thür der Schreibſtube. „Ich will jetzt nicht geſtört werden," ſagte er hinaus; „wenn Jemand in der Zwiſchenzeit kommen und nach mir fragen ſollte, ſo laſſen Sie ihn nicht in mein Zimmer, ſondern behalten ihn hier, bis ich ſelber herauskomme."

„Sehr wohl, Herr Staatsanwalt."

„So, Frau Baumann," ſagte dann Witte, indem er die Thür wieder ſchloß, „haben Sie jetzt die Güte und kommen Sie hier mit herein. Da drinnen hört Niemand, was Sie mir zu ſagen haben; aber ſeien Sie ſo gut und machen Sie es ſo kurz als möglich, denn meine Zeit iſt gemeſſen, und wenn die Sache nicht wirklich ſehr wichtig iſt, thäten Sie mir ſogar einen Gefallen, wenn Sie lieber heute Nachmittag wieder vorkämen."

„Es hängt Leben und Tod daran," ſagte die Frau ernſt.

„Leben und Tod? Dann freilich geht das allem Andern vor — bitte, treten Sie näher, und nun ſetzen Sie ſich und ſagen mir, was

Sie zu ſagen haben. Sie zittern ja an allen Gliedern — iſt etwas vorgefallen?"

„Laſſen Sie mir nur einen Moment Zeit, Herr Staatsanwalt," ſagte die Frau, indem ſie auf den nächſten Stuhl niederſank — „nur um meine Gedanken zuſammenzubringen — es geht dann auch um ſo viel ſchneller. Mir wirbelt der der Kopf jetzt noch vom vielen Denken"

Der Staatsanwalt ſah nach der Uhr; es fehlte kaum noch eine Viertelſtunde an der beſtimmten Zeit, in der er fort mußte. Er wollte aber doch wenigſtens erſt wiſſen, um was es ſich hier handle, und beobachtete deshalb ruhig die Frau, die aber ſeinem Blick noch auswich und nur einen Anfang zu ſuchen ſchien, mit dem ſie beginnen könne. Endlich ſagte ſie:

„Es hilft doch nichts — es iſt doch Alles vorbei und ich kann's nicht mehr ändern, alſo brauche ich auch keine Vorrede mehr zu machen. Erfahren müſſen Sie's doch, und der liebe Gott mag's mir vergeben."

„Aber was, liebe Frau?" ſagte der Staatsanwalt, der aus den unzuſammenhängenden Sätzen nicht klug wurde.

„Sie wiſſen eigentlich ſchon Alles," flüſterte die Frau, „aber nur noch nicht recht — die Mül-

ler war schon bei Ihnen, und es ist jetzt vor den Gerichten."

„Die Müller? Welche Müller?"

„Die Müller von Vollmers..."

„Aber was hat das mit Ihrem Sohn zu thun?"

„Es ist nicht mein Sohn!" stöhnte die Frau, indem sie sich krampfhaft an der Lehne ihres Stuhles festhielt. „Es ist — der Sohn — des — Baron von Wendelsheim!"

„Alle Teufel!" rief Witte, fast unwillkürlich vor seinem Stuhl emporspringend. „Die Sache ist allerdings wichtig — aber warten Sie einen Augenblick. Fassen Sie Muth, liebe Frau Baumann, gestehen Sie nur Alles aufrichtig, und was ich dann für Sie thun kann, das seien Sie versichert, daß ich es thun werde — ich bin gleich wieder bei Ihnen —" und rasch schritt er durch sein Arbeitszimmer der Schreibstube zu.

„Gerber," sagte er hier, „Sie mögen einmal hinauf auf das Stadtgericht gehen und dort in Nr. II den Justizrath Bertling bitten, mich auf eine halbe Stunde zu entschuldigen — ich kann jetzt nicht fort. Ist frisches Wasser in der Flasche?"

„Jawohl, Herr Staatsanwalt — eben geholt."

„Geben Sie mir einmal die Flaſche — ich danke Ihnen — ein Glas habe ich ſelber drüben — ich bin für Niemanden zu ſprechen.“

Der Staatsanwalt eilte mit der Flaſche und einem Glaſe zu der Frau Baumann zurück, die ſich aber in der Zwiſchenzeit vollſtändig erholt und jede Schwäche niedergekämpft hatte. Sie trank allerdings ein Glas Waſſer, aber ſie ſchien jetzt vollkommen ruhig und gefaßt. Das Schlimmſte war auch eigentlich überſtanden, das Geſtändniß ſelber abgelegt, das Geheimniß gebrochen, und jetzt blieb ihr nur noch übrig, die nöthige Aufklärung über das Einzelne zu geben, und das mußte ihr leicht werden, denn ſie ſprach ja nur die reine, lautere Wahrheit.“

„Sie haben mir da vorher, meine liebe Frau Baumann,“ begann der Staatsanwalt jetzt — denn er wollte vor allen Dingen die Thatſache conſtatirt haben — „eine wunderbare Eröffnung gemacht, in der ich Sie noch einmal fragen muß, ob ich Sie auch richtig verſtanden habe. Sie ſagten nämlich, daß Ihr Sohn — Sie meinten damit den Friedrich Baumann, nicht wahr?“

„Ja, Herr Staatsanwalt.“

„Nicht Ihr Sohn, ſondern der des Barons von Wendelsheim wäre. Iſt das richtig?“

„Ja, Herr Staatsanwalt.“

„Merkwürdig — und weiß der Baron Wendelsheim davon?“

„Nein, Herr Staatsanwalt.“

„Er weiß es nicht?“ rief der Mann erstaunt.

„Nein, Herr Staatsanwalt.“

„Aber wie ist das um des Himmels willen möglich? Wußte es denn seine verstorbene Frau?“

„Eben so wenig; sie würde sich eher das Herz aus dem Leibe, als ihr eigenes Kind haben nehmen lassen.“

„Dann muß ich Ihnen aber gestehen, daß ich Ihre ganze Angabe nicht begreife, beste Frau, denn wenn beide Eltern nichts davon wissen, sagen Sie mir, wie es dann irgend möglich ist, einen derartigen Tausch — denn darauf hin läuft doch das Ganze hinaus — vorzunehmen?“

„Und doch ist es wahr,“ nickte ruhig die Frau. „Wenn Sie mich aber geduldig anhören wollen, so werde ich Ihnen Alles erklären — Alles — und dann — möchte ich sterben, um die Schande nicht zu erleben, die mich betreffen muß.“

„Ich bin wirklich begierig,“ sagte Witte, „denn ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich es nicht begreife.“

„Sie wissen, welche Clausel das Testament

hat, das in den nächſten Tagen fällig ſein muß," ſagte die Frau.

„Darüber beruhigen Sie ſich; ich habe mich mit der verwünſchten Geſchichte ſo viel und bis jetzt ſo nutzlos beſchäftigt, daß ich den Gegenſtand durch und durch und bis in ſeine kleinſten Einzelheiten kenne."

„Der Baron von Wendelsheim, wie mir meine Schweſter, des Schuhmachers Heßberger Frau, ſagte, hatte Angſt, daß ihm kein Knabe, ſondern ein Mädchen geboren würde, wonach die Erbſchaft für ihn verloren geweſen wäre, und meine Schweſter iſt eine kluge, aber — Gott vergebe es ihr! — eine böſe Frau. Der alte Baron zog ſie zu Rathe, und ſie wußte Rath. Mir ſollte damals das erſte Kind geboren werden, und ſie war täglich um mich. Es ging uns noch knapp — wir mußten uns mühſam durchhelfen, um nur das tägliche Brot zu gewinnen. Baumann war ein junger Menſch, der damals erſt anfing ſelbſtſtändig zu werden; es reichte hier und da nicht aus, und ich ſah für das Kind, das ich erwartete, nur bittere Noth und Sorge. Und doch war ich ehrgeizig. Ich wußte, was Baumann für ein geſchickter, braver Mann ſei, wie er getroſt den Erſten an die Seite treten konnte, und wie doch

Andere immer wieder durch Protection oder andere Vergünſtigung die Arbeit bekamen, die er hätte eben ſo billig, und viel, viel beſſer und tüchtiger liefern können. Das fraß mir in's Herz — aber das nicht allein, auch eine Sünde, die ſich meiner bemächtigt hatte: ich war eitel — ich ärgerte mich, wenn andere Handwerkerfrauen beſſer und vornehmer gekleidet gingen, als ich, und der böſe Feind gewann ſeine Macht über mich."

Witte hatte ihr aufmerkſam zugehört, und hütete ſich wohl, ſie auch nur mit einem Wort zu unterbrechen. Die Frau, wie ſie da vor ihm ſaß, ſprach jetzt die Wahrheit, und wenn er der Sache je auf den Grund kommen wollte, ſo konnte er nichts Beſſeres thun, als ſie eben ausreden laſſen.

„Meine Schweſter," fuhr die Frau nach einer Pauſe fort, in der ſie ſtill vor ſich niedergeſtarrt hatte, „kannte alle meine ſchwachen Seiten. Sie verſicherte mir, daß ich einen Knaben bekommen würde, und der Knabe würde in Lumpen und Jammer groß und ſein ganzes Leben geknechtet und herumgeſtoßen werden; denn was haben die Armen für Rechte auf der Welt! Aber in meinen Händen läge es, den Knaben, das Kind, für das ich mich ſchon ſorgte und ängſtigte, ehe es

nur athmete, groß und vornehm zu machen und ihm Alles zuzuwenden, nach dem die Menschen hier auf Erden mit allen Kräften streben und es zu erreichen suchen: Rang und Reichthum. Kurz, sie schlug mir vor, den Knaben, wenn es ein Knabe würde, dem Baron von Wendelsheim zu überlassen, der ihn zu seinem Sohn und Erben heranziehen wollte, während ich dagegen sein eigenes Kind, wenn es ein Mädchen wäre, wie mein eigenes pflegen und warten, aber ihm nie im Leben verrathen sollte, wer seine wirklichen Eltern wären.

„Lange sträubte ich mich dagegen," sagte die Frau mit einem tiefen Seufzer. „Der Gedanke war mir zu furchtbar, mein Kind, mein eigenes Kind herzugeben, um es von fremden Eltern erziehen und pflegen zu lassen. Aber der Hochmuthsteufel, der seinen Sitz in meinem Herzen aufgeschlagen, arbeitete auch in mir und ließ nicht Ruhe. Er malte mir vor, welch ein vornehmer, von allen Leuten geachteter Herr mein Knabe werden könnte, für den ich jetzt nur Noth und Armuth vor Augen sah, und — von dem Teufel geblendet, willigte ich endlich ein. Das Geld, was mir die Heßberger noch außerdem versprach, hatte keinen Werth für mich, reizte mich wenig-

ſtens nicht, oder machte mir die Sache leichter; nur mein Kind wollte ich groß und vornehm wiſſen, und ſtolz auf es ſein können, und mich an ihm freuen, und das andere dafür pflegen und groß ziehen mit meinen beſten Kräften — Du großer Gott, ich war ſelber noch jung und leichtſinnig, und hatte ja keine Ahnung, welche furchtbaren Folgen das in der Zukunft haben könnte!"

„Und dann?" fragte Witte, denn das Alles betraf nur Verabredungen und Vorſätze und hatte nicht den geringſten Werth für ihn.

„Dann," fuhr die Frau fort, „dann ſchenkte mir Gott einen Knaben, ein liebes, herziges, geſundes Kind, und ich herzte und küßte ihn, und hatte alle meine Pläne und Hoffnungen vergeſſen, denn ich dachte es mir nicht mehr möglich, daß ich ihn je wieder freiwillig hergeben und aus meinen Armen laſſen könnte. Unglücklicherweiſe traf es ſich aber gerade damals, daß mein Mann verreiſen mußte. Er hatte auf dem Gut in Vollmers ein eiſernes Gitter aufzuſtellen."

„In Vollmers?"

„Ja — wozu er drei oder vier Tage brauchte und auch dort natürlich übernachtete, um am

nächsten Morgen gleich wieder mit Tagesgrauen anfangen zu können."

„Und Ihr Mann wußte von der ganzen Verabredung nichts? Sie hatten nie mit ihm darüber gesprochen, ihn nie um seinen Rath gefragt?"

„Nie. Ich hätte es nicht gewagt, denn er wäre schon bei dem bloßen Gedanken außer sich gerathen, und kannte auch die Menschen besser als ich. Er mochte meinen Schwager nicht leiden, den er für einen Heuchler hielt, und verdachte mir sogar den Umgang mit der Schwester, obgleich er zu gut war, ihn mir ganz zu verbieten — o, wäre ich ihm gefolgt!"

„Und wie wurde es weiter?" fragte der Staatsanwalt, um sie von dieser Abschweifung zurückzubringen.

„An demselben Abend, erzählte die Frau — „es wurde eben Dämmerung und ich war mit meinem Kind allein —, kam plötzlich meine Schwester zu mir. Sie trug einen weiten, dunkeln Mantel und war in großer Eile. Sie sagte mir, daß die Baronin von Wendelsheim draußen ein Mädchen geboren habe und das sie hinausgerufen wäre, um ihr beizustehen, und jetzt sei der Moment, um das Glück zu ergreifen und festzuhalten. Ich bat und beschwor sie, von ihrem

Plan abzuſtehen; ich ſagte ihr, daß ich mich von dem herzigen Knaben nicht trennen könne, daß ich ſterben würde. Sie lachte darüber und meinte, mein Knabe ſolle ein großer und vornehmer Herr werden, und um das zu erreichen, brauche ich nichts zu thun, als viel Geld zu nehmen und ſtill zu ſein. Eine Entdeckung war auch nicht zu fürchten; ſie allein hatte mir in meinen Nöthen beigeſtanden und Niemanden weiter dazu gerufen, mein Mann wußte noch nicht einmal, daß uns ein Kind geſchenkt ſei, und ſollte es erſt bei ſeiner Rückkehr erfahren. Sie ließ mir auch gar keine Zeit zum Ueberlegen, und ſchwach und erſchöpft, wie ich mich fühlte, konnte ich ihr nicht einmal Widerſtand leiſten. Ich weinte und bat nur; aber ſie fragte mich, ob ich nicht glaube, daß ſie, als meine Schweſter, es gut mit mir und dem Kinde meine und mir zu etwas rathen würde, was nicht zu unſerem Beſten wäre. Dann nahm ſie das Kind, ſchloß die Thür von außen, daß Niemand zu mir konnte, und kam nicht wieder.

„Welche furchtbare Zeit habe ich an dem Abend verlebt!“ fuhr ſie endlich nach einer Pauſe fort, während ihr der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirn ſtand und der Staatsanwalt noch

immer mit dem Kopf ſchüttelte, denn er ſah keinen Faden durch das Ganze. Wo war das Mädchen geblieben, daß die Baronin geboren haben ſollte? — „Welche furchtbare, entſetzliche Zeit!“ fuhr die Frau fort. „Ich könnte keine Worte finden, und wenn ich Jahre danach ſuchte. Stunde nach Stunde verging, und ich weinte nach meinem Kind, während draußen der Sturm die großen Tropfen gegen das Fenſter peitſchte und der Wind durch den Schornſtein heulte. Wie lange ich ſo gelegen, weiß ich auch nicht: ich muß ohnmächtig geworden und wieder zu mir gekommen ſein, ohne daß mir Jemand beiſtand. Da hörte ich plötzlich einen Schlüſſel im Schloß herumdrehen, und nicht meine Schweſter, aber mein Schwager trat zu mir herein. Sein Mantel troff von Waſſer, aber zitternd, vor Freude zitternd, ſtreckte ich die Arme nach ihm aus, denn ich hörte ein Kind darunter wimmern.

„Mein Kind, mein Kind! rief ich ihm entgegen. O Schwager, bringt Ihr mir mein Kind zurück!“

„Da habt Ihr's,“ ſagte der Mann mit einem läſterlichen Fluch. Iſt das ein Wetter, um einen Menſchen darin hinaus zu jagen? Es war nichts — die Frau Baronin hat ſelber einen Knaben

geboren — da habt Ihr das Eurige wieder, wir können's nicht gebrauchen."

„Mit Jubel griff ich es und drückte es in meine Arme; aber ich wollte es auch sehen. Es war dunkel im Zimmer, dunkle Nacht. Neben meinem Bett stand ein Feuerzeug; ich machte Licht und entzündete die Lampe. Heßberger blieb neben meinem Bett stehen und hob mein liebes, liebes, schon verloren gegebenes Kind gegen das Licht; aber ein furchtbarer Schmerz zuckte mir durch die Brust."

„Das ist es ja nicht! schrie ich, von Angst und Schrecken erfüllt. Das ist es ja nicht! O, glaubt Ihr, daß ich mein Kind nicht wiederkennen würde?

„Da wurde er ängstlich und bat mich, nicht so zu schreien, die Wände wären dünn, und die Nachbarn könnten am Ende die Worte verstehen. Seine Frau würde am nächsten Morgen selber herüberkommen und mir Alles erklären; nur bis dahin solle ich ruhig sein und das arme Würmchen pflegen, das ohnedies schon halb erstarrt vor Kälte wäre. Und Gott sei es geklagt, er hatte recht! Der Mantel war in dem furchtbaren Wetter naß geworden; das arme, neugeborene Kind hatte kaum noch Leben in sich, als er es

zu mir in's Bett legte, und ich konnte ihm ja nicht böſe ſein. Ich küßt' es und herzt' es, als ob es mein eigenes wäre, und nie die langen, langen Jahre hindurch durfte es ſich beklagen, daß ihm eine Mutter gefehlt hätte."

„Aber, beſte Frau Baumann," ſagte der Staatsanwalt, der ſie ruhig hatte ausreden laſſen, jedoch die Hauptſache noch immer vermißte, obſchon ein dunkler Verdacht über das Geſchehene in ihm aufſtieg — „ich verſtehe das noch immer nicht; denn wenn die Frau Baronin wirklich einen Knaben und kein Mädchen...."

„Hören Sie nur weiter," ſagte die Frau, „ich bin gleich zu Ende. Am nächſten Morgen kam meine Schweſter zu mir und wollte mir ebenfalls einreden, das ſei mein Kind, was ich in den Armen halte; aber ſie konnte das Mutterauge nicht täuſchen, und wie ſie denn endlich einſah, daß all' ihr Reden nichts half, da lenkte ſie ein und meinte, ſie habe mich das nur glauben machen wollen, damit ich mich um ſo leichter beruhigen ſolle. Aber jetzt mußte Sie mir die ganze Geſchichte erzählen, oder ich drohte ihr, es meinem Mann zu ſagen, und den fürchtete ſie; ſo erfuhr ich denn Alles. Der Baron hatte mit ihr vorher heimlich abgemacht, das Kind, wenn

es ein Mädchen sein sollte, gleich nach der Geburt gegen einen Knaben einzutauschen, und ihr dafür nicht allein reichen Lohn für sich, sondern auch für die Mutter des andern Kindes versprochen. Alle Vorbereitungen waren dazu auch getroffen gewesen, und meine Schwester hatte es so einzurichten gewußt, das sie oben in der Wohnstube nur eine Person um sich hatte, auf die sie sich fest und sicher verlassen konnte."

„Wer war das?" fragte Witte, mit einer Idee an die Madame Müller.

„Sie ist lange todt," sagte die Frau; „eine arme Verwandte von uns, die bei Heßberger im Hause wohnte oder dort vielmehr diente. Sie zog aber fort von hier nach Amerika, und wie meine Schwester mir später erzählte, ist sie dort am gelben Fieber gestorben."

„Und die war mit oben im Schlosse?"

„Ja; meine Schwester hatte auch im Schlosse, wie sie mir gestand, sehr leichte Arbeit, denn weniger der Baron als des Barons Schwester, das gnädige Fräulein von Wendelsheim selber, schien die Verabredung mit ihr getroffen zu haben und unterstützte sie so vollständig in der Ausführung, daß sie völlig freie Hand behielt. Mein Schwager Heßberger wartete mit meinem Knaben

in einem kleinen Gartenhäuschen, in dem ein Ofen ſtand und das ordentlich erwärmt war, weil man ja doch die Zeit nicht genau beſtimmen konnte, und die Frau Baronin bekam ihr eigenes Kind gar nicht zu ſehen. Meine Schweſter erſchrak wohl, als ſie ſah, daß es auch ein Knabe ſei; aber der Gewinn, den ſie durch den Tauſch erwartete, blendete ſie — kein Menſch im Schloſſe, weder der Baron, noch das gnädige Fräulein erfuhren je, daß ihnen ein Erbe geſchenkt worden. Meine Schweſter trug das Neugeborene gleich fort, und als ſie mit meinem Kinde zurückkam, legten ſie den Knaben der Frau Baronin in's Bett, die ihn dann herzte und küßte und Freudenthränen über ihr Glück vergoß.

„Am nächſten Morgen erſt kam die Amme, die jetzige Müller aus Vollmers, die aber natürlich nichts von dem Tauſch wiſſen konnte. Aber andere Menſchen mußten doch Verdacht geſchöpft haben, denn es wurde in der nächſten Zeit viel davon geſprochen, und manche Leute haben ſich wohl Mühe gegeben, um hinter die Wahrheit zu kommen. Aber die Heßberger, obgleich damals noch ein junges Weibſen, war ihnen Allen zu ſchlau, und an mich dachte Niemand; denn wer hätte ſich auch denken können, daß der Baron den

eigenen Knaben weggegeben, um einen andern einzutauſchen? Im Anfang weinte ich auch viel, und der Betrug ſchnitt mir in die Seele; aber die Schweſter wußte mir Alles ſo golden hinzuſtellen, und wie wir jetzt viel Geld kriegen und reich und mein Sohn ein vornehmer Herr werden würde, und als mein Mann nach Hauſe kam, mit keiner Ahnung des Geſchehenen, und mit dem Knaben auf dem Arme jubelnd in der Stube herumſprang, da wußte ich, daß er ihn eben ſo lieb haben würde, als ob es ſein eigenes Kind geweſen wäre, und ſchwieg."

„Alſo verſteh' ich daraus," ſagte der Staatsanwalt, deſſen klares und durchdringendes Auge feſt, aber nicht unfreundlich auf der Frau haftete, „daß der Baron von Wendelsheim, oder mehr noch ſeine Schweſter, ohne Vorwiſſen der Mutter einen Tauſch des Kindes beabſichtigten, falls es ein Mädchen ſei, und daß Ihre Schweſter, trotzdem daß dem Baron ein Knabe geboren wurde, den Tauſch ausführte und den Baron wie deſſen Schweſter glauben ließ, es ſei eben ein Mädchen geweſen, nur um ſich die ausgeſtellte Belohnung zu ſichern."

„So war es," nickte die Frau ſtill vor ſich hin — „ſo war es."

„Und hat sich der Baron selber später nie um sein wirkliches Kind bekümmert, nie es sehen wollen?“

„Doch,“ nickte die Frau. „Da ich immer Angst hatte, daß das Verbrechen trotzdem an den Tag kommen könnte, beruhigte mich meine Schwester, indem sie mir alle getroffenen Vorsichtsmaßregeln erzählte. Auf einem Dorfe in der Nachbarschaft war wenige Tage nachher ein acht Tage altes Mädchen gestorben — dessen Todtenschein verschaffte sich meine Schwester und brachte ihn dem Baron, der von da an glaubte, sein eigenes Kind sei todt, und auch nie wieder seit der ganzen Zeit danach gefragt hat.“

„Das ist eine durchtriebene Person,“ nickte der alte Anwalt vor sich hin. „Und welchen Lohn erhielten Sie dafür?“

„Ach, viel, viel Geld!“ seufzte die Frau. „Mein Theil betrug, wie mir die Schwester sagte, dreitausend Thaler, und sie wußte das ebenfalls so einzurichten, daß mein Mann — ein gutes, ehrliches Herz außerdem — glauben mußte, es sei eine Erbschaft, die ich erhoben. Aber in so fern habe ich wenigstens gut gemacht, was ich konnte, und Alles, was in unseren Kräften stand, und was wir besonders mit Hülfe jener Summe

erſparen konnten, auf die Erziehung des Pflegekindes gewandt. Fritz hat gewiß ſeine Mutter nie ſo vermißt, wie ich nach meinem eigenen Kind gejammert habe. Aber jetzt kann es nichts mehr helfen. Die Sache iſt allerdings ſchon vor den Gerichten, und wenn ſie den alten Baron und das gnädige Fräulein vorfordern, ſo müſſen die wohl bekennen, doch ſie können den Fritz damit nicht mehr retten, denn das dauert zu lange, und die Zeit verfliegt — er ſoll den Mord ſchon bekannt haben und iſt zum Tode verurtheilt; aber er darf nicht ſterben. Mit dem Sohn des Schloſſermeiſters Baumann machen ſie wenig Umſtände, das weiß ich. Die Volkert hat ganz recht: was liegt an ſolch einem armen Menſchen und daran, was ihn dazu getrieben! Anders wird es aber, wenn ſie erfahren, daß es ein Baron von Wendelsheim, der Erbe von ſo vielem Geld iſt, den ſie im Gefängniß halten, und den werden, den dürfen ſie nicht tödten.

„So," ſagte die Frau, indem ſie mühſam nach Athem rang, „jetzt haben Sie Alles gehört, was ich verbrochen, was mich hiehergetrieben. Ich weiß, daß ich damit Schmach und Schande auf mein eigenes Haupt lade; ich weiß, daß mein eigener Sohn, den ich reich und vornehm machen

wollte, arm und niedrig wird, wie wir ſelber ſind; ich weiß, daß ich Unglück über uns Alle bringe, aber Blut — Blut ſoll nicht vergoſſen werden, nicht meinethalben — nicht meinethalben. Ich habe Sünde genug auf dem Gewiſſen, aber ich will kein Blut darauf haben — um des Himmels willen kein Blut!"

Die Frau war erſchöpft in ihrem Stuhl zuſammengebrochen, und Witte ſprang empor, denn er fürchtete, daß ſie zu Boden fallen könnte; aber es war nicht körperliche Schwäche, ſondern allein nur vollſtändige geiſtige Ermattung geweſen, die ſie erfaßte, und dagegen glaubte er ein Mittel zu wiſſen. Er hatte in ſeiner Stube eine Flaſche mit gutem Rum ſtehen; den holte er vor, goß ihr einen Theil davon unter das noch übrig gebliebene Waſſer und hieß ſie das trinken. Die Frau nahm es auch und that einen Schluck; aber ſie war geiſtige Getränke nicht gewohnt und ſetzte es, innerlich ſchaudernd, wieder ab. Der Staatsanwalt dagegen ſchenkte ſich ebenfalls ein Glas ein; er fühlte ſich ſo aufgeregt, daß er etwas Derartiges bedurfte; aber er ſchüttelte ſich nicht, und erſt in der Stube ein paarmal auf und ab gehend, blieb er endlich wieder vor der Frau Baumann ſtehen.

„Und Ihr Sohn," ſagte er, „oder der Baron Friedrich von Wendelsheim, der er eigentlich iſt, hat noch keine Ahnung von ſeinem Stande?"

Die Frau ſchüttelte mit dem Kopf.

„Und der Lieutenant eben ſo wenig?"

„Kein Menſch weiß etwas davon, als Heßbergers und ich — und jetzt Sie."

„Hm," ſagte der Staatsanwalt, „das iſt bei Gott eine wunderbare Geſchichte und wird...." Er brach kurz ab, rieb ſich mit der flachen Hand den Kopf und ſetzte ſeinen unterbrochenen Spaziergang fort.

„Wiſſen Sie, liebe Frau," ſagte er endlich, als er nochmals ſtehen blieb, „daß wir mit der Sache in ein wahres Wespenneſt hineingerathen, denn wenn die Heßberger'ſchen Eheleute leugnen — und das thun ſie jedenfalls —, ſo glaubt uns nachher kein Menſch ein Wort von der ganzen Beſcherung. Es ſind vierundzwanzig Jahre darüber hingegangen, und der alte Baron — und ſein Satan von einer Schweſter erſt recht — werden ſich hüten, auch nur eine einzige der angeführten Thatſachen zuzugeben. Sie werden es für blanke Lüge und Verleumdung erklären."

„Ich habe die Wahrheit geſprochen," ſagte

die Frau feierlich, „ſo mir Gott in meiner letzten Stunde beiſtehen ſoll!“

„Ich glaube es Ihnen, liebe Frau, ich glaube es Ihnen, jede Silbe, und ich durchſchaue auch jetzt das Ganze gut genug, aber Beweiſe — wo kriegen wir Beweiſe her? Die müſſen wir ſchaffen, ehe wir nur damit herauskommen können, oder wir verderben Alles.“

„Und indeſſen tödten ſie mir den Sohn, den ich genährt und erzogen und ſo lieb habe wie den eigenen!“ rief die Frau in Angſt und Aufregung.

„Wen? Den Fritz Baumann?“

„Hat er denn nicht geſtanden und ſoll er nicht ſchon übermorgen hingerichtet werden?“

„Unſinn,“ ſagte der Staatsanwalt mürriſch, „altes Weibergeſchwätz in der Stadt. So ſchnell geht die Sache nicht, und wenn er den alten Mann wirklich überfallen hätte, was ich aber nicht einmal glaube. Nein,“ ſetzte er hinzu, als ihn die Frau zweifelnd anſtarrte, „machen Sie ſich deshalb keine Sorgen; Sie haben deren ſchon außerdem genug. Er ſitzt allerdings noch im Gefängniß, und möglich, daß er auch noch ein paar Wochen dort bleiben muß, denn die Herren Richter haben darüber ihre eigenen Anſichten,

aber weiter wird ihm nichts geſchehen — verlaſſen Sie ſich auf mich.“

„Aber die Volkert hat mir doch geſagt,“ ſtammelte die Unglückliche ganz verſtört — denn jetzt erſt kam ihr der Gedanke, daß vielleicht das ganze Geſtändniß unnöthig geweſen wäre — „daß er bekannt hätte und am Freitag hingerichtet werden ſolle.“

Der Staatsanwalt mochte vielleicht ahnen, was in ihrer Seele vorging, und es lag ihm ſelber daran, das Gefühl jetzt nicht in ihr aufkommen zu laſſen. „Ich weiß nicht, woher die Frau Volkert ihre Nachrichten ſchöpft,“ ſagte er deshalb, „kenne die Dame auch nicht und glaube nicht, daß der junge Mann ſich zu dem Verbrechen bekannt hat. Wäre es aber auch wirklich der Fall, ſo beruhigen Sie ſich vollſtändig, über eine ſo raſche Ausführung der Strafe. Das geſchieht nicht und kann nach unſeren Geſetzen gar nicht geſchehen, da ſelbſt einem jeden Verbrecher, und ſei er der ſchwerſte, der Weg zur Gnade des Königs noch immer offen ſteht. In dieſem Fall aber und im Beſitz des Geheimniſſes, das Sie mir eben mitgetheilt, würde ich ſelber die nöthigen Schritte thun, um eine über ihn verhängte Strafe hinauszuſchieben, und des-

halb brauchen Sie ſich keine Sorge zu machen — Ihr Fritz ſoll nicht ſterben."

Die Frau faltete die Hände. „Dann mag nachher mit mir geſchehen, was da will," ſagte ſie leiſe. „Und wenn ich das Furchtbare nun erſt noch meinem braven Mann geſtanden und ſeine Verzeihung erfleht habe, dann glaube ich auch, daß mir der liebe Gott die Sünde vergeben wird. Die Menſchen mögen mich dann ſtrafen — ich habe es verdient und will es gern ertragen."

„Ihrem Mann wollen Sie es geſtehen?" ſagte der Staatsanwalt. „Hm — ja...."

„Und muß ich denn nicht?" fragte die Frau erſtaunt. „O, wenn ich es vor langen, langen Jahren gethan hätte, es wäre vieles Elend abgewandt!"

„Die Sache iſt nur die," meinte Witte verlegen, „daß wir damit eigentlich nicht unter die Leute treten dürfen, bis wir nähere Beweiſe dafür bringen können. Haben Sie kein Zeichen, an dem Sie Ihr eigenes Kind feſt beſtimmen könnten, kein Maal oder ſonſt etwas?"

Die Frau ſchüttelte mit dem Kopf. „Nein," ſagte ſie, „kein anderes Zeichen als das Herz der Mutter. Er kennt mich ja auch ſelber nicht,"

ſetzte ſie traurig hinzu; „wie oft habe ich mich ihm in den Weg geſtellt, um ihm in die guten, treuen Augen — ganz wie ſie ſein Vater hat — zu ſchauen! Er kannte mich nicht einmal, ſah mich kaum, dankte nur manchmal vornehm oder auch gar nicht und ging vorüber, und mir hätte das Herz dann in der Bruſt zerſpringen mögen, daß ich's mit beiden Händen halten mußte."

„Arme Frau...."

„Jawohl, arme Frau — o, was ich geduldet und getragen habe die ewig lange Zeit, und immer allein, immer allein, mit keiner Seele, der ich mich vertrauen durfte — ich könnt's nicht ſagen. Jetzt zum erſten Mal fühl' ich mich leichter, jetzt zum erſten Mal iſt mir, als ob ich wieder Frieden finden könnte. Aber mein armer Bruno," ſetzte ſie ſeufzend hinzu, „wie wird er es tragen? Muß er nicht ſeiner eigenen Mutter fluchen, daß ſie ihm allen Glanz der Erde zeigte, nur um ihn dann wieder herauszureißen und zu einem der Niedrigſten zu machen?"

„Das iſt wirklich eine verzweifelte Geſchichte," murmelte der Staatsanwalt, dem indeſſen eine ganze Menge von Dingen durch den Kopf fuhren. Nicht allein Herr Bruno von Wendelsheim würde nämlich erſtaunt über den Wechſel der

Verhältniſſe ſein, ſondern auch ſeine eigene Frau. Aber was half ihm das Alles? Beweiſe brauchte er, weiter nichts als Beweiſe; denn daß das Zeugniß einer einzigen alten Frau nicht ausreichen würde, um beſonders in einer ſo wichtigen und bedeutenden Erbſchaftsſache die ganze Erbfolge umzuſtoßen, konnte er ſich nicht verhehlen. War es ja doch, wie das Gericht einwenden würde, ihr eigener Sohn, dem ſie durch ein ſolches Geſtändniß das rieſige Erbe zuwenden wollte, und daß man das nicht ſo ruhig hinnahm, ließ ſich denken. Und was der Major dazu ſagen würde? Recht hatte er freilich gehabt, daß damals nicht Alles redlich zugegangen, wenn es bei ihm auch blos Verdacht, nie Gewißheit geweſen; aber ihm half es trotzdem nichts, wie die Sachen ſtanden. Und ſeine eigene Frau? Er kratzte ſich mit der rechten Hand hinten am Kopf und lief noch immer mit ſchnellen Schritten im Zimmer auf und ab. Außerdem konnte er der Frau nicht verdenken, jetzt, da ſie ihm das ſchwere Geheimniß eröffnet, auch ihr Herz gegen ihren Mann auszuſchütten, und daß ſie da einen harten Stand bekam, ließ ſich denken. Aber ihm ſetzte ſie damit ebenfalls das Meſſer an die Kehle, denn wenn jetzt etwas in der Sache geſchehen ſollte,

mußte es raſch geſchehen; er wußte nur nicht, wie.

Mitten im Herumlaufen fiel ihm ſein Juſtizrath ein. „Hilf Himmel, wie raſch die halbe Stunde vorüber war! Er mußte jetzt fort, denn es betraf einen wichtigen Fall, der nothwendig eine vorherige Beſprechung erforderte, und die Zeit war jetzt ſchon beinahe abgelaufen.

„Liebe Frau Baumann," ſagte er deshalb, „ich muß fort, ich kann nicht länger ausbleiben. Gehen Sie indeſſen nach Hauſe und überlegen Sie ſich die Sache noch einmal ordentlich unterwegs. Treibt Sie Ihr Herz, mit Ihrem Mann offen darüber zu ſprechen — ich kann's Ihnen nicht verdenken —, ſo thun Sie es, aber bitten Sie ihn, mit keinem Menſchen weiter darüber zu reden, bis ich ihn ſelber geſehen habe. Ich komme dann, wenn die Sitzung vorüber iſt, bei Ihnen vor. Wollen Sie mir das verſprechen?"

„Ja, Herr Staatsanwalt," ſagte die Frau leiſe, „denn ich glaube, daß Sie es gut mit uns meinen."

„Sie können ſich darauf verlaſſen, liebe Frau."

„Und der Fritz? — Es geſchieht ihm gewiß nichts Böſes, wenn wir nicht gleich erzählen, daß er vornehmer Leute Kind iſt?"

„Es geſchieht ihm nichts, die Verſicherung kann ich Ihnen geben. Ich werde dafür ſorgen, daß er in keine Gefahr kommt, und wenn irgend eine Aenderung in der Unterſuchung eintreten ſollte, ſo komme ich augenblicklich zu Ihnen oder ſchicke nach Ihnen und laſſe es Sie wiſſen."

„Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt, ich danke Ihnen recht von Herzen — auch für die freundlichen Worte, die Sie zu mir geſprochen. Ich hatte ſchon geglaubt und gefürchtet, alle Menſchen, die mein Vergehen erführen, müßten mich von jetzt an nur haſſen und verabſcheuen, und ich trage doch wahrlich nicht die Schuld — o, ich allein hätte es nie, nie gethan!"

„Seien Sie ohne Sorge, Frau Baumann," ſagte der alte Herr, der aber jetzt etwas ungeduldig wurde. „Ich habe Sie nun kennen gelernt, und ich glaube, ich durchſchaue das Ganze. Wir wollen ſehen, wie ſich Alles zum Beſten wenden läßt, und in ſpäteſtens zwei oder drei Stunden bin ich bei Ihnen."

Damit ging er nach der Thür zu und nahm drin in ſeinem Zimmer Hut und Stock. Frau Baumann folgte ihm auch, und mit geſenktem Haupte ſchritt ſie zwiſchen den Schreibern hin, die ſich indeß die Köpfe zerbrochen hatten, was

die Frau so Wichtiges mit ihrem Chef zu sprechen hatte, daß er einen besondern Boten auf das Amt hinaufschickte, um eine Verhandlung aufzuschieben, und sie jetzt beinahe sogar versäumte. Aber sie erfuhren nichts. Der Staatsanwalt lief, ohne selbst seiner Frau Adieu zu sagen, die Treppe hinunter, um noch zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu sein, und langsam — o, wie waren ihr die Füße so schwer geworden, als sie diesmal ihrer Heimath entgegenschritt — folgte ihm die Frau.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Druck von G. Pätz in Naumburg a. d. S.

147
2 11
3 1

86.
164.